P.o. germ. 1920 u

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Leses

Digitized by Google

<36621047340016

<36621047340016

Bayer. Staatsbibliothek

König Wilhelm der Dritte

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Marie Norden.

Erster Theil.

Königliche Bibliothek.

Dresden.
Verlag von Robert Schäfer.
1859.

P.o. germ. 1920 u

3. Aus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H

Digitized by Google

Die Frau Majorin Serre

auf Mazen,

in deren gastlichem Hause Wissenschaft und Kunst so oft eine freundliche Aufnahme fanden, erlaube mir bei der Herausgabe dieses Buches mit tiefgefühlter Anerkennung ihrer zu gedenken.

Dresden, 1858.

Marie Norden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

In einem nicht prächtig jedoch comfortable ausgestatteten Gemache des unfern dem Haag gelegenen Schlosses Oranienſaal ſtanden zwei Männer am Fenſter und blickten auf die Gegend hinaus, über welcher das ſtarre Kleid des Winters lagerte. Die Mittagsſonne warf ihren matten Schein über die beſchneite Fläche und über die ringsum ſich erhebenden kahlen Eichen, welche, der Haagſche Boſch genannt, die fürſtliche Wohnung umgaben. Der fehlende Blätterſchmuck ließ jetzt dem Auge ein weiteres Feld der Betrachtung, ſo daß es von der Höhe dieſes Standpunktes herab die Dünen erkennen konnte, jenſeits derer das graue, ſchäumende Bett der Nordſee ſich ausbreitete. Der eine der Männer war von ſchlanker, dem Anſchein nach ſchwächlicher Geſtalt; ſeine breite gewölbte Stirn gab ſich augenſcheinlich als der Sitz ungewöhnlich ſcharfer Denkkraft kund, unter welcher die blauen Augen mit durchdringendem Blicke leuchteten. Die Adlernaſe, der feſt geſchloſſene Mund, die bleiche, durch Krankheit und Sorge gefurchte Wange mußten einem Sterblichen gehören, welcher nicht immer die breite Sonnenbahn des Glücks gewandelt war.

Die Mitte der Dreißig war noch nicht von ihm erreicht, doch gab ihm der strenge Ernst seines Wesens ein weit älteres Ansehen. Das Haar fiel nach der Sitte der Zeit in langen, lichtbraunen Locken auf den weißen Spitzenkragen herunter, den er über dem dunkeln, goldverzierten Hofkleide trug. Wenn nun auch nicht Kraft und Gesundheit aus seinem Aeußern sprach, so verrieth es dennoch eine Stärke des Geistes, welche über die Unvollkommenheit des Körpers triumphirt und zu den kühnsten Unternehmungen fähig ist, eine Ausdauer, welche nicht durch Widerwärtigkeiten oder Gefahren zu erschüttern ist. Es war Wilhelm Heinrich der Dritte von Nassau-Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, welcher mit seinem Diener und vertrautesten Freunde, dem Geheimerath und Kammerherrn Wilhelm von Bentinck, sich auf jene ungezwungene Weise unterhielt, der er beim Alleinsein mit ihm sich zu überlassen so sehr liebte. Es waren Rückblicke in die Vergangenheit sowohl wie Betrachtungen der Gegenwart, welche das Gespräch berührte und der Prinz fuhr in diesen mit einem gedämpften Tone fort.

„Du weißt, Bentinck, daß meine Kindheit nicht glücklich war; ich habe meinen Vater nicht gekannt und meine Wiege schon wurde ängstlich von jenen stolzen Olichargen überwacht, welche mit dessen frühzeitigem Tode die Würde eines Statt-

halters für immer in unsrer Republik beseitigt hofften."

„Aber Sie waren nicht weniger der Gegenstand des lebhaftesten Interesses der Freunde des Hauses Oranien", entgegnete der Vertraute. „Man wußte, mein Prinz, daß Sie das Haupt eines der erlauchtesten Fürstenhäuser, der Besitzer großer Einkünfte sein würden, daß Ihre Mutter die Tochter Karls des Ersten war und also auch das königliche Blut Englands in Ihren Adern rollte. Sie setzten ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf die Zeit Ihrer Mündigkeit, welche beide sie auch nicht im Entferntesten getrogen haben."

„Jene fähigen und erfahrenen Minister waren Todfeinde meines Namens, wenn auch das Volk diesem anhing," fuhr der Prinz fort. „Sie kamen täglich um dem Anschein nach sich von meinem Wohlbefinden zu überzeugen, doch geschah es in Wahrheit, um zu beobachten, ob sich auch die leisesten Spuren von Ehrgeiz bei mir kund gäben. Jedes unbedachte Wort von mir wurde sorgfältig von ihnen angemerkt und kein treuer Berather stand neben mir, der bei ihnen für mich zum Besten hätte reden können. Ich war kaum fünfzehn Jahre alt als man eines Tages alle meine Freunde und Diener von mir entfernte, welche mein Vertrauen genossen und mir eine unveränderte Anhänglichkeit bewiesen. Ich widerstrebte heftig, bat mit Thränen — vergebens. Die eifersüchtigen Regierungs-

männer wollten mich wie einen Staatsgefangenen behandeln. Meine von Natur schwache Gesundheit verschlechterte sich bei den heftigen Gemüthsleiden, welche eine so trostlose und peinliche Lage erzeugt."

„Dergleichen unangenehme Zustände drücken den Schwachen zu Boden," bemerkte Bentinck, „allein sie rufen alle verborgene Kraft des Starken hervor. Ein Jüngling gewöhnlichen Schlages würde unter diesen Bedrückungen zu Grunde gegangen sein; Eure Hoheit lernten Festigkeit, Gelassenheit und Selbstbeherrschung durch sie."

„Ich gewöhnte mich, Geheimnisse in mich zu verschließen," entgegnete Wilhelm von Oranien mit einem schwachen Lächeln, „unbefugte Neugier durch kurze und trockne Antworten zurück zu weisen und alle meine Leidenschaften unter dem Anschein der Gleichgültigkeit und ernster Ruhe zu verbergen, bis ich endlich mit einundzwanzig Jahren jenen Platz wieder erlangte, den meine Vorfahren so ruhmvoll bekleideten."

„Ludwig der Vierzehnte war die eigentliche erste Veranlassung, daß Eure Hoheit an die Spitze der Republik gestellt wurde," sagte der Kammerherr von Bentinck. „Als er seine Truppen verwüstend in unser Land sandte, ahnte er nicht, daß er seinem größten und kräftigsten Feinde dadurch zu der Macht verhalf, die ihm zur Entwickelung seiner Pläne gegen ihn gefehlt hatte."

Um Wilhelms Munde zeigte sich wieder ein schwaches Lächeln. Bentinck sprach weiter:

„Sie saßen vorher schon in der Versammlung der Generalstaaten und gaben eine so klare Ansicht der Dinge, eine so umfassende Kenntniß der Angelegenheiten der Republik, eine so scharfe und gereifte Beurtheilungsgabe kund, daß die alten, grauhaarigen Senatoren über die wirkliche Weisheit erstaunt waren, die einem so jugendlichen Munde entfloß. Doch waren es dunkle, schreckliche Tage, in denen Sie zur Gewalt gelangten. Bei dem Einfall der Franzosen raste das Volk gegen die damaligen Häupter der Regierung. Dieser war gegen alles Gesetz, gegen alle Gerechtigkeit ausgeführt worden und jeder Gräuel des Krieges war von den zügellosen Eroberern begangen. Die Holländer hatten sich vor dem stolzen Ludwig gedemüthigt, seine Gnade angefleht, um ihr Vaterland zu retten. Er hatte ihnen geantwortet, daß ihnen diese nur werden sollte, wenn sie dem Hause Bourbon huldigten. Der Muth der Verzweiflung erwachte in uns, denn es galt das Vaterland, die hochtheure, schwer erkämpfte Freiheit der Niederlande. Schaaren flüchtender Bauern, die ihre zerstörten Besitzungen verlassen hatten, langten mit schreckenvollen Berichten in der Hauptstadt an, die deren Bevölkerung in die wahnsinnigste Aufregung des Zorns und der Angst versetzten. Die hundertzüngige Fama vergrößerte

in's Unendliche, was in der Wirklichkeit schon gräßlich genug war. Die sonst so gelassenen Holländer beleidigten ihren größten Seehelden, de Ruyter, öffentlich, und der stets so hoch von ihnen verehrte Rathspensionair Jan de Witte und sein Bruder Cornelius wurden vor dem Thore des Pallastes der Generalstaaten in Haag ermordet!"

Bentinck hielt ein wie vom Entsetzen der Erinnerung überwältigt. Wilhelm hatte den Blick zu Boden geschlagen und seine Physiognomie blieb so unverändert, daß auch der schärfste Beobachter nicht die Bewegungen seines Innern errathen konnte. Nach kurzer Pause fuhr Bentinck fort:

„Da erhoben Sie Sich, mein Prinz, und redeten Worte, die ewig unvergeßlich in den Annalen Hollands verzeichnet sind. Eure Hoheit sprachen gegen die Versammlung aus, daß noch Mittel der Vertheidigung für jeden Patrioten übrig seien, die selbst die Weltmacht des stolzen Ludwigs nicht würden zu bezwingen vermögen. Sie ermahnten alle Holländer, ihre Deiche durchzustechen und mit den eingedrungenen Fluthen der Nordsee einen Verbündeten herein zu lassen, vor dem der übermächtige Feind zurückweichen würde. Und selbst wenn der heimische Boden und alle jene köstlichen Erzeugnisse des Kunstfleißes, womit ihn die Tüchtigkeit seiner Bewohner bedeckt hatte, vom Meer verschlungen würde, so sei dennoch nicht Alles verloren. Die Holländer würden Holland überleben

können. Freiheit und Kunstfleiß, von Tyrannen aus Europa vertrieben, würden auf den fernsten Inseln Asiens eine gesicherte Zuflucht finden. Die sämmtlichen Schiffe in den Häfen der Republik würden hinreichen, um zweihunderttausend Auswanderer zu dem indischen Archipelagus hinüber zu führen. Dort könnte Holland neu und ruhmvoller wieder erstehen und es könnte unter dem Kreuze des Südens, inmitten von Palmen und Zuckerrohr, die Börse eines reicheren Amsterdams, die Universität eines gelehrteren Leydens sich erheben. Diese Ihre denkwürdigen Worte entflammten den Nationalgeist der wankenden Patrioten. Die schmachvollen Friedensbedingungen wurden bestimmt verworfen, die Deiche durchstochen; das ganze Land wurde in einem großen See verwandelt, aus welchem die Städte mit ihren Wällen und Thürmen gleich Inseln hervorragten, und die wilden Schaaren der Eindringlinge waren gezwungen, sich durch einen schnellen Rückzug vom Untergange zu retten. Ihnen selbst waren vergebens von Ihrem Onkel Karl dem Zweiten und von dem französischen Könige die lockendsten Anerbietungen gemacht worden, um Sie der Sache der Republik abspenstig zu machen Sie waren und blieben der warmherzigste Freund Ihres Vaterlandes."

„Die vollständige Verwüstung des ganzen Landes war das schwere Opfer," entgegnete der Statthalter, „durch welches die Befreiung von dem

französischen Joche erkauft wurde. Hunderte üppiger Wiesen, schöner Gärten und blumengeschmückter Thäler wurden von den salzigen Wellen begraben. Jammer und Trostlosigkeit machte sich auch in unsern Staatsversammlungen geltend. Einige unserer alten Senatoren unterbrachen unsere Erörterungen, indem sie vor Gram zusammen sanken, oder mit lautem Weinen riefen, daß sie den Gedanken nicht ertragen könnten, die Selbstständigkeit und den Ruhm unseres Vaterlandes vernichtet zu sehen. Ich sah mich nah und fern umsonst nach Beistand um. Spanien war geschwächt, Deutschland uneinig und getheilt, England auf der Seite unsers Feindes. Es schien mir nichts Anderes mehr übrig zu sein, als mich wie ein zweiter Aeneas an die Spitze einer großen Auswanderung zu stellen und ein neues Holland außerhalb des Bereiches der französischen Gewaltherrschaft zu gründen. Kein Hinderniß würde dann mehr die Fortschritte der Bourbonen aufhalten; in wenigen Jahren würde diese Familie Lothringen und Flandern erobern, sich Castilien und Arragonien, Neapel und Mailand, Mexiko und Peru zueignen. Ludwig würde sich mit dem alleinigen Rechte des Stärkern die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen, einem seiner Verwandten den polnischen Thron geben und der einzige Herrscher von Europa und von dem größten Theile Amerikas sein. Dieser Gedanke quält mich noch

jetzt wie in den Tagen meiner ersten Jugend, und wird mich bis zum Grabe nicht verlassen!“

Die blasse Wange Wilhelms von Oranien hatte sich geröthet; sein Auge glänzte und seine Bewegungen waren lebhaft geworden. Er hatte sich jener natürlichen Beredtsamkeit überlassen, welche ihm in Augenblicken der Aufregung eigen war. Für ihn war die anschwellende Macht Frankreichs, was die Weltherrschaft Roms für Hannibal war, und wenn auch kein Hannibal ihm ewige Feindschaft den Gewaltherrschern hatte schwören lassen, so beseelte ihn doch das nämliche Gefühl nicht minder lebhaft Auch das freundliche, auffallend schöne und regelmäßige Gesicht seines Gesellschafters gab mehr und mehr das Interesse kund, daß auch in ihm diese Erinnerungen erweckten. Die holländische Ruhe hatte ihn verlassen; sein blaues Auge hing mit der herzlichsten Freude an seinem Fürsten und ein Lächeln, als fühle er dessen Triumph in seiner Seele wieder, umspielte auch seine Lippen. Er hatte den Kopf mit dem langen, lichten Lockenhaar erhoben, so daß seine Gestalt diejenige des Prinzen überragte, welche nicht die Mittelgröße erreichte, und sprach dann:

„Aber Eure Hoheit gewannen Zeit und dies war von der höchsten Wichtigkeit. Zur See waren wir unbesiegt geblieben und die gewaltigen Eroberungspläne Ludwigs erschreckten auch Spanien und Deutschland. Die Nähe der Gefahr trieb

unſern alten Feind, ſich mit uns zu verbinden und auch von allen Enden des deutſchen Reiches marſchirten Truppen gegen den Rhein. Der engliſchen Regierung begann es an Geld zu fehlen, und auch Ludwig war wieder in ſeine Hauptſtadt zurückgekehrt."

„Er hält es zuweilen nothwendig, ſich an der Spitze ſeiner Heere zu zeigen," verſetzte der Prinz, „doch zieht er das Leben in Palläſten weit demjenigen in Lagern vor, er geht ſtets bald und gern wieder zurück, um den Weihrauch der Poeten perſönlich entgegen zu nehmen und ſich durch das Lächeln ſeiner Hofſchönheiten entzücken zu laſſen."

„Eure Hoheit aber errangen die glorreichſten Erfolge, denn kaum dreiundzwanzig Jahre alt waren Sie in Europa als Politiker und Soldat berühmt geworden, hatten unſer Vaterland gerettet, die Parteien im Innern zur Ruhe gewieſen, waren die Seele eines mächtigen Bündniſſes und hatten Sich mit Ehren gegen die größten Feldherren unſers Zeitalters im Felde gehalten. Als endlich nach ſieben Jahren des heldenmüthigſten Kampfes der Friede von Nimwegen unſere Noth endigte, hatten Ihr Muth und Ihre Geſchicklichkeit ehrenvolle Bedingungen für uns erlangt. Frankreich gab uns viele wichtige Städte und die ganze Franche Comté heraus und der Verluſt war allein auf Seiten Spaniens."

„Und Du krönteſt das Werk des Friedens durch eine gleich glückliche Unterhandlung, indem Du die Nichte Karls des Zweiten mir zur Gemahlin gewannſt,“ ſagte der Prinz wieder lächelnd. Der Kammerherr fuhr fort:

„Die Engländer betrachten Eure Hoheit ſeitdem als einen ihrer Prinzen und freuen ſich ſehr, in Ihnen den Gemahl ihrer zukünftigen Königin zu ſehen.“

Wilhelm antwortete nicht. Gleich darauf befiel ihn ein heftiger Huſten und nachdem dieſer aufgehört, ſagte er:

„Dieſe Heirath lag durchaus im Intreſſe der Niederlande. Es mußte uns darum zu thun ſein, eine engere Verbindung mit England zu ſchließen, um dieſes dadurch mehr von Frankreich zu entfernen.“

Er mußte innehalten, da ihm das Athmen ſchwer wurde. Bentinck ſah ihn beſorgt an und verſetzte dann:

„Eure Hoheit werden heute ſehr vom Aſthma geplagt. Würden Sie nicht lieber die Ruhe ſuchen wollen?“

„Keineswegs,“ antwortete der Prinz. „Ich will mir im Gegentheil Bewegung machen und die freie Luft genießen; dies wird für mich das beſte Heilmittel ſein.“

Er ſchwieg wieder einige Minuten und ſprach dann weiter:

„Du weißt, Bentinck, daß ich von jeher nicht zu den Robuſten gehörte, doch haben die Folgen der Pocken meine gewohnten Uebel ſehr vergrößert. Es war in unſern ſchlimmſten Tagen als ich davon befallen wurde — in jener Zeit, als wir erſt begannen, uns gegen Frankreich aufzuraffen.“

„Dieſe Krankheit,“ ſagte Bentinck, „war mehreren Mitgliedern Ihrer Familie verderblich geworden und trat auch bei Eurer Hoheit Anfangs ſehr gefährlich auf. Die Straßen vom Haag waren den ganzen Tag über mit Menſchen angefüllt, welche ängſtlich nach Ihrem Befinden fragten, da ſie mit Ihnen ihre größte Hoffnung und Stütze zu verlieren fürchteten.“

„Es wurde nach und nach beſſer mit mir,“ erwiederte der Prinz. „Es war mein größtes Glück, daß Du damals mein Page warſt, denn Deine unermüdliche und unerſchrockene Freundſchaft wich nicht von meinem Lager. Von Dir erhielt ich Arznei und Nahrung, Du hobſt mich aus meinem Bette und legteſt mich wieder darin nieder. Sechszehn Tage und Nächte lang verlangte ich niemals irgend etwas, was Du mir nicht reichteſt. Du fehlteſt mir keinen Augenblick, beraubteſt Dich des Schlafes und ſelbſt als das Gift dieſer Krankheit auch Dich angeſteckt hatte bezwangſt Du das Fieber und die Uebermüdung. Erſt als ich aller Gefahr entriſſen und auf dem beſten Wege der Herſtellung war bateſt Du um

Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen. Es war Zeit, denn Deine Füße wollten Dich nicht länger tragen. Kaum hattest Du nach sehr gefährlichem Leiden Dich einigermaßen erholt, so eiltest Du zu unsrer Armee, wo Du während manches harten Straußes so unverändert an meiner Seite bliebst, wie Du es in den Gefahren der Krankheit thatest. Ich erkannte, daß ich in Dir einen Freund gefunden hatte, Bentinck, und daß ich Dir mehr als einmal mein Leben schuldete — ich erkannte es — und werde es nie vergessen!"

Er hatte Anfangs leise, dann lauter und lebhafter wie fortgerissen von dem Gegenstande seiner Gedanken geredet, wobei sich Rührung und Zärtlichkeit in seinen Blicken malte. Er erfaßte Bentincks Hände und drückte diese fest gegen seine Brust. Dieser beantwortete diese Aeußerungen warmer Zuneigung nur durch einen liebevollen Blick, in welchem sich die ganze, viel bewiesene Treue seiner Anhänglichkeit an seinen Fürsten aussprach. Dieser hob nach einer Pause wieder an:

„Du hast meine letzte Jagd in der vorigen Woche nicht mit gemacht, weil Du lieber bei Deiner Frau bleiben wolltest."

„Unser jüngster Knabe befand sich sehr unwohl," schaltete Bentinck ein.

„Gottlob, daß er sich ganz erholt hat," fuhr Wilhelm rasch fort. „Du glaubst nicht, wie viele

Mühe mir der gewaltige Hirsch machte, den ich verfolgte. Ich mußte meilenweit hinter ihm her jagen und der Tag war fast zu Ende, als meine Kugel ihn endlich erreichte. Es war ein hartes Stück Arbeit diesmal."

„Ich fürchtete fast, daß Sie Sich zu sehr dabei angegriffen hätten, mein Prinz," entgegnete der Kammerherr.

„O nein, mir ist nicht schlimmer als gewöhnlich darnach geworden," erwiederte der Prinz. „Aber das Wetter ist gut, ich möchte morgen früh mich wieder auf die Jagd begeben. Willst Du mich begleiten?"

„Sehr gern," war die Antwort. „Befehlen Eure Hoheit, daß ich die nöthigen Ordres dazu an die Jäger und Stallknechte, so wie an die Herren Ihres Gefolges austheilen lasse?"

„Thue dies und laß sie Alles recht gut im Stande halten, damit uns der Schießbedarf nicht ausgehe, wenn wir vielleicht lange aufgehalten werden sollten. Wir dürfen uns durch Hindernisse nicht zurückschrecken lassen, sondern müssen trotz ihrer mit guter Beute heimkehren."

Der Kammerherr entfernte sich mit leichtem Gruße. Wilhelm legte im Umgange mit seinen nächsten Freunden die Zurückhaltung ab, welche ihn gegen Andere oft so verschlossen erscheinen ließ und welche ihm so gut den Beinamen des Schweigenden, wie seinem Urgroßvater Wil-

helm von Oranien, dem Gefährten Egmonts und dem gefährlichsten Widersacher Philipps des Zweiten, erwarben. Er war einer der wenigen Kronenträger, welche einen wirklichen Freund besaßen und welche diese Freundschaft, so warm und rein wie irgend eine, von der uns die alte oder neue Geschichte erzählt, bis zu ihrem Tode fortsetzten. Er bedurfte weder eines Führers noch eines Schmeichlers und wenn auch die Erwiederungen Bentincks in dieser Unterredung meistens einen angenehmen Inhalt enthielten, so waren sie doch nur auf Wahrheit begründet. Wilhelm vertraute seiner eignen scharfen Urtheilskraft und verließ sich nicht auf Rathgeber, deren Meinung durch anderartige Einflüsse bedingt sein konnte. Gerade diese durchdringende Beurtheilungsgabe räumte der Schmeichelei keinen herrschenden Spielraum bei ihm ein. Der Vertraute eines solchen Fürsten mußte ein Mann von nicht überwältigendem Genie und von nicht herrschsüchtigem Geiste sein; tapfer und treu, pünktlich erhaltene Befehle ausführend, Geheimnisse unverletzlich bewahrend, alle Vorfälle genau beachtend und sie treu seinem Gebieter mittheilend — so wollte ihn Wilhelm der Dritte und so fand er ihn in Bentinck. Karten, Schach und Billard verursachten dem Prinzen nur wenig Vergnügen; dagegen war die Jagd seine Hauptfreude, wenn sie am Gefährlichsten sich zeigte. Seine Kühnheit grenzte dabei an Verwe-

genheit und die gewandteſten und berühmteſten Jäger zauderten oft, ihm auf dieſen bedenklichen Unternehmungen zu folgen. Er vergaß alsdann die Schwäche ſeines Körpers, welche ſo groß war, daß die Aerzte beſtändig ſeinen Feinden den Zeitpunkt nannten, zu welchem Wilhelm ihr unterliegen müſſe, wenn auf irgend eine Vorausſetzung in der mediziniſchen Wiſſenſchaft mit Gewißheit zu bauen ſei; es wäre unmöglich, daß ſeine zerrüttete Conſtitution länger zuſammenhalten könnte. Dennoch überdauerte ſein Leben ein halbes Jahrhundert und bei keinem einzigen bedeutenden Vorfalle in ihm verfehlte es die Stärke ſeines Geiſtes, ſich ſeinem leidenden und erſchöpften Körper mitzutheilen und zu verhindern, daß dieſer ein Hinderniß für ſeine entſchloſſene Thatkraft werde. Er war von der Natur mit heftigen Leidenſchaften begabt, allein die Gewalt dieſer Empfindungen war der Welt unbekannt. Vor dieſer verbarg er ſeine Freude und ſeinen Kummer, ſeine Zärtlichkeit und ſeine Abneigung unter einer ſo ruhigen Außenſeite, daß man ihn für den kaltblütigſten der Menſchen halten mußte. Wer ihm gute Nachrichten brachte, gewahrte ſelten ein Zeichen der Freude an ihm, und wer ihn an Tagen des Unglücks ſah bemerkte weder Niedergeſchlagenheit noch Muthloſigkeit. Er lobte und tadelte, belohnte und ſtrafte mit dem unbewegten Ernſt eines mohikaniſchen Häuptlings: aber Diejenigen, welche ihn genau

kannten, wußten zu wohl, daß unter dieser Eisdecke ein glühendes, nie erlöschendes Feuer loderte. *)

---

*) Alle diese Erzählungen und Schilderungen, so wie auch die der folgenden Capitel sind bis auf die genauesten Einzelnheiten den historischen Berichten entnommen.

2.

Als der Prinz sich allein sah, ging er langsam einige Male in seinem Arbeitszimmer auf und nieder; dann wie von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken erfaßt ergriff er seinen Hut, öffnete eine Seitenthür und stieg einige Stufen der Hintertreppe hinunter. Ohne den breiten Corridor zu benutzen, der von der Haupttreppe aus an der Reihe der Gemächer im Haus im Busche hinlief — wie auch das Schloß des Statthalters genannt wurde — betrat er einen Nebengang, verfolgte dessen mannigfache Windungen und gelangte endlich im andern Flügel zu einer niedrigen Thür, welche sich auf den ersten Anblick verschlossen zeigte.

Es mußte jedoch der Prinz die Lokalität genau kennen, denn er drückte an eine Springfeder, worauf die Thür aufsprang und er — einige Schritte weiter durch ein kleines Gemach gehend — vor einer zweiten Thür stillstand und vor dieser leise hustete. Im Innern schien man dies Geräusch wie die Meldung eines Wohlbekannten aufzunehmen, denn eine leise, weibliche Stimme rief: „herein.“ Gleich darauf öffnete eine Dame die Thür, trat dann einen Schritt zurück und streckte die Hand dem Eingetretenen entgegen. Dieser ergriff sie, drückte sie an seine Lippen, und ließ sich dann mit sanfter Gewalt bis zu dem Sopha führen, auf welchem er sich so dicht neben die Dame setzte, wie dies ein gewöhnlicher Bekannter wohl nicht gewagt haben würde, und seinen Arm über die Lehne legte, indem er sich zu ihr herüber beugte.

Die Dame war Elisabeth Villiers, eine der Hofdamen der Prinzessin von Oranien, doch entbehrte sie fast aller jener Reize, welche die Geliebte eines Fürsten zum Gegenstande seiner Zuneigung zu machen pflegen. Zwar war ihre nach der Mode des letzten Viertels des siebzehnten Jahrhunderts gekleidete Gestalt schön und hoch gewachsen, doch zeigte ihr Antlitz weder regelmäßige noch liebliche Formen und wurde sogar durch ein starkes Schielen verunstaltet. Allein es fand sich zwischen ihr und dem Retter der Niederlande eine

Sympathie, welche manchen ſtarken Geiſt ſchon feſter gebunden hat, als die Anmuth äußerer Formen: Sie verſtand das Streben ſeiner großen Seele und wußte auf die gewaltigen Pläne einzugehen, welche ſie in ihrem Innern bewegte.

Er ergriff jetzt wieder ihre Hand und ſagte: „Ich hörte geſtern ſchon bei der Prinzeſſin, daß Sie Ihre Gemächer nicht verließen, Eliſabeth, und wollte mich ſelbſt erkundigen, wodurch dieſe ſelbſtgewählte Abgeſchloſſenheit bedingt ſei.“

„Wenn ich auch für die übrige Welt unſichtbar bin, ſo werde ich doch ſtets zu Ihrem Empfange bereit ſein, wenn nicht eine vollkommene Unmöglichkeit mich daran verhindert, mein Prinz,“ verſetzte Eliſabeth Villiers mit leicht gerötheten Wangen.

Wilhelm lächelte und fragte dann:

„Haben Sie heute Nachrichten aus England gehabt?“

„Nein,“ erwiederte ſie.

„Der König Karl iſt noch immer leidend am Podagra,“ verſetzte er.

„Es iſt eigenthümlich, daß ihn dieſe Krankheit befallen mußte,“ ſagte die Dame. „Er war ſtets ein Freund körperlicher Bewegung, ſpazierte viel und raſch und hielt ſich gewöhnlich täglich drei bis vier Stunden in der friſchen Luft auf. Man pflegte ihn noch ehe die Sonne den Thau des Raſens getrocknet hatte, ſchon in dem Park

von St. James herumstreifend zwischen den Bäumen zu sehen, indem er mit seinen Hunden spielte oder seinen Enten Korn hinwarf."

„Er hat seit seiner Krankheit diese frühen Spaziergänge aufgeben müssen," entgegnete Wilhelm, „und verbringt seitdem seine Morgenstunden in seinem Laboratorium; doch soll seine gute Laune unter dieser Beschränkung gelitten haben und er sich mehr und mehr auch über anderweitiges Unwohlsein beklagen."

Eine kurze Pause trat ein. Dann sagte Elisabeth:

„Der Bruder des Königs, der Herzog von York, ist der nächste Erbe der englischen Krone, nach ihm seine Tochter, Ihre Gemahlin. Eine starke Partei versuchte schon, ihn durch Parlamentsbeschluß von der Thronfolge auszuschließen, welches damals nicht vom Oberhause gebilligt wurde. Wenn dies aber später dennoch gelänge, so würde Maria Stuart, die gegenwärtige Prinzessin von Oranien, nach Karls des Zweiten Tode Königin von England sein."

Die Miene Wilhelms von Oranien nahm für einige Minuten jene ernste Undurchdringlichkeit an, welche es selbst seiner Geliebten unmöglich machte, auf den Grund seiner Seele zu schauen. Endlich entgegnete er:

„Hierauf wird Marie nie ihre Hoffnung setzen. Ihr Vater ist der rechtmäßige Erbe des

englischen Thrones und erst wenn auch dieser in die Ewigkeit hinüber gegangen, kann die Krone auf sie übergehen. Uebrigens ist Karl der Zweite erst fünf und fünfzig Jahre alt, kann also noch lange leben."

„Und der Herzog von York ist nur zwei Jahre jünger," sagte sie. Es ist also sehr möglich, daß er vor seinem Bruder, dem König, dahingeht, wenn Beide alt werden sollten."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann, rasch zu einem andern Gegenstand überspringend, fort, indem ein Lächeln, welches Schalkhaftigkeit und Verschmitztheit aussprach, um ihre dünnen Lippen spielte:

„Jetzt will ich Ihnen entdecken, warum ich mich gestern Abend beim Cercle der Prinzessin krank melden ließ. Ich war bei meiner Schwester Anna, wo ich Nachrichten einziehen wollte, die wichtiger waren, als ich sie im Kreise Ihrer Gemahlin hätte erfahren können."

„Bei der Kammerherrin Bentinck also, sagte der Prinz. „Bentinck ist soeben von mir gegangen, doch sagte er mir nichts davon."

„Er war bis nach Mitternacht mit Zulestein und Auverkreque bei Ihnen und empfing sehr früh heute schon verschiedene Mynheers aus dem Haag, welche über die Arbeiten berichten wollten, die mit den ersten Frühlingslüften im Park von Loo vorgenommen werden müssen. Vielleicht hat er seine

Frau kaum gesehen; auch wußte diese, daß ich selbst Ihnen erzählen wollte, was wir gehört."

Wilhelm richtete seinen durchdringenden Blick wie mit gespannter Neugier auf das Hoffräulein. Diese fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Sie wissen, daß Almonde, der Sekretair des französischen Gesandten d'Avaux, die Freuden der Tafel und mehr noch ein Gläschen Sherry liebt. Ich stehe mich sehr gut mit ihm aus dem Grunde, glaube ich, weil ich ihm sage, daß ich allein für ihn von Zeit zu Zeit ein Fäßchen dieses süßen Weines aus London kommen lasse, der besser ist, als er ihn irgendwo in Holland und Frankreich bekommen könnte. Meine Bedingung dabei ist, daß er ihn nur in meiner Gegenwart bei einer meiner Schwestern trinken darf; ich schenke ihm dann fleißig ein und benutze seine Erkenntlichkeit, um aus seiner weinseligen Redseligkeit herauszulocken, was sein Herr als tiefe Geheimnisse der Diplomatie betrachtet."

Der Statthalter nickte bei dieser Mittheilung wie zu einer Sache, die ihm längst bekannt sei. Elisabeth beugte sich so dicht zu ihm, daß ihr Athem seine Wange streifte und flüsterte:

„Als ich ihn mit Scherz und Gelächter und Scherry so weit hatte wie ich ihn haben wollte, entlockte ich ihm eine Sache von Wichtigkeit. Ich schwor ihm gleich darauf unverbrüchliches Schwei-

gen und ich denke, Sie und ich werden es fest bewahren.“

Sie lachte wieder und auch Wilhelm lächelte leicht. Dann fuhr sie fort:

„Es ist ein Anschlag auf Ihre Freiheit im Werke, der dem König Ludwig ganz vortrefflich passen könnte. Ein Graf Fenil, ein italienischer Offizier in einem französischen Regimente, wurde kürzlich aus Frankreich verbannt, da er einen anderen Offizier im Duell getödtet hat. Er hält sich gegenwärtig in Duyviliers auf und hat dem Gesandtschaftssekretair einen Plan zugesandt, durch dessen Ausführung er sich Begnadigung und Wiedereinsetzung in seinen früheren Posten zu erringen hofft. Man erwartet nur die ersten Frühlingstage des nächsten Monats, um ihn auszuführen. Es ist bekannt, daß Sie an schönen Tagen in der milden Jahrszeit oft durch die breite Allee fahren, welche von den Gärten hinter dem Pallast nach dem Dorfe Schevelingen führt. Alle Welt genießt bei den Dünen dort gern die erquickende Seeluft, doch ist ein Theil des Weges wegen des tiefen losen Sandes schwer zu befahren. Sie, mein Prinz, wählen jedoch diesen oft, um dort mehr allein zu sein und nicht von dem neugierigen Anstarren der zahlreichen Spaziergänger zu sehr belästigt zu werden, haben in Ihrem Wagen dann nur einen Begleiter und lassen Sich von sechs Pferden ziehen, die Sie jedoch nur langsam fortzubringen vermö-

gen. Keiner der andern Wagen darf Ihnen alsdann folgen; Sie pflegen zwei Stunden zu fahren und verschwinden gewöhnlich ganz aus dem Gesichtskreise der übrigen Anwesenden."

„Die frische Seeluft thut meiner Brust so sehr wohl," sagte Wilhelm tief aufathmend.

„Der Graf Fenil will sich sodann auf einem Kriegsschiff befinden, welches unter holländischer Flagge in der Nähe liegen soll, er will mit einem Agenten Ludwigs mit zwei Booten in die Bai von Schevelingen segeln und jedes mit einer Mannschaft versehen, die mit tollkühner Entschlossenheit zu jedem gefährlichen Unternehmen bereit ist. Sie werden am Fuße der nördlichen Dünen ungesehen von Ihnen landen und während Ihr Wagen langsam zwischen den Sandbergen pflügt, diesen umringen, Sie herausreißen, Ihre Begleiter niederschießen, Sie in eins der Boote schleppen und mit diesem sie zu dem Kriegsschiff rudern, auf welchem Sie sehr bald nach Frankreich in das Gewahrsam Ludwigs des Vierzehnten gelangen werden."

Das Fräulein hielt inne, als wenn sie ihr Herz erleichtert hätte und jetzt der Sammlung bedürfe. Die ruhige Heiterkeit des Prinzen jedoch veränderte sich nur, indem er lachend sagte:

„Ein feiner Plan, fürwahr, doch wird Ludwig mir durch ihn wieder einen Dienst leisten, den er durchaus nicht beabsichtigt. Ich werde ganz in der Stille meine Sicherheitsmaßregeln

dagegen ergreifen, so daß ich vorläufig wenigstens meinen Aufenthalt keineswegs in Frankreich nehmen, sondern ihn ganz ruhig in Holland fortsetzen will. Wenn der geeignete Zeitpunkt eingetreten, werde ich dies Projekt öffentlich enthüllen und dann von den Generalstaaten eine Leibwache zum nothwendigen Schutze meiner Person verlangen."

„Und dadurch eines der Vorrechte der regierenden Häupter erhalten, auf welches Sie so bestimmt verzichten mußten, als die widerspenstigen Häupter der Republik Sie endlich zum Erbstadthalter einsetzten. Seit mehr als zehn Jahren nun haben Sie sich schon als einen so feinen Politiker gezeigt, daß ich immer auf's Neue wieder Sie bewundre. Seit Octavian nennt uns die Geschichte kein Beispiel von so frühzeitig entwickelter Staatsweisheit, wie bei Ihnen; schon als Sie, kaum dem Knabenalter entwachsen, in der Versammlung der Generalstaaten saßen, sprachen Sie Ihre Meinung über die Angelegenheiten des Vaterlandes und der übrigen Reiche mit einer so tiefen, umsichtigen Kenntniß aus, daß die ältesten Senatoren darüber erstaunt waren.

Auch in den Mienen Elisabeths sprach sich eine so lebhafte und dabei zärtliche Bewunderung aus, daß sie dadurch verschönt wurden. Ihr fürstlicher Freund küßte ihre Wange und sagte liebevoll:

„Wenn ich in dieser Vollkommenheit nicht zurückgegangen bin, so verdanke ich dies theilweise Dir, meine Elisabeth. Du bist stets unter der Hand für mein Bestes thätig und vermagst mir durch Deine geräuschlose Klugheit so manche wichtige Entdeckung mitzutheilen, aus der ich in dem Gewirre politischer Entwürfe vielen Vortheil ziehen kann. Ich glaube, daß es meine Bestimmung ist, den Bestrebungen der Gewaltherrschaft des französischen Herrschers entgegen zu treten und sie zu vereiteln."

„Sie sind Calvinist und glauben an die Vorherbestimmung," warf das Fräulein ein.

„Allerdings, versetzte er ernst: „Was Gott über uns vom Anfange unsers Erdendaseins an beschlossen hat, wird uns geschehen; wenn uns ein Unglück oder auch der Tod ereilen soll, so trifft es uns zu der bestimmten Stunde und nie werden wir unserm Schicksal entgehen, möge es uns Freude oder Schmerz bringen."

„Die holländischen Prediger haben Sie nicht mit Unrecht mit Gideon verglichen," sagte Elisabeth; „wie er die Freiheit seines Landes gegen die Midianiter vertheidigte, so kämpfen Sie für die Niederlande gegen Frankreich, die Verwerfung der Hand der Tochter der La Valliere, welche er Ihnen vor Ihrer Heirath mit der Prinzessin von England anbot, hat Ludwig Ihnen nie verziehen."

„Auch hat er mein Ländchen Oranien so schändlich verwüstet, wie so manche andere Landstriche auf seinen Kriegszügen" erwiederte er. Es war Rache, weil ich sein gnädiges Anerbieten, mich in Paris als einen Vasallen Frankreichs empfangen zu wollen, verwarf. Persönliche Abneigung gesellt sich bei uns Beiden zu der Entfernung, die zwischen uns als Staatsoberhäuptern bestehen muß. Es lebt eine Empfindung in mir, welche von frühster Jugend an schon stärker als jede andre wurde, welche sich mit allen meinen Leidenschaften vermischt, welche mich zu gewaltigen Unternehmungen anspornt und mich aufrecht hält unter Demüthigungen, Krankheit, Kummer und Sorge, und welche mich sogar in's Leben zurückrufen würde, wenn der Tod schon an meinem Lager stände: diese Empfindung ist die Feindschaft gegen Frankreich, gegen jenen prachtliebenden, angestaunten, heerschsüchtigen Monarchen, welchen seine Schmeichler Ludwig den Großen nennen, welcher zwar manche Vollkommenheiten besitzt, dem aber seine ruhmsüchtige Eitelkeit und seine alles Recht verspottende Eroberungslust zum Schrecken und zum Abscheu Europas gemacht haben.

Sein lebhaft bewegtes Antlitz, seine blitzenden Augen legten Zeugniß von der Gewalt jener Empfindung ab, welche jetzt wieder seine Worte kund gaben. Diese waren zuletzt zwar rasch und beredt, keineswegs jedoch dabei sehr laut gewor-

den, so daß sie also außerhalb des Zimmers nicht vernommen werden konnten. Plötzlich öffnete sich die Flügelthür, welche als Haupteingang auf den Corridor führte und eine Dame trat herein, welche vier bis sechs Jahre jünger sein mochte als Elisabeth, auch ihre Gestalt war nicht völlig so groß, wenn auch eben so schlank und schön gewachsen, wie die des Fräuleins. Ihre Bewegungen waren anmuthig; das dunkle Haar kräuselte sich in vielen kurzgeschnittenen Locken; der Glanz der mandelförmigen, braunen Augen wurde durch die zarte Farbe des regelmäßigen Ovals, welches das Antlitz bildete, noch gehoben. Es war Maria Stuart, die Gemahlin Wilhelms von Oranien, welche in ihrer äußern Erscheinung sich sogleich als die Tochter ihrer Väter darstellte, welche die Grazie und Schönheit ihrer Urgroßmutter, jedoch nicht deren Fehler und Thorheiten besaß, die diese Letztere als eine wahre Tochter der Guisen characterisirten.

Die Kleidung der Prinzessin von Oranien war in Schnitt und Aufputz nicht sehr weit von derjenigen unserer Tage verschieden. Ihr Gewand von dunkler, schwerer Seide bedeckte die Schultern nur so weit, um den mit einer kostbaren Perlenschnur gezierten, blendend weißen Hals sichtbar werden zu lassen, und war mir einer köstlichen, breiten, brüsseler Spitze eingefaßt; die Arme waren durch eine doppelte Spitzenreihe bis zum Ellbogen verhüllt, wobei ein breiter, gestickter Be-

satz vorn in der Mitte des Gewandes vom Halse bis zum Rocksaume hinunterging. Lange, kostbare Geschmeide hingen in den kleinen, zierlichen Ohren.

Da die Unterhaltung im Innern des Gemaches nicht laut geführt worden war, so hatte die Prinzessin außen nicht bemerken können, daß ihr Hoffräulein bereits Gesellschaft habe. Wenn sie gleich im Allgemeinen die Formen der Etikette sehr wohl zu beachten wußte, so setzte sie diese doch zuweilen im Innern ihres Pallastes bei Seite und suchte die Damen ihres Gefolges in deren Gemächern auf, wenn sie verhindert waren, sich in die ihrigen zu verfügen. Bei dem Anblicke ihres Gemahls hielt sie ihren raschen Schritt an; ein schneller Blick hatte sie die sehr vertrauliche Stellung bemerken lassen, in welcher er sich mit ihrem Hoffräulein befand. Er fuhr rasch aus dieser auf und erhob sich, um der Prinzessin entgegen zu treten. Nur bei ihm machte sich einige Verlegenheit bemerklich, wogegen Elisabeth so ruhig und ungenirt blieb, als habe sie durchaus nicht das Bewußtsein, daß ihre Gebieterin irgend etwas Ungehöriges hier gewahrt haben könnte. Das Gesicht derselben war von einer schnellen Röthe überflogen worden, doch lag keine merkliche Bitterkeit in ihrem Ton, als sie gegen den Prinzen gewendet sprach:

„Ich sah Sie heute Morgen noch nicht, mein Gemahl, doch ist es mir lieb, zu erfahren, daß Sie Sich wenigstens dem Anschein nach wohlbefinden.“

Der Prinz verbeugte sich und erwiederte:

„Ich hoffe, daß es auch Ihnen gut geht, Prinzessin.“

„Seine Hoheit sind so gnädig, hin und wieder gern von mancherlei wichtigen Angelegenheiten mit mir zu plaudern und mich ziemlich häufig zu besuchen, wenn zu vertraulichen Unterredungen Einsamkeit nothwendig ist. Es ist daher ganz natürlich, daß ich Sie nicht selten früher am Tage sehe als Ew. königliche Hoheit dies thun.“

Das Fräulein, welche aufgestanden war, hatte diese Worte mit einer solchen dreisten Unverschämtheit gesprochen, daß sie sehr leicht dem Unwillen einer beleidigten Gattin hätte erregen oder vermehren können. Die Prinzessin veränderte jedoch ihre artige Weise nicht, sondern antwortete nur mit einem ernsten, ruhigen Blick und wandte sich dann nochmals an ihren Gemahl:

„Ew. Hoheit wurden gestern von heftigen Kopfschmerzen geplagt; ich will nicht fürchten, daß Ihnen die letzte Nacht zu schlecht vergangen ist?“

„Ich danke Ew. königlichen Hoheit; sie war erträglich,“ antwortete Wilhelm.

Die Prinzessin Marie richtete nun erst ihre Rede an das Fräulein:

„Ich erfuhr, daß Sie auch heute nicht Ihre Zimmer verlassen wollten, Lady Elisabeth, und bin selbst gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie gestern Lady Hariet Wentworth noch gesprochen. Sie verabschiedete sich vorgestern bei mir, um wieder nach Brüssel zu gehen, doch würde ich es gern sehen, wenn sie morgen noch den Hofball mitmachen wollte, das heißt, wenn sie den Haag noch nicht verlassen hat."

„Die Lady ist heute Morgen schon abgereist," entgegnete das Fräulein, und wird daher nicht erscheinen können. Ich selbst ließ mich gestern Abend bei Ew. königlichen Hoheit entschuldigen, da ich anderweitig im Interesse Seiner Hoheit sehr in Anspruch genommen war; auch wußte ich, daß meine Schwester Catharine, die Marquise de Puissars, sich zur Soirée einfinden würde, welche sich also anstatt meiner zu Ihren Befehlen stellen könnte.

„Sie hat sich um acht Uhr mit mir zum La bassett*) niedergesetzt," sagte die Prinzessin. Auch d'Avaux kam später noch und ich gewann dreißig Louisd'or von ihm."

„Ihre Freunde haben also nicht ermangelt, sich auch hierbei galant zu zeigen," bemerkte der Prinz.

*) La bassett war ein Kartenspiel, welches um jene Zeit an allen europäischen Höfen gespielt wurde. Man legte Bank dabei auf und verfolgte es mit dem größten Interesse, so daß bedeutende Summen dabei umgesetzt wurden.

„Das Spiel ging seinen richtigen Weg,“ sprach Marie. „Auch denke ich, daß der französische Gesandte am oranischen Hofe gegenwärtig ungehinderten Zutritt hat.“

„Vergessen Sie nicht, meine Gemahlin,“ sagte Wilhelm mit einiger Bitterkeit, „daß er behauptet, nicht bei meiner Person, sondern bei den Generalstaaten der Botschafter Frankreichs zu sein.“

„Eine der gewöhnlichen Anmaßungen seines Monarchen,“ sagte die Fürstin.

Eine kurze Pause trat ein. Elisabeth Villiers nahm wieder das Wort:

„Seine Hoheit haben Sich damit beschäftigt, ein ruhig gehendes Pferd für Sie ausfindig zu machen. Mein Vater hat sich gleichfalls darum bemüht und es wird morgen in den fürstlichen Ställen anlangen.“

„Es ist ein Apfelschimmel, der so leicht und zierlich geht und dabei so sanft und gut zugeritten ist, daß er Ihnen in jeder Hinsicht gefallen wird,“ fügte Wilhelm hinzu. „Er soll nur von Ihnen geritten werden. Sie sprachen schon vor vier Wochen den Wunsch nach einem solchen aus, und es hat lange gedauert, ehe wir einen auffinden konnten, der alle unsere Forderungen erfüllen würde.“

„So lange schon haben Sie Sich meinetwegen bemüht und so freundlich einen Wunsch beachtet, den ich äußerte, ohne am nächsten Tage noch an seine Erfüllung zu denken,“ sagte Marie lebhaft.

„Sie haben inmitten aller jener wichtigen Gedanken, die Ihr Haupt anfüllen, fortgesetzt sich eines Verlangens von mir erinnert, das einen so geringfügigen Gegenstand betrifft. Ich danke Ihnen, mein Gemahl. Sie haben sehr gütig gegen mich gehandelt.“

Sie war auf ihn zugetreten und reichte ihm ihre Hand, während ihr Auge freudig leuchtete. Er aber beugte sich nieder, ergriff ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf, der so flüchtig war, daß sie kaum seine Berührung fühlen konnte. Dann sagte er kalt:

„Es ist mir lieb, wenn ich Ihnen habe dienen können, Madame.“

Diese sprach nun zu ihrer Hofdame:

„Ich hoffe Sie wenigstens morgen wieder bei mir zu sehen, Lady Elisabeth.“

„Ich werde den Befehlen Ew. königlichen Hoheit nachkommen, wenn mich nicht ein bedeutendes Hinderniß davon abhält,“ erwiederte die Angeredete mit jenem harten Ton, welcher grell gegen das sanfte Organ der Fürstin abstach. Diese grüßte auch ihren Gemahl leicht zum Abschied, welcher ihr jedoch seinen Arm mit den Worten bot:

„Gestatten Sie mir, Madame, Sie in Ihre Gemächer zurück zu führen?“

Sie legte den ihrigen hinein, doch gingen Beide schweigend neben einander fort. Marie

hatte den Muth zu einem herzlichen oder fröhlichen Gespräch verloren. Es war sehr bemerklich, daß Wilhelms Benehmen gegen seine Gemahlin durchaus nicht jene zärtliche Vertraulichkeit kund gab, in welcher er sich gegen seinen Freund und seine Geliebte gehen ließ. Es war im Gegentheil frostig und wortkarg, ohne daß er indessen dabei gänzlich die Höflichkeit und jene äußerlichen Achtungsbeweise bei Seite setzte, welche ihrer Stellung gebührten. Sein näheres Verhältniß zu ihrem Hoffräulein suchte er gern ihren Augen zu entziehen, da er ihr nicht zu gerechten Beschwerden Anlaß geben wollte, wenn sich dieß vermeiden ließ. Elisabeth Villiers dagegen rühmte sich mit Stolz des Vorzugs, den ihr der Statthalter vor allen übrigen Damen seines Hofes gab, und war unedel genug, diesen sogar in Gegenwart ihrer Gebieterin nicht selten geltend zu machen.

Die Familie Villiers spielte eine bedeutende Rolle am oranischen Hofe im Haag. Sir Eduard Villiers, welcher später zum Grafen von Jersey erhoben wurde, war als Oberstallmeister der Prinzessin von Oranien mit dieser von England herüber gekommen. Seine Gattin, welche die Gouvernante und Oberhofmeisterin der Letztern gewesen, war noch in England an den Pocken gestorben, hatte jedoch ihre sämmtlichen Töchter als Gespielinnen der jungen Prinzessin Marie von York aufwachsen lassen. Alle vier trafen nach einander im Haag

ein, doch zog nur die Aelteſte, Eliſabeth, es vor lange unverheirathet zu bleiben; die Zweite verband ſich bald mit Wilhelms Liebling, Bentinck, wodurch ihr Einfluß natürlich noch größer wurde; auch die Dritte, Mary, die erſte Kammerfrau Mariens, hielt ſich, wie auch die Jüngſte, Catharine, welche einen franzöſiſchen Edelmann geheirathet hatte, viel in der Umgebung der Prinzeſſin von Oranien auf. —

Wenn zwiſchen Ehegatten — mögen ſie nun dem fürſtlichen oder irgend einem andern Stande angehören — eine ſchweigende oder durch laute Aeußerungen herbeigeführte Spannung beſteht, ſo dient das Dazwiſchenkommen eines unbetheiligten Dritten oft, dieſe wenigſtens theilweiſe auszugleichen. So hörten auch der Erbſtatthalter der Niederlande und ſeine Gemahlin nicht ungern die Meldeformel des aufwartenden Leibdieners, als dieſer ihnen noch auf dem Corridor mit den Worten entgegen trat:

„Seine Gnaden, der Herzog von Monmouth, befinden ſich im Vorzimmer und bitten um die Erlaubniß, Ihrer königlichen Hoheit aufwarten zu dürfen.“

Der Harrende wurde von dem fürſtlichen Paare auf eine faſt cordiale Weiſe begrüßt. Er folgte ihnen nach einigen tiefen Verbeugungen in den Salon, welcher das Staatszimmer der Fürſtin abgab.

Jakob, Herzog von Monmouth, der Aelteſte der natürlichen Söhne Karls des Zweiten, lebte ſeit einem Jahre etwa in Brüſſel und im Haag. Seine Theilnahme am ſogenannten Rye-Houſe-Complott hatte ihm die Verbannung aus England zugezogen. Der edlere Theil der Verſchwornen hatte bei dieſem nur eine Wiederherſtellung der parlamentariſchen Regierung beabſichtigt, welche ſich früher ſchon nicht abgeneigt gezeigt, den Bruder des Königs, den Herzog von York, von der Thronfolge in Großbrittanien auszuſchließen, und dieſe dem Herzoge von Monmouth zuzuwenden. Eine weniger achtbare Klaſſe der Geheimbündler verfolgte andere, weiter gehende Zwecke und hielt Zuſammenkünfte für ſich, ohne jedoch die Erſteren damit bekannt zu machen. Nach der Entdeckung der Verſchwörung warf Monmouth ſich zu den Füßen ſeines königlichen Vaters und ſchwor dieſem — ohne die Wahrheit zu verletzen — daß er nie etwas von irgend einer Gewaltthat gegen deſſen Leben gewußt habe. Er erhielt die erflehte Verzeihung mit der Weiſung, ſich einſtweilen aus England zu entfernen, während viele ſeiner Gefährten — unter ihnen die edlen Häupter Ruſſels und Algernon Sidneys — unter dem Beile des Henkers ihre Verwegenheit büßten. Es war jedoch dem Statthalter und ſeiner Gemahlin wohlbekannt, daß der König Karl ſeinen Lieblingsſohn Monmouth im Geheimen liebkoſte, während er ihm

öffentlich noch immer etwas zu zürnen schien, daß er ihm bedeutende Geldsendungen zukommen ließ, ihm eigenhändig schrieb und dessen Zurückberufung nach London in nicht zu ferne Aussicht stellte. Da sie wußten, daß sie nach Karls Wünschen handelten, so hatten sie ihn sehr freundlich aufgenommen und der sonst so stille Hof im Haag war seit der Anwesenheit des englischen Herzogs lebendig und munter geworden. Die weiten Gemächer des prächtigen Schlosses Oraniensaal („Oranje Zaal") widerhallten von dem Geräusch der Bälle, Maskeraden und sonstigen Feste, und Wilhelm ermunterte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit die übrigen Theilnehmer, indem er selbst mit tanzte und zahlreich besuchte Schlittenpartien anführte. Diese wurden oft bei der während des Carnevals stattfindenden, vortrefflichen Bahn nach einem mehrere Meilen entfernten, dem Prinzen gehörenden Lustschlosse unternommen, wobei alle Theilnehmer maskirt waren. Monmouth fuhr die Prinzessin und aß mit ihr und dem Prinzen zu Mittage, während diese früher stets allein in ihren Gemächern gegessen hatte. Man hatte sie früher öffentlich fast niemals promeniren sehen; jetzt bemerkte man sie öfterer an öffentlichen Plätzen, wobei immer Monmouth es war, der ihr den Arm bot und wieder zur Seite ihres Wagens ritt, wenn sie diesen abermals bestiegen hatte. Auf den Bällen war er meistens ihr Tänzer; Wilhelm führte

ihn nicht selten selbst zu ihr und bewies sich überhaupt so zuvorkommend gegen ihn, wie dies kaum jemals gegen irgend einen Fremden sonst geschehen war. Diese augenscheinliche Bevorzugung des Herzogs hatte die Mißbilligung des Vaters Mariens erregt, welcher in England immer genau wußte, was am Hofe seiner Tochter vorging. Er hielt sich unter den Personen ihrer Umgebung beständig bezahlte Späher, welche ihn stets von allen vorkommenden Einzelnheiten unterrichteten, so wie auch diese nicht selten versuchten, durch allerlei Klätschereien und Zwischenträgereien die Unzufriedenheit der Prinzessin von Oranien über manche ihrer Verhältnisse zu erregen oder noch mehr zu bestärken. Es lag in der Natur der Sache, daß wiederum Wilhelm zuweilen über diese Einmischungen in seine zartesten Familienverhältnisse entrüstet war und Gegenmaßregeln ergriff, welche seinem Schwiegervater wenig gefielen. Dieser hatte in den letzten Tagen seiner Tochter einen Brief gesandt, in welchem er sich so hart über ihr Benehmen gegen ihren Vetter aussprach, daß er ihr Thränen kostete. Er fügte hinzu: „Sie möge ihren Gemahl hinsichtlich dieses Punktes warnen, denn wenn dereinst der König Karl und er selbst dahingegangen seien, so würde Jakob Monmouth — wie hoch auch immer Prinz Wilhelm gegenwärtig dessen Freundschaft halte — Ihnen Beiden ernsthafte Verdrießlichkeiten bereiten,

ehe sie von dem Throne Großbrittaniens Besitz ergreifen könnten. *) Marie gab ihrem Vater hierauf die richtige Antwort: „Daß sie in ihrem Benehmen gegen Monmouth nur den Wünschen ihres Gemahls nachkomme und sich daher in Betreff dessen keine Vorwürfe zu machen habe.“ —

Vielleicht war es die in ihrem jugendlichen Alter von noch nicht fünfundzwanzig Jahren so natürliche Freude an heiteren Zeitvertreiben und geselligen Zerstreuungen, von denen ihr bisher an dem stillen, ernsten Hofe Oraniens so wenige geboten worden waren, welche ihre Zuneigung gegen Monmouth bedingte. Vielleicht auch waren es seine persönlichen Vorzüge, welche sie für ihn so besonders einnahmen und ihr seine Gesellschaft so erwünscht sein ließen. Jakob Monmouth konnte unbestritten als das Muster eines vollendeten Cavaliers jener Tage hingestellt werden. Gewandt und tapfer in Führung der Waffen, vertraut mit den schönen Künsten, ein rascher Tänzer, munter in der Unterhaltung, von schöner, ansehnlicher Gestalt, mit dunkeln Augen, hübschen, sprechenden Zügen, die ein dunkles Bärtchen auf der Oberlippe noch männlicher machte, mit ritterlichem Anstand im Gange und in jeder andern Bewegung entfaltete er gesellige Eigenschaften, welche schnell zu seinen Gunsten bestechen mußten. Ein schönes

*) Siehe Macyhersons Geschichte Großbrittaniens.

Bild männlicher Kraft und Gesundheit, von dem nämlichen Alter Wilhelms, gab er in seinem äußern Auftreten gegen diesen einen scharfen Gegensatz ab, der sich jedoch auch in seinem Innern fand, wie sein späteres Benehmen dies noch mehr als sein früheres bewies. Seine dunkeln langen Locken fielen auf das feine Spitzentuch herab, welches von seinem Halse bis über die Brust herunterhing, und von einer diamantnen Agraffe festgehalten wurde. Der Rock von dunkler Seide war mit Aufschlägen und Besatz von breiter Goldstickerei versehen und ging bis über die Knie; die unter ihm befindliche, weiße seidene, gleichfalls goldbordirte Weste erreichte fast die nämliche Länge, während der zierliche Galanteriedegen in goldglänzender Scheide an der Seite hing. Die schwarzen, engen, sammetnen Beinkleider wurden unter dem Knie durch schimmernde Bänder befestigt, deren eins der Orden des Hosenbands war, unter welchem breite, weiße Spitzen auf die weißen, seidenen Strümpfe herabfielen; die zierlichen Füße waren mit dunkeln, hochfersigen Schnallenschuhen bekleidet und breite Spitzenmanschetten wurden an den schön beringten, kräftigen, jedoch gut gepflegten Händen sichtbar.

3.

„Welche gute Absichten haben Sie heute für unser Vergnügen, Herzog?“ fragte der Erbstatthalter cordial, als Alle sich gesetzt hatten. „Ich glaube nicht, daß die Prinzessin über den Rest des Tages schon bestimmt haben wird.“

„Nein,“ sagte diese, ich habe mich noch für nichts Besonderes entschieden.“

„Sie finden also offene Ohren für Ihre Vorschläge, setzte Wilhelm hinzu.

„Ich habe Ew. königliche Hoheit einladen wollen, mir das Glück Ihrer Gesellschaft auf dem Eise angedeihen zu lassen,“ erwiederte Jakob von Monmouth. „Das Eis ist durch den Frost dieser Nacht so spiegelblank geworden, daß es eine wahre Freude sein wird, sich auf den Canälen hier in den Gärten am Schlosse darauf zu bewegen.“

„Sie meinen, Vetter,“ sprach die Fürstin lachend, „daß ich meine Versuche im Schlittschuhlaufen heute unter Ihrem Schutze wiederholen sollte?“

„Wenn es Eurer königlichen Hoheit so gefiele,“ antwortete der Herzog mit einer anmuthigen Verbeugung, „so würde ich zu Ihren Befehlen stehen.“

„Auf keinen Fall würde ich Elisabeth Villiers dabei mit mir nehmen dürfen“ fuhr Marie mit gleicher Heiterkeit fort, „denn sie hat mir eine erschreckende Beschreibung über mein Aussehen bei unsern Uebungen gemacht. Meine Kleider seien bis zu den Knieen aufgeschürzt, die über meine Schuhe festgeschnallten Schlittschuhe machten meine Füße noch einmal so groß, und wenn ich einmal auf dem einen Fuß, und dann auf dem andern herumglitte, so müsse man an einen Storch denken, der sich auch oft mit einem Fuß zur Zeit behelfen könnte.“

„Die Schlittschuhpartien werden bei einiger Uebung mit so vieler Grazie von Ihnen fortgeführt werden, Madame, wie Sie sie von jeher bei unsern Quadrillen entwickelten,“ versetzte der Herzog lächelnd. „Sie dürfen nur den Muth nicht über alle die anwesenden, neugierigen Gaffer verlieren, denn aller Anfang ist schwer.“

„Ich will alle meine Courage zusammen nehmen,“ sagte die Prinzessin auf seinen Scherz eingehend.

„Sie wollten der Prinzessin,“ nahm Wilhelm wieder das Wort, „die beiden neuen Tänze zeigen, welche jetzt am englischen Hofe so sehr en vogue sind?“

„Ich bin bereit dazu,“ antwortete der Herzog. „Wir werden sie zu einem Maskenaufzug

gebrauchen können, der in der nächsten Woche hier im Pallaste veranstaltet werden sollte."

„So kommen Sie auf jeden Fall heute Abend, Herr Herzog, um Madame darin zu unterrichten," fuhr der Prinz fort.

„Um welche Stunde befehlen Ew. königliche Hoheit?" fragte der Erstere gegen diese gewendet.

„Um acht Uhr; ja nicht später, damit uns die kostbare Zeit nicht ungenützt verstreicht," erwiederte sie.

Monmouth verbeugte sich. Sie fuhr heiter plaudernd fort:

„Ich weiß von langer Zeit her, welch' ein vortrefflicher Partner und Führer Sie beim Tanz sind, Vetter. Vor länger als zehn Jahren wurde meine Schwester, die Prinzessin Anna, und ich beim englischen Hofe eingeführt und diese wichtige Begebenheit sollte mit einem Ballet gefeiert werden, welches Crowne componirt und „Calista, oder die keusche Nymphe" genannt hatte."

„Mistreß Betterton, die erste Actrice am königlichen Theater in London, instruirte uns Alle in den Proben," warf Monmouth lächelnd ein, als sie einen Augenblick inne hielt. Ew. königliche Hoheit stellten die Hauptperson Calista dar, die Prinzessin Anna die Nymphe."

„Sarah Jennings, die jetzige Lady Churchill, war Mercur; Hariet Blague Diana. Sie war mit der Menge ihrer Diamanten die Schönste von

uns Allen, und ich beneidete sie sehr; denn alle diese Sterne glänzten schön beim Lichtschimmer."

„Doch hätte diese Pracht ihr fast verhängnißvoll werden können," bemerkte der Herzog, „da sie einen dieser Diamanten verlor, welcher der Gräfin Suffolk gehörte. Als der Herzog von York ihren Kummer sah, war er gütig genug, diesen Verlust zu ersetzen, der auf nicht weniger als achtzig Pfund Sterling geschätzt wurde."

Hariet Wentworth war Jupiter und Sie selbst, Vetter, nur einer der untergeordneten Genien," fügte sie hinzu. *)

„Wie es mir zukam," sagte Monmouth.

„Lady Hariet ist nach Brüssel abgereist, wie ich höre?" sagte die Prinzessin.

„So ist es; ich habe sie heute Morgen an ihren Wagen begleitet," versetzte der Gefragte.

„Sie wird einige Zeit dort bleiben?" fragte sie wieder.

„Sie hatte diese Absicht, wenn Ew. königliche Hoheit nicht anderweitig über sie befehlen," entgegnete Jakob.

„Ich will sie dort nicht stören," nahm sie wieder das Wort, „doch bitte ich Sie, Vetter, Ihrer Freundin in Ihrem ersten Briefe meinen Wunsch mitzutheilen, sie sogleich wieder hier am Hofe zu sehen, sobald sie in den Haag zurückkehrt. Der

*) Siehe Mrs. Stricklands Königinnen von England.

Herzog antwortete mit einem sehr freundlichen Blick.

„Sie wird sehr glücklich über die Bevorzugung sein, welche Sie ihr so gnädig angedeihen lassen, Madame.“

Die Prinzessin neigte leicht und anmuthig das Haupt und fuhr dann, ihren Erinnerungen weiter nachgehend, fort:

„Dryden hatte den Epilog zu unserm Ballet geschrieben und ihn an den König Karl gerichtet.“

„Doch fehlte auch in ihm die gerechte Verherrlichung der beiden königlichen Schwestern, der jungen Prinzessinnen von York nicht,“ fügte der Herzog hinzu.

„O ja, Anna und ich wurden als Nymphen geschildert, deren Liebenswürdigkeit die Freunde des englischen Monarchen fester binden und seine Feinde entwaffnen würde,“ sprach Marie lachend. „Drydens Muse hatte das Mögliche auch für uns geleistet.“

Die Unterhaltung wurde in diesem Augenblicke durch den Eintritte ines Pagen unterbrochen. Auf den fragenden Blick des Prinzen sprach dieser:

„Es ist ein Courier aus London eingetroffen, welcher wichtige Nachrichten für Eure Hoheit bringt.“

„Wenn diese das Befinden des Königs betreffen sollten,“ nahm die Prinzessin zu ihrem Gemahl gewendet lebhaft das Wort, „so bitte ich Sie

dringend, uns dieſe ſogleich mitzutheilen. Der Herzog iſt dabei eben ſo intereſſirt wie wir."

Wilhelm ſprach beiſtimmend zu dem wartenden Pagen:

„Laß ihn Dir die Briefe, die von Whitehall kommen, aushändigen und bringe ſie hierher. Sage ihm, daß ich ihn in Kurzem in meinem Cabinet empfangen würde."

In der nächſten Minute bot der Page die genannten Schreiben dem Prinzen auf einem ſilbernen Präſentirteller dar. Dieſer überflog ſie raſch, doch blieben ſeine Züge ſo unbewegt, daß die mit gleicher Spannung an ihnen hängenden Blicke der Prinzeſſin und des Herzogs auch nicht die geringſte Kundgebung der empfangenen Eindrücke auf ihnen gewahren konnten. Endlich ſagte dieſer von ſeiner Lecture aufblickend:

„Der Geſundheitszuſtand des Königs hat ſich ſehr verſchlechtert. Er iſt früh Morgens in ſeinem Pallaſte Whitehall bewußtlos umgefallen; man hat ihm zur Ader gelaſſen und ihn wieder auf's Bett gelegt."

„So plötzlich!" rief Monmouth erſchrocken.

„Die Thore von Whitehall ſind geſchloſſen und alle berühmten Aerzte Londons um das Bett des Königs verſammelt," fuhr Wilhelm fort. „Dieſer hat das Bewußtſein wieder erlangt, doch ſchwebt ſein Leben noch immer in Gefahr."

„Mein Vater — Gott schütze ihn!“ rief der Herzog noch mehr erschrocken. „Es wäre schrecklich, wenn er sterben müßte, während ich von ihm entfernt bin!“

„Wir wollen hoffen, daß er sich erholen wird, sprach die Prinzessin freundlich tröstend. „Seine Constitution ist so kräftig, daß er diesen Anfall wird überwinden können.“

„Gott gebe es!“ seufzte Monmouth.

„Der Herzog von York verläßt den König fast nicht,“ sprach Wilhelm weiter. „Auch die Königin ist viel bei ihm. Fünf Bischöfe halten sich in der Nacht abwechselnd im Pallaste auf. Sorge und Betrübniß herrscht in ganz London.“

„Seine gewöhnliche gute Laune und seine liebenswürdigen, zutraulichen Manieren haben ihm die Zuneigung eines großen Theiles des Volkes für seine Person gewonnen,“ sagte Marie.

„Und selbst diejenigen,“ sprach der Prinz mit tiefem Ernst, „welche ihn nicht lieben, ziehen seinen gedankenlosen Leichtsinn der Bigotterie und Starrköpfigkeit seines Bruders vor.“

Weder der Herzog noch die Prinzessin erwiederten etwas auf diese strengen Bemerkungen über ihre Väter, von denen sie sich im Innern sagen mußten, daß sie nur zu sehr auf Wahrheit gegründet seien. Der Statthalter erhob sich jetzt,

um sich in sein Cabinet zu begeben, und sprach dabei:

„Die nächste Post aus London wird morgen eintreffen. Wir können erst mit ihr neue Nachrichten erwarten und müssen uns bis dahin in Geduld fassen."

„Das Warten ist eine peinvolle Sache," versetzte Monmuth, der sich seit dem Anhören dieser bedenklichen Neuigkeiten so niedergeschlagen, wie vorher heiter und gesprächig zeigte. „Die traurigste Gewißheit ist der angstvollen Spannung weit vorzuziehen. Doch kann ich annehmen, daß ich dann gleichfalls directe Benachrichtigungen aus London erhalten werde."

„Wir wollen unsere geselligen Freuden bis dahin aussetzen, Vetter," sagte die Prinzessin. „Ich denke, daß wir Alle heute nicht besonders mehr dazu aufgelegt sein werden."

Der Herzog verbeugte sich einstimmend und verabschiedete sich dann, wobei ihm der Prinz von Oranien folgte. Marie blieb eine Weile schweigend und tiefbewegt auf ihrem Sitze. Endlich verfügte sie sich in ihr Privatzimmer und suchte einige Zerstreuung, indem sie an einer Zeichnung arbeitete, welche fast vollendet war. Ihr bedeutendes Talent für diese Kunst war von einem Paar ausgebildet worden, welches außer dieser Fertigkeit sich noch auf andere Weise auszeichnete. Der Zwerg Gibson war schon Page bei Karl dem Ersten ge-

wesen, hatte sich mit einer Ehehälfte von gleich kurzer, bescheidener Körperform verbunden, welche eben so gut wie er selbst zeichnete. Dieses Vermächtniß ihrer Familie hatte Maria Stuart von England mit nach Holland gebracht und sich unter der Leitung ihrer kleinen Lehrer bedeutend vervollkommnet. Wäre sie nur eine Malerin, nicht eine Prinzessin und Königin gewesen, so ist es wahrscheinlich, daß sie vom Dilettantismus bis zur wirklichen Künstlerin sich erhoben haben würde. —

Das nicht weit von der Stadt entfernte Haus im Busche wurde häufig von Marie von Oranien bewohnt. Der alte gothische Pallast in der Stadt, gleich dieser der Haag genannt, der Sitz der Statthalterschaft und der Versammlungsort der Generalstaaten der Niederlande, wurde nur bei feierlichen Veranlassungen oder Staatsaufzügen von ihr besucht. Ein Eichenwald und die schönsten Gärten in Europa umgaben den Pallast im Busche, an welchen Wilhelm vor seiner Heirath mit ihr noch zwei prächtige Flügel gebaut hatte. Oft sah man im Sommer die Prinzessin mit ihren Damen in einer Treckschuyte (Barke) auf den Kanälen und Seen herumfahren, welche diese reizenden Umgebungen des Hauses im Busche durchschnitten, wobei der balsamische Geruch der in seltenen Farbenschimmer prangenden, zahlreichen Blumen zu ihr herüberdrang. Oft war sie wäh-

rend dieser anmuthigen Spatzierfahrten mit Tapisserie-Arbeit beschäftigt, wobei sie von irgend einem würdigen Doctor sich vorlesen ließ; nicht selten auch ergötzte sie sich mit ihren Begleiterinnen am Kartenspiel, wovon sie eine große Liebhaberin war. —

Ihre erste Kammerdame, Lady Marie Villiers, leistete ihr heute Gesellschaft, doch wollte kein unbefangenes Gespräch zwischen ihnen aufkommen, denn immer weilten ihre Gedanken bei den Zuständen in Whitehall. Die Prinzessin blieb ungewöhnlich ernst und sorgenvoll und sie begrüßte es als eine angenehme Zerstreuung, als ihr am Nachmittage der Doctor Burnet gemeldet wurde, welchen sie als einen Freund und Landsmann oft in ihren Gemächern empfing.

Der Doctor Gilbert Burnet hatte früher eine Pfarre in Schottland bekleidet, war dann Lehrer der Theologie an der Universität von Glasgow und ging von dort als Prediger nach London. Güte, Wohlwollen, Duldung gegen Andersglaubende und eine gewisse eifrige Geschäftigkeit, die sich zuweilen mehr als nothwendig mit Kleinigkeiten befaßte, so wie eine angelegentliche Theilnahme an den Angelegenheiten Anderer waren Hauptzüge seines Charakters, zu der sich mitunter einige Schwatzhaftigkeit gesellte. Als theologischer und geschichtlicher Schriftsteller hatte er sich einen europäischen Ruf erworben und das Parlament von Eng-

land votirte ihm für eins dieser Werke seinen Dank. Die ihm zweimal angetragene bischöfliche Würde, hatte er bis dahin abgelehnt. Er zeigte sich indessen nicht nur als Theolog, Historiker und Prediger, sondern ebensowohl als Antiquar, Verfasser von Flugschriften, und Leiter politischer Parteien und nahm in jedem dieser verschiedenen Fächer eine hervorragende Stellung unter seinen Genossen ein, wozu ihm die ihm eigene Kühnheit, Eitelkeit und Ruhmredigkeit so gut verhalfen, wie die genannten Vorzüge. Sowohl Karl der Zweite wie auch sein Bruder, der Herzog von York, hatten sich in langen vertraulichen Gesprächen mit ihm im Innern ihrer Paläste unterhalten und Staatsmänner ersten Ranges waren seine genauen Freunde. Er hatte den glänzendsten Wüstling in der englischen Aristokratie, den Grafen von Wilmot, von Atheismus und Liederlichkeit zurückgebracht, und begleitete den berühmten Verurtheilten, Lord Russel, auf's Schaffot, um ihm mit den letzten Tröstungen nahe zu bleiben, wenn er gleich der Meinung war, daß dieser sein edler Freund sich gegen die Regierung schwer vergangen habe. Er hatte sich oft sehr freimüthig mit der Prinzessin von Oranien über Politik und Religion unterhalten, und war bald ihr geistlicher Führer und vertrauter Rathgeber geworden. Eine edle Gestalt, deren Würde durch sein schwarzes Gewand noch gehoben wurde, so wie ein ernster, schöner

Anstand in jeder Bewegung, erhöhten in Verbindung mit dem lebhaften, intelligenten Ausdruck seines Gesichts den vortheilhaften Eindruck, welchen der Doctor Burnet so oft als Redner vor einem zahlreichen Auditorium, so wie als angenehmer Gesellschafter auf den Einzelnen hervorgebracht hatte.

Der erste Theil seiner diesmaligen Unterredung mit seiner fürstlichen Gönnerin, welche ihre Hofdame entfernt hatte, betraf die aus Whitehall angelangten trüben Nachrichten. Dann fuhr sie fort:

„Sie wollen nicht nach England zurückkehren, Doctor Burnet, sondern eine weitere Reise antreten, wie Sie sagen?“

„Nach der Schweiz, Italien und Deutschland, Ew. königlichen Hoheit zu Befehl,“ antwortete Burnet.

„Ihr Besuch ist diesmal nur kurz hier gewesen,“ fuhr sie fort, „wenigstens ist er mir so vorgekommen. Sie wollen ein Jahr lang herumstreifen; ich hoffe, daß Sie nach Ihrer Heimkehr Sich länger bei uns aufhalten werden.“

„Ich beabsichtige alsdann mich dauernd im Haag niederzulassen,“ versetzte er.

„Das wäre vortrefflich,“ sagte sie erfreut und setzte dann lächelnd hinzu:

„Ich bemerke, daß Sie Sich leichter von England losreißen werden, als ich dies zu thun vermochte.“

„Ich erfreue mich nicht vorzugsweise der Gnade des Herzogs von York und wenn dieser die Regierung antreten sollte, so darf ich von ihm eine freundliche Behandlung nicht erwarten.“

Auf diese in Betreff ihres Vaters von dem Doctor geäußerten Worte antwortete die Prinzessin nichts. Es ließ sich der gelehrte Herr zuweilen einigen Mangel an Takt zu Schulden kommen; da es sehr möglich war, daß der König Karl sich erholen und die Zügel der Herrschaft wieder ergreifen konnte, so war diese umumwundene Aeußerung seiner noch nicht ganz nahe liegenden Befürchtung auf jeden Fall vor den Ohren der Tochter unpassend. Diese sprach nun weiter, wie in schmerzliche Erinnerungen verloren.

„Ich habe viele heiße Thränen über den Abschied von meinem theuren England und allen den Meinigen vergossen, und es auch seitdem nicht wieder gesehen.“

„Doch sind die Prinzessin von Dänemark, so wie auch der Herzog von York und seine Gemahlin seitdem im Haag gewesen,“ schaltete Burnet ein.

„Allerdings, meine Schwester und meine Eltern haben mich hier besucht,“ erwiederte sie. „Es war mir damals ein großer Trost, denn ich dachte, daß ich mich niemals in Holland würde zufrieden fühlen können. Ich konnte den fröhlichen Hof zu Whitehall nicht vergessen, an dem Wissenschaften, Künste und heitere Zerstreuungen gepflegt

wurden; von dem Allen fand ich hier sehr wenig. Ich mußte einsam leben und mich sogar gewöhnen, fast immer ohne meinen Gemahl zu diniren."

„Manche der holländischen Staatsmänner und Jagdgenossen, welche der Prinz so oft an seine Tafel zieht," warf Burnet ein, „sind durch ihre wenig abgeschliffenen Manieren nicht geeignet, sich in der Gesellschaft einer jungen, fein gebildeten Prinzessin zu bewegen."

„Das mag sein," versetzte diese. „Auch habe ich diese Einrichtung dahinstehen lassen, weil mein Gemahl es so wünschte. Hätte ich keinen andern Grund zur Betrübniß, so würde ich durchaus nicht klagen. Ich zeige mich gefaßt und oft heiter, weil dies Wilhelm angenehm ist — und doch sage ich Ihnen, Doctor, daß mein innerstes Herz auch jetzt noch tief traurig dabei ist. Mein Gemahl liebt Elisabeth Villiers mehr als mich — dies ist und bleibt ein herber Kummer für mich!" —

Einige Thränen schlichen langsam über die Wangen Mariens. Gilbert Burnet versetzte nach einer Pause:

„Diese Verirrung des Prinzen ist schwer zu begreifen, wenn man die Lady Villiers neben Ew. königlichen Hoheit sieht; Sie haben Anmuth, Schönheit und größere Jugend, so wie Liebenswürdigkeit des Characters vor ihr voraus."

Er äußerte sich in diesem Augenblicke nicht als galanter Höfling, sondern seine Bemerkungen

waren auf eine so augenfällige Wahrheit gegründet, daß die Verwunderung auch anderer Zeitgenossen nicht selten über diesen Punkt laut wurde. Da die Prinzessin nicht antwortete, so fuhr der Doctor fort:

„Der Doctor Ken, welcher gegenwärtig Bischof von Bath und Wells ist, erzählte mir schon in London von diesen betrübenden Zuständen und tadelte dabei streng den Prinzen. Während er Kaplan bei Ew. königlichen Hoheit hier im Haag gewesen, habe er oft im Begriff gestanden, zu dem Prinzen zu gehen und ihm vom religiösen Standpunkt aus sein Unrecht gegen seine fürstliche Gemahlin vorzuhalten."

„Das wollte er, der gute Doctor," sprach die Prinzessin, welche ihre Thränen getrocknet hatte. Sein Eifer für Sittlichkeit und Tugend bleibt sich immer gleich und er kennt nicht Menschenfurcht, so bald er diesen zu beweisen für nöthig hält."

„Er war auf keine Weise zu bewegen," bemerkte Burnet gedämpft, „in Wincheſter, wo er eine Präbende besitzt, Nelly Gwyne in sein Haus aufzunehmen, doch trug ihm der König Karl diese Beleidigung seiner üppigen, sonst so allmächtigen Geliebten durchaus nicht nach, sondern blieb ihm nach wie vor ein gnädiger Gebieter."

„Das hörte ich und ich habe mich sehr daran erfreut," sagte die Prinzessin. „Er hat am Hofe

zu Whitehall ein weites Feld für Bestrebungen zur Verbesserung der Sittlichkeit gefunden."

„Ueppigkeit und Frivolität herrschen dort," seufzte der geistliche Herr.

„Trotz Alledem," fuhr sie fort, „habe ich das Einschreiten Kens bei meinem Gemahl entschieden abgelehnt, denn es würde, anstatt ihn von Elisabeth zu entfernen, eine ewige Scheidewand zwischen ihm und mir aufgerichtet haben. Ich habe mich lieber mit Sanftmuth in das Unvermeidliche gefügt, obgleich es zuweilen schwer ist, Elisabeths Insolenz, Herrschsucht und Dreistigkeit zu ertragen."

Der Vertraute hielt es am Gerathensten, bei dieser delikaten Eröffnung sich mit der Antwort zu begnügen:

„Ew. königliche Hoheit werden durch die Güte Ihres Herzens und durch die Liebenswürdigkeit Ihres Characters endlich doch den Sieg über Ihre stolze Nebenbuhlerin ganz und vollständig davon tragen."

„Mein Vater," setzte die Fürstin hinzu, „mischte sich, wie in meine übrigen Angelegenheiten, so auch vielfältig in meine ehelichen Verhältnisse, und suchte mich in seinen Briefen noch mehr gegen meinen Gemahl aufzureizen, doch habe ich ihm geantwortet, daß ich mich viel glücklicher fühle als er glaube. Ich war ein halbes Kind von sechszehn Jahren als ich ihn heirathete und wenn auch Wilhelm nur elf Jahre vor mir voraus hatte, so

kam er mir dennoch theils durch seine Kränklichkeit, theils durch die tiefen Gedanken, von denen fast immer sein Haupt erfüllt war, noch viel älter vor. Ich war einfach und unwissend; man hatte mich die äußere Repräsentation gelehrt, mich in der Religion, im Zeichnen, im Spielen auf dem Spinett, und im Tanzen und in Handarbeiten unterrichtet, sonst aber meinen Geist sehr wenig gebildet."

„Doch konnten die glücklichen Naturanlagen Ew. königlichen Hoheit bald nachholen," sagte Burnet, „was früher in London versäumt worden war."

„Mir blieb Zeit genug dazu bei meinem stillen Leben hier in Holland", fuhr die Prinzessin fort, „doch habe ich zu wohl eingesehen, daß mein Geist noch lange nicht dem hohen Fluge desjenigen meines Gemahls folgen und ich ihm also wohl eine liebe Zierde seines Hofes, nicht aber eine gleichstehende Gefährtin sein konnte, welche an der Entwerfung und Vollendung seiner großartigen Pläne theilnähme und ihre Erfolge oder die ihnen bestimmte Enttäuschung mit gleich lebhaftem Interesse wie er selbst trüge. Er selbst sucht den äußern Anstand zu beobachten und mir seine Verwirrungen zu verbergen, doch sorgt die Villiers selbst genug dafür, daß ich sie erfahre, auch wenn ich sie ignoriren will. Außerdem läßt man es an Klätschereien und Zwischenträgereien im Innern meines Pallastes nicht fehlen, welche noch

verschlimmern, was schon an und für sich nicht angenehm ist."

„Doch müßte ich mich sehr irren," warf Burnet ein, „wenn ich nicht annehmen könnte, daß die Geduld und Sanftmuth, mit welcher Ew. königliche Hoheit das Ihnen zugefügte Unrecht von jeher ertrugen, nach und nach Ihnen die Hochachtung und Dankbarkeit des Prinzen gewonnen haben."

„So ist es," entgegnete sie, „und auch ich habe eine gänzliche Veränderung meiner Gefühle für ihn in mir erlebt. Als ich mich an sein kaltes, zurückhaltendes Wesen gewöhnt und allmählich erkannt hatte, daß unter diesem ein hochstrebender Geist und ein warmes Herz lebe, empfand ich eine Werthschätzung für ihn, die nach und nach in Liebe überging und die mich immer mehr erfüllte, je länger ich ihn den Meinen nannte. Er weiß dies, er muß es wissen, denn seinem durchdringenden Scharfblick bleibt nichts verborgen, so bald er es der Mühe werth hält, in den Herzen der Menschen lesen zu wollen. Und dennoch ist sein Benehmen seit Anfang dieses Jahres immer kälter, immer zurückhaltender gegen mich geworden. Er steht mir wie ein Fremder gegenüber und ich muß das Wenige von seiner Liebe wieder verloren haben, was ich mir endlich durch Jahre der Aufopferung und Selbstverleugnung errungen hatte."

„Dies ist in der That sehr hart," sprach der Doctor mit aufrichtigem Mitgefühl.

„Was die Veranlassung zu dieser neuen Entfremdung sein kann, begreife ich nicht," klagte die Fürstin weiter. „Die äußeren Formen der Höflichkeit, welche er mir als seiner Gemahlin schuldig ist, werden nicht von ihm verletzt, doch steht irgend ein dunkles Gespenst trennend zwischen uns. Sein Einfluß ist um so unheilvoller, je weniger ich seine Beschaffenheit bestimmt erkennen kann. Ich habe mich in der Stille meines Kämmerleins vor Gottes Angesicht geprüft und bin auch bei der ernstesten innern Einkehr nicht im Stande, irgend einen Fehler, irgend eine Versündigung gegen meinen Gemahl in mir zu entdecken, welche diese seine vermehrte Entfremdung gegen mich hervorgebracht haben könnte."

„Seltsam, sehr seltsam," sagte Burnet nachdenkend.

„Dabei ermuntert er mich zur Fröhlichkeit," fuhr sie fort, „und empfiehlt mir wiederholt, meinen Vetter Monmouth freundlich aufzunehmen und nach besten Kräften zu unterhalten. Dies habe ich gern gethan, denn Jakob Monmouth ist mir von jeher der Liebste unter allen meinen Vettern gewesen."

„Es müssen tiefer liegende, politische Absichten darunter verborgen sein, denn Seine Hoheit

lassen diese niemals außer Augen," versetzte der Doctor.

„Ich habe bemerkt, daß Wilhelm jedes Mal, wenn Nachrichten von einiger Wichtigkeit aus England kommen," fügte Marie hinzu, „noch frostiger und zurückhaltender gegen mich wird, als erwüchse ihm aus diesen eine immer erneute, unangenehme Gedankenreihe."

Der gelehrte Herr stand noch immer da mit der Miene tiefen Nachdenkens. Plötzlich erhob er das gesenkte Haupt und sagte lebhaft:

„Es wird ein schnelles Mittel geben, dem der Erfolg nicht fehlen kann, um diese Mißverständnisse zu lösen. Ich verfüge mich in die Gemächer Seiner Hoheit, lasse um eine Audienz bitten und wenn mir diese gewährt ist, so richte ich auf sehr artige Weise die unumwundene Frage an Dieselben, worin der Grund dieser Ihrer traurigen Mißstimmung zu suchen ist, da man nichts dringender wünsche, als diesen zu entfernen, und auf alle Weise dem Verlangen Seiner Hoheit nachzukommen."

„Dies wäre vortrefflich," rief Marie von Oranien aufgeregt. „Wenn Sie das thun wollten, so würde ich mich Ihnen zu warmem Dank verpflichtet halten, Doctor! — Wenn ich nur weiß, was meinen Gemahl beunruhigt und gegen mich verstimmt, so kann ich die richtigen Wege zu dessen Abhülfe einschlagen."

„Ich darf mir schmeicheln, daß ich mich einer nicht gewöhnlichen Gunst bei Seiner Hoheit erfreue," sprach Burnet mit etwas ausgeprägter Eitelkeit in seinem Antlitze, „und darf daher hoffen, einen sehr geeigneten Vermittler zwischen derselben und Eurer königlichen Hoheit abgeben zu können."

„Gewiß, gewiß!" fügte die Prinzessin schnell hinzu.

Der gelehrte Doctor äußerte noch einige wohlgemeinte Worte der Ermunterung, welche seine Gönnerin eben so freundlich beantwortete, und empfahl sich sodann zu Gnaden, um das übernommene Werk der Friedensstiftung zwischen dem fürstlichen Paar mit möglichster Raschheit zu einem glücklichen Ende zu bringen.

4.

Wilhelm der Dritte schätzte allerdings die Vorzüge Burnets. Er beschäftigte sich nicht vorzugsweise mit Lecture, aber er war jetzt seit längeren Jahren schon das Haupt der niederländischen Staatsverwaltung und die holländische Presse war damals eins der wirksamsten Werk-

zeuge, durch welches die öffentliche Meinung in Europa bestimmt wurde. Wenn ihm auch der Geschmack für weit umfassende, litterarische Genüsse fehlte, so war er doch viel zu klug und ein zu scharfer Beobachter, um nicht den Werth der Hülfe zu schätzen, die ihm durch federgewandte, ergebene Männer der Wissenschaft zu Theil werden konnte. Er fühlte die Wichtigkeit des Vortheils für sich, Jemanden in seiner Nähe zu haben, der mit allen bürgerlichen und geistlichen Angelegenheiten, die in Großbrittanien bestanden, genau bekannt war, und hatte daher Burnet veranlaßt, sich später dauernd im Haag niederzulassen. Er wandte ihm so viele Gunst und so viel Vertrauen zu, wie er nur irgend Jemanden bewilligte, der zu der sehr kleinen Zahl der intimen Freunde Wilhelms gerechnet wurde und es dauerte diese gegenseitige Anhänglichkeit — mit einigen längeren oder kürzeren Unterbrechungen — bis an das Ende ihrer Tage fort. Gilbert Burnet wurde jedoch im Vorzimmer des Prinzen benachrichtigt, daß dieser mit Bentink und einigen Andern seiner holländischen Vertrauten sich eingeschlossen und Befehl gegeben habe, daß Niemanden sonst der Zutritt zu seiner Person für diesen Abend bewilligt werden solle. Er sah sich also genöthigt, die Fortführung seiner geschäftigen Dienstbeflissenheit bis zum nächsten Morgen auszusetzen, als es ihm endlich ziemlich früh schon gelang, sich dem Erbstatthalter vor-

zustellen. Dieser empfing ihn gnädig, wenn auch ohne merkliche Zeichen besonderer Genugthuung, in dem Zimmer, in welchem wir ihn zuerst mit Bentinck gefunden haben. Das Gespräch wurde durch eine gehorsamste Erkundigung nach dem heutigen Befinden Seiner Hoheit von dem Doctor eröffnet, worauf ihm eine ziemlich befriedigende Antwort wurde. Dann betraf es die Krankheit des Königs Karl, welche seit gestern der Gegenstand der Unterhaltung im ganzen Schlosse gewesen war und Wilhelm bemerkte:

„Die Nachrichten, die mit der heutigen englischen Post vor einer Stunde eintrafen, lauten besser als die gestrigen. Der König hat sich so bedeutend erholt, daß ihn die Aerzte außer Gefahr erklären."

„Wirklich!" rief der Doctor mit unverstellter Freude, „das ist mehr als ich zu hoffen wagte!"

„Die Glocken aller Kirchen in London sind festlich geläutet worden," fuhr der Prinz fort, „und man machte auf den öffentlichen Plätzen Vorbereitungen zu Freudenfeuern."

„Vortrefflich, ganz vortrefflich!" rief Gilbert Burnet noch einmal. „Ich darf doch voraussetzen, daß Ihre königliche Hoheit, Dero erlauchte Gemahlin, sogleich von dieser glücklichen Wendung unterrichtet worden ist?"

Der Prinz schwieg eine Weile und sagte dann mit einer so sichtbaren Kälte, daß sie die voreili-

gen Fragen des Doctors mehr zurückwies als beantwortete:

„Ich habe keiner Erinnerung bedurft, um Bentinck sogleich mit dieser wichtigen Botschaft zu der Prinzessin zu schicken. Ueberdem hat sie selbst Briefe von Ihrer Schwester, der Prinzessin von Dänemark, *) erhalten und ist also ohnehin so gut instruirt wie ich selbst."

Burnet verbeugte sich und sagte dann mit emporgehobenem Antlitze:

„So darf ich hoffen, Ihre fürstliche Gemahlin heute nicht mehr in so tiefer Betrübniß zu finden, wie ich sie gestern bei Ihr gewahren mußte."

Die einzige Erwiederung Wilhelms war ein durchdringender Blick.

„Ich habe das Glück," fuhr der Doctor muthig fort, „oft genug so vertraute Eröffnungen von der Prinzessin zu empfangen, als sei ich amtlich zu ihrem Beichtvater bestellt — und gewiß — jedes ihrer Worte ruht so sicher in meiner Brust, als seien sie die gefährlichsten Staatsgeheimnisse. Sie vergossen Thränen gestern — wirklich, aufrichtige, tiefgefühlte Thränen!"

„Die Thränen einer Frau sind eine ganz natürliche Sache," versetzte der Prinz, „wenn sie

---

*) Die Prinzessin Anna hielt sich mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark, in London auf.

glaubt, daß einer ihrer nächsten Verwandten auf dem Sterbebette liegt."

„Unbestreitbar," bestätigte Burnet. „Doch gesellten sich diesmal noch andere Ursachen dazu. Die Prinzessin liebt Eure Hoheit zärtlich," fügte er hinzu, nachdem er vergebens eine Frage von seinem fürstlichen Gesellschafter erwartet hatte, „gewiß, so zärtlich, wie es nur irgend ein Ehemann in der ganzen Christenheit wünschen könnte!"

„Hat sie Sie beauftragt, Doctor, mir diese ihre Eröffnung mitzutheilen? deswegen Audienz zu so früher Stunde bei mir zu suchen?" war die trockene Erwiederung des Prinzen.

„Das nicht — wenigstens ist es nicht der alleinige Grund meiner Bitte, Eurer Hoheit meine Aufwartung machen zu dürfen, fuhr Burnet mit unerschütterter Beharrlichkeit fort. „Es ist eine vor Gott und Menschen angenehme Sache, wenn Eheleute in ungetrübter Liebe und Innigkeit mit einander leben."

„Eine Sentenz, die durchaus nichts Neues bietet," warf der Prinz noch trockener hin.

„Sie fürchtet," sprach Burnet weiter, „daß es ihr trotz aller ihrer Bestrebungen nicht gelungen ist, sich die Zuneigung Eurer Hoheit in gleichem Maaße zu erwerben — ja sie glaubt sogar wahrgenommen zu haben, daß besonders in den letzten Monaten eine größere Verstimmung gegen Sie bei Eurer Hoheit eingetreten ist."

Der fragende Blick des gelehrten Herrn blieb diesmal ohne jede hörbare Erwiederung.

„Die Prinzessin wünscht auf's Eifrigste, sich ihrem Gemahl gefällig zu beweisen, wenn dies irgend in ihren Kräften stehen kann. Mit einem Wort: Sie hat mich beauftragt, Eurer Hoheit diese Versicherung von ihr zu bringen, und Sie nach dem Grunde dieser Mißstimmung zu fragen, damit sie diesen beseitigen könne."

Wilhelm stand so unbeweglich, daß es zweifelhaft blieb, ob er die Worte des beredten Vermittlers vernommen habe oder nicht. Dieser sprach trotz dessen mit gleicher Unermüdlichkeit weiter:

„Und das Staatsinteresse — Eure Hoheit! Das Staatsinteresse gebietet Ihnen, die liebenswürdige Zuvorkommenheit der Prinzessin nicht nur anzunehmen, sondern in vollem Maaße zu erwiedern. Wenn es Gott gefallen hätte, den König Karl von dieser Zeitlichkeit abzurufen, so wäre sein Bruder jetzt sein Nachfolger und Maria Stuart, dessen älteste Tochter, die nächste Erbin des brittischen Thrones! Wie leicht könnte auch über diesen König Jakob beschlossen werden, denn wir Menschen alle, der Fürst wie der Bettler, sind zerbrechliche, sterbliche Wesen, von denen Keiner seines Daseins auch nur für eine Stunde sicher ist — und es würde alsdann Maria die Zweite, Königin von Großbrittanien und Irland, den Thron ihrer Väter besteigen. England und Holland, diese

beiden bedeutenden Seemächte, würden so untrennbar verbunden sein, daß ihnen kein einziger Herrscher in ganz Europa irgend etwas vorschreiben dürfte. Vollkommene Uebereinstimmung der Gemüther in Rath und That würde jetzt und immer so wünschenswerth sein, wie diese Allianz selbst, denn nur durch sie könnte sie gefördert und erfreulich fortgeführt werden, denn Sie, mein Prinz, Sie, der Retter Hollands, würden der Gemahl und der erste, geliebte Freund dieser hochverehrten Königin sein!"

„Doch immer nur ihr erster Unterthan!" murmelte Wilhelm endlich mit zusammengebissenen Lippen, dessen Stirn immer düstrer, dessen Mund immer verschlossener geworden war, je beredter derjenige des Doctors sich zeigte. Dieser machte eine leichte Bewegung staunender Ueberraschung, als sei ihm plötzlich ein Licht aufgegangen und sagte dann langsam:

„Eure Hoheit meinen — ?"

„Ich meine," sagte Wilhelm, „daß ich, so bald wir auf diese oder jene Weise von England Besitz nehmen, dort immer nur die zweite Rolle spielen werde. Meine Gemahlin ist die Souverainin; ich muß ihr gehorchen, werde nicht ihre Macht theilen. Ich, der ich schon als Jüngling das Oberhaupt der Niederlande war, der an der Spitze Tausender sieggekrönter Soldaten stand, dessen Wink über Leben und Tod gebot — ich

soll der Diener eines Weibes sein, ein mächtiges Reich mit ihr gewinnen und in diesem Reiche Niemanden irgend etwas gebieten können — dieser Gedanke ist mir entsetzlich und widrig, selbst wenn dieses liebenswürdige Weib die Tochter einer Reihe von Königen — selbst wenn sie meine Gattin ist!" —

Der Doctor schwieg betroffen; es fehlte seiner sonst so gewandten Zunge die Erwiederung auf diese unerwartete Mittheilung. Der Prinz fuhr fort:

„Doctor, es giebt einen Punkt in meiner Geschichte und in derjenigen Hollands, welchen meine Feinde einen dunkeln Fleck nennen. Ich habe ihn unausgelöscht gelassen. Es war an jenem Tage voll Blut und Gräuel, als rasende Rotten die De Wittes ermordeten. Ich war unschuldig an diesem schändlichen Verbrechen, wußte nicht, daß es beabsichtigt worden, und versprach die Bestrafung der Uebelthäter. Die Schuld der De Wittes war, daß sie unter anderem Namen nach der nämlichen Herrschaft strebten, die ich errang. Allein diese Anstifter des Mordes waren die eifrigsten Freunde meines Hauses, die besten Stützen meiner Herrschaft; hätte ich sie bestraft und dadurch auch ihre Anhänger erzürnt, so würden sie sich gegen mich gewandt, mir vielleicht diese meine damals noch nicht befestigte Macht wieder entrissen haben. Ich ließ sie unbestraft — und glaubte damals in

meinen Träumen, in den Stunden meiner Krankheit, oft genug, die Stimme des rächenden, zürnenden Gottes zu vernehmen. Das Mahnen meines Gewissens, die ungetrübte Ruhe meiner Seele opferte ich diesem heißen Wunsche nach Macht und Herrschaft, indem ich hoffte, daß ich sie dereinst zur Ehre Gottes würde anwenden können — und soll doch dereinst der Diener meines Weibes sein!"—

Er hatte leise, mit stockendem Athem gesprochen, als dränge ihn nur die Gewalt der in ihm lodernden Leidenschaft die Worte auf die Lippen. Es war eine jener heftigen Seelenergießungen, denen Wilhelm sich nur selten überließ und die dann für die ihnen Beiwohnenden um so ergreifender waren. Burnet wußte noch immer nichts zu antworten, sondern seufzte nnr tief.

„Doctor," sprach Wilhelm nun etwas ruhiger, „ich bin nicht geschaffen, durch die Schürze mein Glück zu machen. Ich habe seit dem Tage, an welchem zuerst von dem so ungewohnten Uebelbefinden Karls des Zweiten die Rede war, immer über diesen Punkt nachgedacht, welcher uns dadurch in so viel nähere Betrachtung gerückt wurde, und er ist es, welcher mich so sehr gegen meine Gemahlin verstimmt, obgleich sie unschuldig daran ist. Niemand kann die Prinzessin mehr schätzen und verehren als ich, aber der Gedanke, ihr Reich, das ich ihr vielleicht dereinst werde erkämpfen müssen, alsdann nicht mit ihr zu theilen, sondern

nur ihr Unterthan und Diener zu sein, ist mir in den Tod zuwider!"

„Ein unangenehmer Gedanke — fürwahr!" sprach Burnet endlich kleinlaut."

„Doctor," sagte der Prinz mit völlig wiedergewonnener Fassung, „ich weiß, daß Sie es gut meinen, und meinem Interesse, so wie demjenigen meiner Gemahlin gleich sehr ergeben sind. Ich lege diese zarte Angelegenheit in Ihre Hände. Sie schickte Sie zu mir, um mir eine umumwundene Frage vorzulegen; ich habe sie beantwortet. Theilen Sie ihr nun diese Antwort mit oder nicht, wie Sie es für gut finden und handeln Sie nach bestem Ermessen!"

Der noch immer sehr betretene Doctor folgte nicht ungern der verabschiedenden Bewegung seines fürstlichen Gönners. Er hatte einen tiefen Blick in dessen Inneres gethan, war indessen klug genug, diesmal seine oft bewiesene Indiscretion nicht so weit auszudehnen, um den ganzen Umfang der vertraulichen Mittheilung desselben irgend Jemanden anzuvertrauen. Es war jenes heiße Streben nach Macht, jene ungezähmte Herrscherlust, welche auch die Brust Darmleys, des Gemahls der ersten Maria Stuart, verzehrte und ihn zum Todfeinde seiner einst so geliebten Königin werden ließ, welche auch in den kurzen Tagen der Herrschaft der edlen Johanna Gray bei ihrem Gatten Guilford Dudley hervortrat. Auch in

Wilhelms Seele glühte sie ungedämpft — ob sie befriedigt werden würde hing davon ab, ob die Liebe seiner Gemahlin zu ihm groß genug sei, um sich in dieser schweren Probe zu bewähren.

Burnet erfuhr, daß die Prinzessin dem Gottesdienste in der englischen Kapelle beiwohne, er also nicht sogleich zu ihr gelangen könne. Nach dessen Beendigung fuhr sie mit ihrer ersten holländischen Ehrendame in die Stadt, um der angesetzten Prüfung der Elevinnen eines von ihr sehr begünstigten Fräuleinstiftes beizuwohnen. Der Wagen war eins jener hohen, engen Fuhrwerke des siebzehnten Jahrhunderts, grün angestrichen, mit kleinen Statuen in jeder Ecke der Außenseite und mit rosenrothen Fenstervorhängen. Da die frühe Stunde des Mittagsessens der Prinzessin schon um halb zwei Uhr schlug, so mußte der Doctor sich begnügen, ihr nach ihrer Heimkehr melden zu lassen, daß er im Vorzimmer gewesen sei und nach ihren Befehlen gefragt habe. Im Grunde seines Herzens war er mit diesem Aufschub nicht unzufrieden, denn allerdings hatte die ihm anvertraute Angelegenheit eine so kitzliche Wendung genommen, daß selbst seine Unerschrockenheit einige Scheu vor deren Weiterführung empfand. Als jedoch am Nachmittage die Botschaft bei ihm eintraf, daß ihn die Prinzessin erwarte, konnte er sich diesem Rufe nicht entziehen, sondern stand bald darauf — wie am gestrigen Tage — vor ihr.

Die ersten Gegenstände des Gesprächs waren natürlich wieder die neuesten Nachrichten aus England. Dann fragte die Prinzessin schnell:

„Haben Sie den Prinzen gesprochen?"

„Ich war so glücklich, von Seiner Hoheit heute Morgen früh empfangen zu werden."

„Was antwortete er Ihnen?"

Der Doctor vermied eine bestimmte Erwiederung, indem er in einem gewissen, feierlichen Ton innerster Ueberzeugung, wie sie sich für einen Vortrag auf der Kanzel geeignet haben würde, sprach:

„Wenn Personen, welche vom Schicksal bestimmt sind, sich gegenseitig zu achten und zu lieben, durch irgend einen Umstand von einander entfernt gehalten werden, wie dieses nur zu oft in der Welt geschieht, so vermögen oft wenige Worte einer freimüthigen Erklärung alles wieder in das rechte Geleis zu bringen. Derjenige, welcher dazu im Stande ist, wird sodann verpflichtet sein, die volle und ungeschminkte Wahrheit zu sagen, auch wenn diese nicht angenehm von den Betreffenden zu vernehmen ist."

„Ohne Zweifel," versetzte Marie, welche der Meinung war, daß diese unläugbare Wahrheit keiner weiteren Auseinandersetzung jetzt bedürfe; „wie hat mein Gemahl sich gegen Sie ausgesprochen?"

Der Doctor schwieg trotz ihres ungeduldig fragenden Blickes noch einige Augenblicke und sagte dann endlich langsam und deutlich:

„Der Prinz fühlt sich durch den Gedanken bedrückt, daß er dereinst nicht die englische Krone mit Eurer königlichen Hoheit theilen, sondern alsdann nur Ihr erster Untergebener sein wird. Er liebt und schätzt seine Gemahlin von ganzem Herzen, doch ist ihm, dem Helden und Staatsmann, diese Aussicht so unangenehm, daß er seine Verstimmung darüber am Wenigsten beherrschen kann, wenn er sich in Ihrer Gesellschaft sieht."

„Das kann ich mir denken, da ich ihn kenne," sagte Marie gedämpft nach einer kurzen Pause. Dann richtete sie ihr Auge wieder so unverwandt wie zuvor auf den gelehrten Herrn und fragte lebhaft:

„Aber wie ist dies? Sie sagen mir, daß Wilhelm diese vielbesprochene Krone nicht mit mir besitzen wird? Wie kann ich Königin werden, ohne daß er als mein Gatte zugleich König ist?"

„Die Gesetze Englands sagen," antwortete Burnet mit möglichst deutlicher Stimme, „daß in Ermangelung männlicher Thronerben die weiblichen als Königinnen zur Regierung gelangen. Diese Königin ist jedoch dann der alleinige Souverain; die Herrschaft und die Krone gehören nur ihrer Person — nicht ihrem Gatten, der nur bleibt was er zuvor gewesen ist."

„Dies ist eigenthümlich," sagte sie nachdenkend, „Alles theilt die Frau mit ihrem Manne, gelobt ihm Treue, Liebe, Gehorsam — und die Krone soll sie nur allein besitzen! — Dies habe ich nicht gewußt; man hat mir früher nie etwas davon gesagt"

„Eure königliche Hoheit haben bis jetzt ein besonderes Interesse für Staatsangelegenheiten nicht gezeigt."

„Nein," seufzte die Prinzessin.

„Man wird Sie," fuhr Burnet fort, „deshalb nicht mit derartigen Auseinandersetzungen behelligt haben, und als Sie Sich noch in London befanden lag die Aussicht auf den Besitz des Scepters von Großbrittanien noch sehr fern für Sie, da die zweite Gemahlin des Herzogs von York so wenig im Alter von Eurer königlichen Hoheit verschieden war."

„Ja," erwiederte Marie, „mein Vater sagte mir und meiner Schwester bei seiner zweiten Heirath, daß er uns in unserer Stiefmutter eine liebenswürdige Spielgefährtin zuführe."

„Es konnten also," sprach der Doctor weiter, „noch sehr leicht männliche Thronerben geboren werden, wie denn Ihr Herr Vater bereits einen Sohn von der gegenwärtigen Herzogin von York besessen hat, der ihm jedoch wieder durch den Tod entrissen wurde."

Marie nickte beistimmend und fragte dann wieder eifrig:

„Aber, Doctor, was kann ich thun, um meinen Gemahl zufrieden zu stellen? Sagen Sie es mir. Es wird keinen Beweis von ehelicher Zuneigung und Unterwürfigkeit geben, den ich nicht bereit sein werde, ihm abzulegen.“

„Dies Mittel liegt in Ihrer eignen Hand.“ sagte Burnet halblaut.

„Welches ist es? Sprechen Sie offen. Ich will es hören, was es auch sei.“

„Aber ich versichere Eurer königlichen Hoheit, daß kein Mensch mir irgend etwas von dem, was ich jetzt sagen werde, eingegeben hat. Ich rede ohne jede Nebenabsicht, einzig in dem persönlichen Interesse Eurer königlichen Hoheit und Ihres Herrn Gemahls. Ein solcher Hinterhalt würde bei einer so feierlichen und hochwichtigen Angelegenheit eine Sünde sein, die so groß gegen Gott wie gegen Sie selbst wäre.“

Burnet sprach diese ernsten Worte, indem er immermehr die gewichtige Schwere seines übernommenen Vermittleramtes fühlte. Er scheute sich in seinem Innern so sehr die erwartete Mittheilung auszusprechen, wie die Fürstin wünschte, sie zu hören. Diese versetzte mit einiger Ungeduld:

„Ich bin davon überzeugt, Burnet. Weiter, weiter!“

„Wenn dereinst," nahm er nun gefaßt das Wort, „die Krone von Eurer königlichen Hoheit angenommen wird, so können Sie Ihr Parlament veranlassen, Ihrem Gemahl nicht nur den königlichen Titel zu verleihen, sondern ihm durch einen gesetzlichen Act die Führung der Regierung zu übertragen, so daß er alsdann gleich Ihnen Souverain sei und mit Ihnen zusammen den Scepter führe."

„Ich werde dazu bereit sein," sprach Marie ohne Zögern.

Der Doctor hob wieder an:

„Aber es ist eine Sache, welche Eure königliche Hoheit wohl zu überlegen und von allen Seiten zu erwägen haben. Bedenken Sie Sich, ehe Sie sie laut erklären. Denn wenn dieser Entschluß einmal kundgegeben ist, so kann er nicht leicht wieder zurückgenommen werden. Es ist ein hochwichtiger Schritt, der nicht mit Sicherheit zurückgethan werden kann — denn Sie geben die Alleinherrschaft über ein großes und mächtiges Reich damit aus den Händen."

„Ich brauche keine Zeit zu weiterer Ueberlegung," sprach Marie warm. „Es ist mir genug, daß ich eine Gelegenheit finde, um dem Prinzen zu zeigen, wie hoch ich ihn verehre. Theilen Sie ihm mit, was ich gesagt habe, und bringen Sie ihn zu mir, damit er es aus meinem eignen Munde höre und ihm damit auch der letzte Zweifel schwinde."

Sie blieb bei dieser Erklärung und Burnet war bald unterwegs, um den Prinzen die fröhliche Botschaft zu überbringen. Er war jedoch einmal bestimmt, in dieser Angelegenheit einige Prüfungen seiner Geduld zu erfahren, denn es wurde ihm in dem Vorzimmer des Letztern der Bescheid, daß Seine Hoheit vor einigen Stunden schon mit seinem Gefolge nach dem Schlosse Dieren aufgebrochen sei, um die gestern ausgesetzte Jagd heute vorzunehmen, und daß er von dieser erst morgen zurückerwartet werde. Er mußte also seine Mittheilung an den Prinzen bis zu diesem morgenden Tage aufschieben, so sehr er auch gewünscht hatte, sich noch heute ihrer zu entledigen. —

Wenige Stunden nach seiner Heimkehr stand Wilhelm vor seiner Gattin. Er war allein mit ihr, so unbewegt und schweigsam wie je, während sein Adlerblick fest auf ihr ruhte. Sie aber näherte sich ihm mit raschen Schritten, reichte ihm die Hand und fragte:

„Sie haben Burnet gesprochen, mein Gemahl?"

„Der Gegenstand seiner Mittheilung führt mich zu Ihnen," antwortete er, indem er leise den Druck ihrer Hand erwiederte.

„Ich habe," fuhr sie fort, „bis gestern nicht gewußt, daß ein solcher Unterschied zwischen den Gesetzen Englands, und zwischen denen besteht, die uns Gott gegeben. Ich wiederhole Ihnen feierlich, so wahr mich Gott hört, daß, wenn mir der-

einst die Krone Englands zufällt, ich sie nur unter der Bedingung annehmen werde, daß Sie als mein Gemahl alle ihre Rechte mit mir theilen und daß nicht Marie allein, sondern Wilhelm und Marie die beiden wirklichen und gleichberechtigten Souveraine von Großbrittannien und Irland sind. Ich werde einen Beschluß darüber vom Parlament verlangen, der diesen meinen Wunsch und Willen sogleich unumstößlich macht."

Wilhelm antwortete nicht sogleich. Endlich sagte er leise:

„Das wollen Sie, Marie?" —

Es war lange, seit er sie bei diesem Namen genannt hatte. Sie fuhr rasch fort:

„Ich habe Ihnen vor dem Altar Liebe, Treue und Gehorsam gelobt, und zeige Ihnen heute, daß ich jenes Versprechen noch immer so heilig halte wie damals. Sie werden der wirkliche und hauptlichste Regent Englands sein und ich Ihnen nur als Ihre Gefährtin dabei zur Seite stehen."

Er drückte wortlos wiederholt ihre Hand an seine Lippen und es gab sich in seinen glänzenden Augen eine Sprache kund, welche die innige Dankbarkeit seines Herzens mit feuriger Beredtsamkeit verkündete. Es hatte sich in ihren freimüthigen Worten, in der Anmuth ihrer Bewegungen, in dem strahlenden Blick ihrer braunen Augen alle jene Liebenswürdigkeit des Characters ausgesprochen, welche ihr Eigenthum war. Sie selbst

war nicht weniger ergriffen, denn es war einer jener hehren Augenblicke für sie erschienen, in welchem auch Fürsten so rein menschlich fühlen, wie jeder andere Sterbliche. Die Stärke der Empfindung ließ auch auf ihrer Lippe das rasche Wort verstummen und sie wiederholte nur die abgerissenen Sätze, wobei jedoch ihre leise Stimme so klar wie vorhin blieb:

„Bei Allem, was Ihnen und mir heilig ist — Wilhelm — ich schwöre Ihnen — daß ich so handeln werde!"

Er schloß sie in seine Arme und bedeckte ihren Mund und ihre Wangen mit Küssen, während er flüsterte:

„Ich danke Dir, Marie; ich danke Dir!" —

Sie überließ sich für einige Augenblicke dem seligen Gefühl, an dem Herzen ihres Gatten zu ruhen. Diese köstlichen Momente hielten sie schadlos für die Entbehrungen langer Jahre, und einzelne Thränen rannen über ihre Wangen, welche die tiefste Innigkeit der Rührung ihr erpreßte. Sie legte ihr Haupt an seine Brust und umfaßte seinen Hals. Bald aber richtete sie sich wieder auf, trocknete ihre Thränen und sagte leise:

„Wilhelm, wenn ich diese Vorschrift erfülle, die dem Weibe gebietet, ihrem Gatten zu folgen und nach seinen Wünschen zu leben, einzig um der Liebe willen, so fordere ich nur von Dir, was meinem Herzen theurer ist als alle Kronen der

Erde: „Daß auch Du ihr nachlebest und Deine Liebe vor allen Andern mir, Deinem angetrauten Weibe, hinführo weihest!“

Er stürzte zu ihren Füßen. Sie hatte den Weg zu seinem Herzen gefunden. Thränen glänzten in seinen Augen und die tiefste Bewegung malte sich in seinen Zügen. Er hielt ihre eine Hand fest in der seinigen, legte die andere auf seine Brust und sagte mit erstickter Stimme:

„Ich gelobe Dir vor dem Angesichte Gottes, großmüthige Frau, daß Du fortan die alleinige Geliebte meines Herzens sein sollst, daß meine Treue nur Dir gehören wird! Ich werde alle andern Fesseln von mir streifen und nur Dein allein mehr sein für dieses Leben! Marie — verzeihe mir!“

Sie zog ihn zu sich empor und breitete die Arme aus; er sank an ihre Brust. Der Bund der Herzen war auf's Neue geschlossen. Es war eine jener glorreichen Stunden für Marie von Oranien herangebrochen, deren das menschliche Leben nur wenige zählt. Die verzeihende Sanftmuth, die opferbereite Liebe eines edlen Weibes hatte einen verirrten Gatten auf die Bahn der Tugend zurückgeführt. Er hatte beschämt sein Unrecht erkannt und empfand so tief die bis jetzt so wenig belohnte Seelengröße Mariens, daß sie eine völlige Veränderung seines Innern hervorbrachte. Er hielt sein Versprechen. Sein Verhältniß zu Eli-

sabeth Villiers bewegte sich fortan nur mehr in den Grenzen der Freundschaft und die Gunstbezeigungen, welche ihr später zu Theil wurden, erlangte sie nur, nachdem sie von Marien gebilligt waren. Sie sowohl wie auch ihre Familie blieben zwar am Hofe Wilhelms, da die Dienste so treu ergebener und gewandter Anhänger ihm sehr nützlich waren, doch erstreckte sich ihr Einfluß nicht weiter, als die Prinzessin selbst geneigt war, ihn walten zu lassen. Liebe und Vertrauen herrschte ungestört zwischen den beiden fürstlichen Gatten von jetzt an bis zu jener trauervollen Stunde, in welcher Wilhelm, selbst einem Todten ähnlich, von dem Sterbebette Mariens fortgetragen wurde. Es zeigen uns die noch vorhandenen Briefe der Prinzessin an ihren Gemahl, so wie sonstige historische Documente das nicht alltägliche Bild einer Gattin, die an den Stufen eines Thrones geboren war und später sich auf ihn niederließ, welche, selbst schön und tugendhaft, eine so heiße und unwandelbare Liebe zu ihrem Gatten hegte, dessen Aeußeres unscheinbar war und der in den Augen der Welt für unliebenswürdig galt, daß diese oft fast in leidenschaftliche Vergötterung überging. *)

*) Siehe über alle diese Vorfälle Macaulays Geschichte Englands.

5.

Einige Tage waren seit dieser inhaltreichen Unterredung verstrichen als die Prinzessin die Botschaft von ihrem Gemahl erhielt, daß er sie um ihre Gegenwart in seinem Zimmer bitte, da er ihr etwas zu eröffnen habe. Es fand jedoch gerade Cour bei ihr für eine Anzahl Damen aus dem Haag statt, weshalb sie erst nach einer Weile diesem Verlangen nachkommen konnte. Es fand sich daher fast mit ihr zugleich der Herzog von Monmouth ein, welcher ihr auf die Erlaubniß des Prinzen in dessen Gemächer folgte.

Die geselligen Vergnügungen waren in den letzten Tagen weniger geräuschvoll in dem Pallast im Busche gewesen als vorher. Die prächtige Festhalle, der Oranje-Zaal von den Holländern genannt, dessen Wände von den farbenschimmernden Meisterwerken Jordaens und Hondthorsts bedeckt waren, war noch nicht wieder geöffnet worden; auf allen den Bällen und Assembleen, die in diesem Winter in so rascher Folge in ihr stattgefunden, war immer Monmouth die hervorragendste Persönlichkeit gewesen Schön und glänzend war er auch heute, doch lagerte der Schatten ängstlicher Besorgniß auf seinem Antlitze. Kaum hatte die Prinzessin Platz genommen, als er die Frage an den Statthalter richtete:

„Ich höre, es sind heute früh abermals Depeschen aus London gekommen; was melden sie über den König?“

„Der Inhalt derselben ist es, den ich der Prinzessin mitzutheilen wünschte,“ antwortete der Gefragte. „Da er jedoch von gleichem Interesse für Sie ist, Herzog, so werden Sie ihn zugleich mit ihr vernehmen können.“

Beide blickten mit unruhiger Erwartung auf den Prinzen. Dieser fuhr fort:

„Am Abend des fünften Februar hat sich bei dem König ein Rückfall ereignet, so daß alle Hoffnung der Wiederherstellung, die man am Morgen gefaßt hatte, verloren war. Er ist am folgenden Mittag gestorben.“

„Mein Vater,“ rief Monmouth mit den Tönen des tiefsten Schmerzes. „Todt, todt! — Dies ist schrecklich! Nun ist Alles für mich verloren!“

Er verhüllte sein Gesicht. Auch Marie brach in Thränen aus und rief:

„Todt — mein guter Onkel! Dies betrübt mich sehr! Ich hatte auf seine Wiederherstellung so bestimmt gehofft. Er hätte nach dem natürlichen Laufe der Dinge leicht noch zwanzig Jahre leben können!“

„Gott hatte es anders beschlossen,“ sprach der Prinz „Der Herzog von York hat den letzten Augenblicken seines Bruders beigewohnt und dann

als Jakob der Zweite den Thron bestiegen, ohne auf irgend einer Seite auf Widerstand zu stoßen."

„Mein Vater König von England!" rief Marie. „Ich bedarf einige Zeit, um mich an diesen Gedanken zu gewöhnen, so überraschend kommt er mir!"

„Der Herzog von York ist nie mein Freund gewesen," seufzte Monmouth. „Mein Vater war in seinem Herzen gütig gegen mich gesinnt, hatte mir längst verziehen; er machte Denen ein finstres Gesicht, die ihm gefällig zu sein glaubten, wenn sie in seiner Gegenwart übel von mir sprachen. Ich erwartete jeden Tag meine Zurückberufung aus der Verbannung von meinem theuren Vater und konnte deshalb hier im Haag vergnügt und fröhlich sein. Nun ist er todt und keine Hoffnung mehr für mich vorhanden, in England wieder auf den Platz gestellt zu werden, den ich vorher bekleidete! Ich bin ein unglücklicher, verlorner Mann!"

„Trösten Sie Sich, Vetter," sagte die Prinzessin, indem sie ihre Thränen trocknete und ihm freundlich die Hand reichte. „Lassen Sie uns Alle ruhiger werden und dann miteinander überlegen, wie Sie Ihre Lage am Besten gestalten können."

„Anstatt meines besten und nachsichtigsten Freundes sitzt jetzt ein langjähriger Feind von mir auf dem brittischen Throne," klagte Monmouth weiter.

„Sie wissen, einen wie herzlichen Antheil ich an Ihrem Wohle nehme, Monmouth," fuhr Marie sanft fort. „Vielleicht wird es meinen Vorstellungen gelingen, ihn gnädiger gegen Sie zu stimmen, wenn Sie Alles hinführo vermeiden, was seinen Unwillen noch mehr erregen könnte."

Monmouth schüttelte statt der Antwort den Kopf und seufzte wiederholt. Der Prinz enfaltete endlich die erhaltenen Depeschen und las sie vor. Sie bestätigten seine ersten Worte, doch gelang es auch während dessen dem Herzog nicht, sich seiner völligen Trostlosigkeit zu entreißen. Er entfernte sich endlich, indem er am Abend sich wieder einfinden wollte. Der Prinz und seine Gemahlin überlegten nun gemeinschaftlich die Einzelnheiten des von ihnen bei dem nun veränderten Stande der Dinge einzuhaltenden Betragens. Die tiefste Stille trat am ganzen Hofe an die Stelle aller früheren Belustigungen; die Farbe der Trauer verdrängte alle bunte Pracht. Erst spät am Abende erschien der Herzog wieder, diesmal in den Zimmern der Prinzessin, wo auch der Prinz war. Er hatte seine Fassung wieder gewonnen und bat um Entschuldigung für seine am Morgen gezeigte Rücksichtslosigkeit, welche ihren Grund in seiner heftigen Betrübniß gehabt habe.

„Wir müssen uns in den Willen Gottes fügen, Vetter," sprach Marie sanft, „auch wenn es uns noch so schwer wird. Oft genug entwickeln

sich die Dinge zum Guten, die uns Anfangs unerträglich vorkommen."

Der Herzog verbeugte sich und sagte:

„Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen; ich werde morgen sehr früh den Haag verlassen."

„So bald schon?" rief sie überrascht. „Wir werden Sie sehr entbehren, Vetter, denn wir hatten Sie sehr gern hier."

„Sie sind zu gütig, Madame," antwortete er.

„Wohin gedenken Sie Sich zu wenden, Herzog?" fragte Wilhelm.

„Zuerst nach Brüssel," entgegnete Dieser. „Eure Hoheiten können mich jetzt nicht länger an Ihrem Hofe hier behalten, ohne einen völligen Bruch zwischen Holland und England zu riskiren."

Wilhelm gab ein Zeichen der Beistimmung.

„Ich werde daher," fuhr der Herzog fort, „auf die Gastfreiheit verzichten, die Sie mir so bereitwillig gewährt haben. Das fröhliche Leben der Vergnügungen und Festlichkeiten muß für mich aufhören; es liegen ernstere Wege vor mir."

„Doch hoffe ich, daß Sie nichts feindliches gegen den König Jakob unternehmen werden?" fragte der Prinz mit mehr als gewöhnlichem Ernst.

„Ich habe durchaus keine solche Absicht," antwortete der Gefragte.

„Es bietet sich für Sie," fuhr der Prinz fort, „ein ehrenvoller Ausweg. Der Türkenkrieg ver-

wüstet Ungarn. Die Augen Europas sind fast mit eben so vielem Interesse darauf gerichtet, wie vor fünf hundert Jahren auf die Kämpfe der Kreuzfahrer. Viele tapfere Männer fechten als Freiwillige unter dem Heldenführer Prinz Eugen gegen diesen allgemeinen Feind der Christenheit. Nehmen auch Sie dieses Kreuz wahrer Ritterlichkeit auf Sich; begeben Sie Sich in das kaiserliche Lager und kämpfen Sie als ein Held des Glaubens mit den deutschen Kriegern gegen jene wilden Horden, welche die Geißel des östlichen Europas sind."

„Eine würdige Laufbahn, gewiß," sagte der Herzog mit erregter Aufmerksamkeit.

„Der deutsche Kaiser," fuhr Wilhelm fort, „ist mein alter Verbündeter. Ich will Sie seiner Gnade empfehlen und Ihnen auch an den Prinzen Eugen Einführungsbriefe mitgeben. Wenn vielleicht Ihre Mittel erschöpft sind, so bin ich erbötig, Ihnen diese darzureichen und Sie auf eine Weise auszurüsten, die eines englischen Edelmanns würdig ist. Es soll meine Sorge sein, daß es Ihnen an nichts fehlen möge, was Ihrem Auftreten Ehre machen kann."

„Eure Hoheit sind sehr gütig," entgegnete Monmouth. „Diese Anerbietungen sind außerordentlich verlockend für mich, doch bedürfen Sie noch von meiner Seite einer weiteren Ueberlegung.

Ich werde Ihnen meinen Entschluß in Kurzem mittheilen."

„Thun Sie das," sagte Wilhelm befriedigt. „Meine Meinung ist es, daß Sie hierdurch einen Weg betreten würden, auf dem alle Verwickelungen, die Sie umgeben, sich am Besten lösen könnten."

Der Herzog war aufgestanden. Eine längere Weile noch wurde die Unterhaltung fortgeführt. Er gab dem Prinzen noch einmal das feierliche Versprechen, daß er nicht gegen den jetzigen König von England Unruhen erregen wollte. Dann nahte er sich der Prinzessin, um Abschied zu nehmen.

„Vetter," sagte diese, indem sie mit Herzlichkeit seine beiden Hände ergriff, „wir haben uns lange gekannt, doch sind wir noch nie so befreundet gewesen, wie in diesem Winter. Wenn man sich so nahe steht, wie wir, so ist die Trennung eine herbe, wenn die Zukunft im ungewissen Dunkel vor uns liegt. Aber ich hoffe fest zu Gott, daß wir uns bald fröhlicher wiedersehen."

„So darf ich annehmen, daß Sie mich stets als einen lieben Freund und Verwandten wieder aufnehmen werden, wenn es mir die Verhältnisse gestatten, mich Ihnen wieder zu nahen?" fragte er, indem er ihre Hand an seine Lippen führte.

„Verlassen Sie Sich darauf," sagte sie, indem ihr Blick sich verschleierte. „Sie sind mir sehr werth geworden. Es wird mir stets eine große Freude sein, zu hören, daß es Ihnen wohl

geht. Und wenn Sie neue Lorbeeren auf jenem Felde der Ehre sammeln, so werde ich Ihnen den Kranz winden und ihn — wenn wir uns wiedersehen — mit Stolz auf ihre Schläfen drücken."

Sie reichte ihm die Wange zum Kusse. Er umarmte sie und rief in tiefer Bewegung:

„Leben Sie wohl, Cousine! Ich habe an Ihnen mir eine wahre Freundin erworben; möge es mir gelingen, mich dieser großen Begünstigung würdig zu zeigen!"

„Leben Sie wohl, Vetter," versetzte Sie mit zitternder Stimme. „Meine besten Wünsche folgen Ihnen!" —

Auch von Wilhelm war der Abschied herzlich. Mitternacht war herangekommen und wenige Stunden später befand sich der Herzog auf dem Wege nach Brüssel. —

Als Karl der Zweite in den Zeiten seiner Verbannung auf dem Continent herumirrte, hielt er sich theilweise im Haag auf. Hier verliebte er sich in ein sehr schönes Mädchen, welche sich Luzie Walters nannte, die jedoch wenig Verstand und noch weniger gute Sitten besaß. Sie wurde die Seinige und beschenkte ihn mit einem Sohn. Karl weihte dem kleinen Jakob Crofts — wie der Knabe damals genannt wurde — eine so innige Zärtlichkeit, wie man sie seinem kalten und sorglosen Gemüthe kaum zugetraut haben würde. Dieser junge Liebling wurde in Frankreich in den Fähig-

keiten ausgebildet, die man damals nothwendig für einen wohlerzogenen Cavalier hielt; bald nach der Restauration der Stuarts trat er im Pallast zu Whitehall auf, wo ihm zuerst seine Wohnung angewiesen wurde. Pagen warteten ihm auf und es wurden ihm verschiedene Auszeichnungen gewährt, die bis dahin nur Prinzen von königlichem Geblüt gestattet wurden. Er wurde in frühster Jugend mit Anna Scott, der Erbin des edlen Hauses der Buccleuch, vermählt. Er wurde dadurch der Besitzer ihres Titels und ihrer Güter, die ihm eine nicht geringere Einnahme als zehntausend Pfund Sterling jährlich verschafften. Andere Titel, und Gunstbezeigungen von reellerem Werthe als diese, wurden ihm von seinem Vater bewilligt. Er wurde in England zum Herzog von Monmouth gemacht, wie er in Schottland Herzog von Buccleuch geworden war, desgleichen zum Ritter des Hosenbandordens, zum königlichen Stallmeister, zum Commandeur der ersten Abtheilung der Leibwache, und zum Kanzler der Universität von Cambridge. Auch schien er dem Publikum dieser großen Auszeichnungen nicht unwürdig zu sein. Sein Betragen war verbindlich gegen Jedermann, seine Gemüthsart sanft, seine Manieren artig und freundlich. Obgleich von leichten Sitten gewann er dennoch auch die Herzen der Puritaner, denn sogar strenge Moralisten gaben zu, daß an dem üppigen Hofe seines Vaters unwan-

delbare eheliche Treue nicht von einem Jüngling erwartet werden könnte, welcher, selbst fast noch ein Kind, mit einem andern Kinde verheirathet worden war. Sogar wirkliche Patrioten waren geneigt, einen halsstarrigen Knaben zu entschuldigen, welcher Beleidigungen, die man seinem Vater anthat, mit Erbitterung rächte. Bald auch wurden die Flecken, welche von leichtfertigen Liebschaften und mitternächtlichen Schlägereien ihm anklebten, durch ehrenvolle Thaten ausgelöscht. Als Karl der Zweite und Ludwig der Vierzehnte ihre Streitkräfte gegen Holland vereinigten, befehligte Monmouth die englischen Hülfstruppen, welche auf das Festland gesandt wurden, und zeigte sich als ein tapferer Soldat und als ein nicht unverständiger Offizier. Bei seiner Heimkehr war er der populärste Mann im ganzen Königreich. Die Krone nur allein war es, die ihm vorenthalten wurde, und sogar diese Krone schien nicht gänzlich außer seinem Bereiche zu liegen. Man hatte zwischen ihm und den stolzesten Lords dennoch einen augenfälligen Unterschied gemacht, den diese freilich keineswegs günstig bemerkten. Im Audienzzimmer des Königs hatte man ihn eingeladen, seinen Hut aufzusetzen, während die Howards und Seymours unbedeckt um ihn herum standen, aus deren Familien englische Königinnen hervorgegangen waren. Wenn auswärtige Fürsten starben, so hatte er für sie in einem langen Purpurmantel getrauert, wel-

chen kein anderer Unterthan als nur der Bruder und der Vetter des Königs, Prinz Rupert, tragen durften. Es war natürlich, daß alle diese Bevorzugungen ihn selbst verleiteten, sich als einen legitimen Prinzen des Hauses Stuart zu betrachten. Sein Vater war auch in seinem reiferen Alter immer noch dem Vergnügen ergeben und nahm auf seine königliche Würde wenig Rücksicht. Es war durchaus nicht unglaublich, daß dieser sich in einem Alter von zwanzig Jahren habe bewegen lassen, ein Mädchen wirklich heimlich zu heirathen, deren Schönheit ihn bezaubert hatte, und die ihm ihre Liebe nur unter dieser Bedingung bewilligen wollte. Schon in den Kinderjahren Monmouths war im Lande, und sogar in Kreisen, welche wohl unterrichtet sein mußten, das Gerücht verbreitet, daß Luzie Walters in Holland mit dem Könige getraut worden sei und daß — wenn Jedem sein Recht würde — ihr Sohn Prinz von Wales, und damit der anerkannte Aelteste des regierenden Monarchen sei. Man sprach viel von einem schwarzen Kasten, in welchem der Heirathscontract verwahrt sein sollte. Dieses müssige Gerede gelangte bei der steigenden Wichtigkeit des Herzogs nach und nach zu Bedeutung, wenn gleich jeder gewisse Beweis dafür fehlte. Dagegen sprach die bestimmte Erklärung des Königs, welche er im Staatsrath abgegeben und welche auf seinen Befehl dem Volke mitgetheilt worden war. Allein die große Menge

ist romantischen Abenteuern stets geneigt und beschäftigte sich eifrig mit der Geschichte von der heimlichen Vermählung und von dem inhaltreichen schwarzen Kasten. Dieses Interesse, was man dem als rechtmäßig angenommenen Thronerben widmete, wurde durch allerlei Kunstgriffe aufrecht erhalten. Wenn Monmouth nach längeren Abwesenheiten um Mitternacht in London anlangte, so wurde den Wachen von den Magistratspersonen befohlen, das erfreuliche Ereigniß in den Straßen der City auszurufen; Illuminationen und Freudenfeuer erglänzten; die Kirchen wurden geöffnet und fröhliches Geläute erklang von allen Thürmen. Wenn er reiste, so wurde er allenthalben mit nicht weniger Pomp empfangen und es wurde ihm mehr Enthusiasmus gezollt, als selbst dem Könige, wenn dieser seine Rundreise durch sein Reich machte. Der Herzog wurde von einem ländlichen Herrenhause zu dem andern durch lange Züge bewaffneter, berittener Herren und Scharfschützen geleitet. Aus den Städten strömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen, um ihn zu bewillkommnen Seine Ansprüche steigerten sich zu einer solchen Höhe, daß er auf seinem Wappen die Löwen von England und die Lilien von Frankreich annahm, dabei jedoch jenen dunkeln Balken wegließ, welcher, nach dem Wappengesetz, als Zeichen seiner unrechtmäßigen Geburt hinzugefügt werden mußte, und sogar dieser Anmaßung wegen den Verdruß des

Bayerische Staatsbibliothek München

Königs erregte. Zugleich vernachläſſigte er keine Kunſt der Leutſeligkeit oder Willfährigkeit, durch welche die Liebe der Menge gefeſſelt werden konnte. Er ſtand bei den Bauern Gevatter, nahm an ihren Jagden Theil, miſchte ſich in ihre ländlichen Spiele und war Sieger in Wettläufen, wobei er in ſeinen Stiefeln blieb, wenn ſeine Mitrenner ſich zur Erleichterung ihres Vorhabens mit Schuhen verſehen hatten.

Nach wenigen Jahren jedoch trat die Thorheit dieſes allerſeitigen Verfahrens auffallend zu Tage. Die Popularität Monmouths machte einen großen Theil der Stärke der Oppoſition aus und die Parlamentswahlen fielen gegen die Krone aus. Der König löſte das Parlament auf und die Kämpfe der Parteien gingen fort, bis endlich Jakob von Monmouth, indem er ſeine Familie in England zurückließ, durch ſeine Theilnahme an dem Rye-Houſe-Complott genöthigt wurde, das Land zu verlaſſen, in welchem er eine ſo glänzende Rolle geſpielt hatte. —

6.

In einem der innern Gemächer eines geräumigen Hauses in Brüssel finden wir ungefähr eine Woche später eine Dame, welche sich dem Ende der Zwanzig nähern mochte. In ihre Umgebungen hatte man augenscheinlich jenen Comfort zu verpflanzen gesucht, auf welchen schon damals in England ein so großer Werth gelegt wurde, der jedoch nicht so allgemein das Eigenthum auch der Mittelclassen des Inselandes war, wie heutiges Tages. Hell brannte das Feuer im Ofen, dessen Thür man geöffnet hatte, wie man es daheim beim Kamin that und mehrere Lehnsessel waren um diese „fireside“ gestellt, wobei die Füße auf dem weichen Teppich ruhen konnten, der den Fußboden bedeckte. Ein heftiger Wind blies gegen die Fenster und sein Geräusch ließ die Behaglichkeit dieser Räume noch dankbarer empfinden, indem man sich lebhaft allen jenen „Grimm des Winters“ zurückrief, der draußen herrschte. Die Dame trug in ihrer edlen Gestalt und in ihren feinen Zügen jene regelmäßigen Formen, welche sich noch bei so manchen Abkommen der englischen Aristokratie erhalten haben. Ihre Haut war von einer fast durchsichtigen Weiße und es wechselte auf ihren Wangen das Farbenspiel auffallend schnell, wäh-

rend in den blauen Augen sich eine unruhige Besorgniß malte. Es war die Baronesse Hariet Wentworth von Nettlestede, welche mit allen Zeichen der Aufgeregtheit bald an's Fenster trat, in dem vergeblichen Bemühen, auf der verdunkelten Straße die Näherkommenden zu unterscheiden, bald sich wieder umwandte, um mit ungleichen Schritten das Zimmer zu durchkreuzen.

„Er bleibt lange," murmelte sie vor sich hin, indem sie die Hände auf die Brust drückte. „Er muß aufgehalten worden sein, denn schon gestern und vorgestern hätte er kommen können. O, bittre Pein des vergeblichen Wartens!"

Dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, hielt den Fuß nochmals an, blickte unruhig um sich und sagte:

„Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist! — Der Weg vom Haag hierher ist weit. Der Wagen könnte umgeworfen oder ein Pferd mit ihm gestürzt sein! — Er hat mir nicht geschrieben seit dem Tode seines Vaters — und darum wußte ich, daß er selbst zu mir eilen müßte, um Freude und Leid in meinen Busen auszuschütten!"

Man hörte das Rollen eines Wagens. Es kam näher und näher. Hariet Wentworths Herz pochte wie mit Hammerschlägen, doch wurzelte ihr Fuß am Boden, während ihr starrer Blick deutlicher sprach als es ihre zitternde Lippe hätte thun können. Sie beugte den Kopf vor und horchte

ſo angeſtrengt, als wenn der Sinn des Gehörs an die Stelle aller übrigen Kräfte treten ſollte. Jetzt hielt er vor dem Hauſe; ein männlicher Schritt kam die Treppe herauf. Ihre eben noch ſo unbewegliche Geſtalt erhielt ein plötzliches Leben; ſie ſtürzte vorwärts, öffnete die Thür und lag im nächſten Augenblicke in den Armen eines Mannes, welcher ihre innigen Liebkoſungen mit gleicher Wärme erwiederte. Dann zog ſie ihn mit ſich in's Zimmer, ließ die Thür hinter ihnen zufallen, nahm ihm den Reiſemantel von den Schultern und ſagte wieder:

„Endlich, endlich! Seit zwei Tagen habe ich in jeder Minute erwartet, Dich herein treten zu ſehen; immer umſonſt — bis zu dieſer Stunde — denn daß wir uns jetzt ſprechen mußten, ſtand feſt bei mir.“

„Und zu wem auf der ganzen Erde,“ ſprach er, indem er ſie wieder an ſeine Bruſt ſchloß, „zu wem hätte ich mich wenden ſollen in dieſer verhängnißvollen Zeit, wenn nicht zu Dir, meiner beſten und theuerſten Freundin, der einzigen Geliebten meiner Seele?“

Ein Blick der innigſten Zärtlichkeit begleitete die Worte. Sie antwortete ihm mit heißen Küſſen und flüſterte dann:

„Wärſt Du heute und morgen nicht gekommen, ſo würde ich Dir entgegen gereiſt ſein. Ich mußte Dich ſehen und von Dir ſelbſt hören, was

Du beſchloſſen hätteſt. Nur die Furcht, Dich zu verfehlen, hielt mich bis jetzt davon ab, Jakob!“

Sie führte ihn zu einem der weiten Armſtühle, die in der Nähe des Ofens ſtanden, ſetzte ſich zu ihm nieder und ſtrich ihm das Haar aus der Stirn. Die flackernde Flamme warf ihren röthlichen Schein auf ſein Antlitz, welches die Anſtrengung der Reiſe und manche Seelenbewegung der letzten Tage gebleicht hatte. Jakob Monmouth verſetzte:

„Grey und Ferguſon ſtießen unterwegs zu mir und hielten mich durch mancherlei Mittheilungen auf. Dies iſt der Grund meiner Zögerung, die mir ſelbſt am Peinlichſten geweſen iſt.“

Sie ſchwieg einen Augenblick. Dann plötzlich war es, als wenn ſie ſich in ihrem ſchweifenden Gedankenfluge wieder an das zunächſt Liegende erinnerte, denn ſie ſprach:

„Ich habe das untere Stockwerk dieſes Hauſes für Dich einrichten laſſen, wie ich Dir ſchrieb. Ich denke doch, daß Du gleich dort eingezogen biſt?“

„Ich habe von Deiner Güte ohne Säumen Gebrauch gemacht,“ entgegnete er, „denn ich weiß, daß es keine liebenswürdigere Wirthin als Dich giebt. Ich gab meinem Kammerdiener Befehl, mein ganzes Reiſegepäck herein zu ſchaffen. Aber ſo wirthlich auch dieſe Räume ſein mögen, in denen Deine Hand für mich gewaltet hat — ich ſah

sie nicht an, sondern eilte ohne jeden Aufenthalt zu Dir — zu der mich der stärkste Zug meines Herzens trieb. Alles andere später — Du zuerst!"

Sie schmiegte sich wieder an ihn, umfaßte seinen Hals und legte wortlos ihre Wange an die Seinige. Dann fragte sie: „Hast Du Dich über den Tod Deines Vaters etwas getröstet, mein Liebling?"

„Es war ein harter Schlag," seufzte er verdüstert. „Er hat mir viele Thränen und schlaflose Nächte gekostet. Aber ich habe mich in das Unabänderliche gefügt. Wenn mir auch die Heimat und die Wiedereinsetzung in meine frühere Stellung dort versagt bleibt, so besitze ich doch einen größern Schatz als alle Titel und Reichthümer Englands: Deine Liebe!"

Sie küßte ihn statt anderer Antwort.

„Zu ihm will ich mich flüchten und in ihm allein mein Glück suchen," fuhr er fort. „Meine Landsleute forderten mich auf, jetzt zur Behauptung meiner Rechte in England aufzutreten, die Krone für mich in Anspruch zu nehmen, die mein Onkel sich zugeeignet hat. Ich habe sie zurückgewiesen; ihre Genossenschaft wurde mir schon einmal bei dem Rye-House-Complott verderblich. Ich will nicht wieder an ihren gewaltthätigen Plänen theilnehmen, sondern mich fern von dem Welttheater halten, auf welchem das Leben eingesetzt werden muß, wenn eine Krone gewonnen werden soll."

Hariet schwieg und spielte mit seinen Locken. Er fuhr fort:

„Du weißt, daß ich im Haag sorgfältig Alles vermieden habe, was meinen Beschützern dort hätte Anstoß geben können. Ich folgte Deinem Rathe und sah nur wenige Whigs; mit keinem jener gewaltthätigen Männer, welche in dem schlimmsten Theile jenes Complottes verwickelt waren, unterhielt ich irgend eine Verbindung. Sie haben mich deshalb laut der Unbeständigkeit und Undankbarkeit angeklagt."

„Ferguson benahm sich wie Dein schlimmster Feind," warf sie ein.

„Ich hielt mich von aller Politik fern," sprach er weiter, „und führte nur ein Leben geselliger Freuden, was die Zuvorkommenheit des Prinzen und seiner Gemahlin Dir und mir so freundlich bereitete. Ich habe auch diesmal alle ihre Vorschläge verworfen: mögen sie mich in Ruhe lassen und ohne mich ihre dunkeln Wege einschlagen. Die Träume des Ehrgeizes, die mich einst verblendeten, haben ihren Reiz für mich verloren. Wilhelm schlug mir vor, nach Ungarn zu gehen und unter dem Prinzen Eugen gegen die Türken zu fechten. Er bot mir sogar an, mich mit Geldmitteln zu versehen, damit mein Auftreten dort in der Fremde würdig meines Namens geschehen könnte."

„Jakob," sagte Lady Wentworth erschrocken, „Du wirst nicht so weit von mir gehen nach fremden Landen hin — gewiß, Du wirst es nicht!" —

„Beruhige Dich, mein Herz," versetzte er liebkosend; „nie würde ich dies Anerbieten ohne Deine Zustimmung angenommen haben, wenn es auch im ersten Augenblicke manches Anlockende hatte. Ich sehne mich nicht nach Ruhm und Beute; Ruhe und Freundschaft sind es, die mir Noth thun."

„Auch brauchst Du," erwiederte sie, „Wilhelms Großmuth nicht zu benutzen, denn was ich habe und besitze, ist so gut Dein Eigenthum wie das Meinige. Es ist reich genug, um für uns Beide die Unterstützung Fremder überflüssig zu machen."

„Ich weiß es, Geliebte, ich weiß es. Deine Liebe ist so uneigennützig, daß sie mich, den Verbannten, mit den reichsten Mitteln versieht, und mich das Leben eines Fürsten, anstatt desjenigen eines Bettlers führen läßt. Meine Dankbarkeit gegen Dich müßte noch größer sein als meine Liebe, wenn es möglich wäre, daß dies Gefühl von irgend einem andern übertroffen werden könnte."

„Jakob," flüsterte Hariet, „ich habe Dir das Werthvollste geopfert, was ich auf Erden besaß: den unbefleckten Ruf, die Ehre meines Namens! — Wie können nach diesem noch so unendlich geringere Gaben genannt werden, wie sie der Reichthum so leicht darbieten kann?"

„Ja," sprach er leidenschaftlich, indem er ihre Hand an sein Herz preßte, „Du hast unendlich viel mehr für mich gethan: Ein willenloser Knabe wurde ich an eine Frau verheirathet, die ich nie geliebt hatte und nie lieben lernen konnte. Ich suchte das Glück, was ich in meinem Hause nicht fand, weit auswärts in leichtfertigen Liebeshändeln, welche Religion und Moral verdammten. Du warst es, die mich durch Deine Vorstellungen, durch Deine sanften Tugenden von einem lasterhaften Leben zurückbrachte und mich für edlere Genüsse wiedergewannst!"

„Es war nur meine Liebe, die dies vollbrachte," sagte sie; „kein anderes Verdienst kann ich mir zuschreiben, denn Du weißt es, daß Du von den Tagen meiner ersten Jugend an das Idol meines Herzens warst."

„Du wurdest auch das Meinige und bist es unverändert geblieben," versetzte er feurig. „Dir haben Seele und Herz seitdem gehört — Dir allein und keiner Andern!" —

Eine Thräne schimmerte in Hariets Augen und sie sagte mit gedämpfter, jedoch vollkommen klarer Stimme:

„Es waren Tage, für welche ich mein Leben hingegeben haben würde, so glorreich uod doch so selig sind diese Erinnerungen. Wir hatten erkannt, daß wir uns liebten — allein die Tugend war mir noch theurer als meine Liebe. Sie gebot mir

den herben Weg der Entsagung. Da vereinigten wir uns, um inbrünstige Gebete zu Gott zu senden, daß er uns nach seiner wandellosen Weisheit aus diesem Labyrinthe führen möge, in welches uns der Kampf unsers Innern verstrickt hatte. Aber unsere Liebe hatte nach diesen heißen Gebeten nicht unsere Herzen verlassen; sie war ihnen nicht entnommen, sondern nur noch mehr in ihnen gestärkt worden. Da empfanden wir, daß sie Gottes Wille sei, daß er uns für einander geschaffen habe; alle angstvollen Zweifel waren von uns gewichen. Wir gelobten uns ewige Liebe und Treue vor dem Angesichte Gottes, indem wir vor einem christlichen Altar standen; die Verhältnisse des Lebens hatten uns getrennt, aber den Bund der Seelen, der sich hoch über sie erhob, vermochten sie nicht zu zerstören!"

„Und wir haben uns," fuhr er fort, als sie inne hielt, „seitdem als ein verbundenes Paar betrachtet, das Freude und Schmerz hienieden gemeinschaftlich zu tragen hat. *) Dieses wahre Gelübde der Herzen war heiliger als so viele Schwüre, welche nur als leere Formel von der Convenienz dictirt werden und uns eine Fessel sind, die wir abstreifen, sobald dies irgend geschehen kann."

---

*) Siehe Clarkes Leben Jakobs des Zweiten.

„Und ich bin Dein geblieben," sprach sie mit strahlenden Blicken, „Dein für Zeit und Ewigkeit!" —

„Du wiesest jene glänzende Verbindung zurück," setzte er hinzu, „welche Dir einen der ersten Plätze unter den Großen unseres Reiches verschafft haben würde, und folgtest mir in die Verbannung, damit die Stütze Deiner Liebe und Freundschaft mir in ihr nicht fehle."

„Ich folgte Dir als Dein Weib und betrachtete es als meine Aufgabe, Dein aufgeregtes Gemüth, Deine zweifelnde Seele zu besänftigen und Dir den Frieden zu bringen, den Dein zagender Geist verloren hatte."

„Es ist Dir gelungen," sagte er warm. „Während jene rauschenden Hoffeste im Haag uns umgaben lebten wir in ungetrübter innerer Glückseligkeit und die Stunden unserer Einsamkeit, des innigsten Gedankenaustausches waren uns die theuersten. Wie leicht werden wir diese hohlen Weltfreuden entbehren! Wenn wir ganz in Zurückgezogenheit und Ruhe leben können, so werden wir uns nur desto glücklicher und friedlicher fühlen."

„Ganz wie Du willst," sagte sie. „Wenn ich Dir hierher folgte, so that ich es nur, um meines eigenen Wohles willen, denn nur in Deiner Nähe vermag ich mich zu freuen. Ohne Dich ist mir Alles öde und farblos. Ich lebe nur in Dir und für Dich."

„Bei Dir will ich vergessen, daß ich einst nach einem Throne strebte," sagte er, „und daß ich das Haupt einer mächtigen Partei war."

„Und daß Du die Zierde des prächtigen Hofes von Whitehall warst," fügte sie kosend hinzu.

„Das warst Du so gut wie ich," sprach er lächelnd.

„Keine Unwahrheiten, mein Freund," versetzte sie scherzend. „Ich war nur das bescheidene Veilchen, das im verborgenen Winkel blühte, während Du als die prangende Sonnenblume alle Andern überragtest und verdunkeltest."

„Wir wollen Beide das geräuschvolle Leben der Höfe und alle seine glänzenden Nichtigkeiten ohne Neid und Verdruß hinter uns lassen," setzte er hinzu. „Ich will nicht mehr daran denken, daß ich einst Heere commandirte, und statt der Laufbahn eines gebietenden Generals nur mehr diejenige eines friedlichen Bürgers verfolgen."

Er hob nun an, ihr ausführlich von den Begebenheiten der beiden letzten Wochen zu erzählen, während welcher sie getrennt gewesen waren. Besonders gedachte er des Statthalters und der Prinzessin. Endlich erhob er sich, um die Reisekleider zu wechseln, welches seine Freundin ihm nur unter dem Versprechen baldigen Wiederkommens gestattete, da er ein ächt englisches Abendessen mit allem seinen Zubehör bei ihr einnehmen sollte.

Wirklich hatte es in den nächsten Monaten den Anschein, als wenn Monmouth seinen ausgesprochenen Vorsätzen getreu bleiben wollte. Er lebte nur der Gesellschaft der Lady Wentworth und unterhielt sich nur mit seinen Landsleuten, wenn er ihnen nicht ausweichen konnte. Allein die Scenen auf dem Welttheater gingen auch ohne sein Zuthun ihren schicksalsschweren Gang fort und es reiften die Ereignisse im Zeitenschooße, welche nochmals auf dem Boden des fröhlichen Englands ihre blutigen Spuren zurückließen. Die schottischen Mißvergnügten sammelten sich unter einem Großen ihres eignen Volkes, dem Grafen Archibald von Argyle, welcher als der Häuptling des großen Stamms der Campbell von den Hochländern mit dem stolzen Namen Mac Callum More benannt wurde. Als Jakob der Zweite, damals noch Herzog von York, als Vicekönig von Schottland sich in Edinburg aufhielt, war Argyle auf so unzureichende Gründe hin, daß sich die besten Freunde der Stuarts sogar dessen schämten, des Hochverraths beschuldigt und zum Tode verurtheilt worden. Lord Argyle entfloh verkleidet nach Friesland und lebte dort auf einer kleinen ihm gehörigen Besitzung in tiefster Verborgenheit, während er die Verbindung mit seinen Freunden in Schottland eifrig unterhielt.

In Amsterdam sammelten sich die Häupter der Emigration; Argyle fand sich daselbst von

Friesland aus ein. Drei Schiffe lagerten im Zuyder Zee, welche die Schotten und ihre ganze kriegerische Ausrüstung an die schottische Küste bringen sollten. Indessen waren sowohl der Prinz von Oranien wie auch die Generalstaaten durchaus dagegen, daß die Gastfreundschaft, welche ihr neutraler Boden den verbannten Flüchtlingen gewährte, von ihnen zur Ausführung von Unternehmungen benutzt werden sollte, welche der englischen Regierung feindlich waren. Es schien in den ersten Monaten nach der Thronbesteigung Jakobs des Zweiten wahrscheinlich, daß dieser sich von seinem gebieterischen Bundesgenossen Ludwig trennen und eine nahe Allianz mit den Niederlanden und Oesterreich eingehen wollte. Man wünschte daher im Haag Alles zu vermeiden, was ihn auf irgend eine Weise beleidigen konnte. Allein die ersten Magistratspersonen der Stadt Amsterdam waren dem Hause Nassau feindlich gesinnt und wußten es durch ihren Einfluß dahin zu bringen, daß den Plänen der schottischen und englischen Emigranten nicht ernsthafte Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Die Verbote wurden zu spät erlassen, und man behauptete vorher, daß wirklicher Grund zur Unzufriedenheit mit den Ausländern nicht vorhanden sei, da sie nicht sich gegen die Gesetze des Landes vergingen.

Der Mai war herangekommen und Jacob Monmouth hatte die Thür eines Salons öffnen

lassen, welcher in seiner Wohnung auf den daran stoßenden Garten hinausging. Der balsamisch Duft der Blüthenwelt drang in das Gemach, doch waren die Sinne des Herzogs fast empfindungslos gegen alle Pracht des Frühlings, die ihm so ein ladend zum Hinauskommen winkte. Zwei Männer standen so eifrig redend vor ihm, daß er fast ge zwungen wurde, ihnen seine angelegentliche Aufmerksamkeit zu schenken. Der Eine war lang und hager, sein Mund etwas schief verzogen; auf sei nen Wangen sah man eine dunkele, ungesunde Röthe, und über seine scharfen Augen hingen ei nige Haare der großen Perücke, welche sein Haupt bedeckte. Er hielt die Schultern gekrümmt und in seinem Gange zeigte er ein eigenthümliches Schaufeln. Der Besitzer dieser unschönen Formen nannte sich Robert Ferguson. Der Zweite der Männer war Lord Ford Grey von Wark, welcher gewinnende Manieren und ein nicht häßliches Aeußeres zeigte und ungefähr in dem Alter des Herzogs stand.

„Ich wiederhole Euer Gnaden," fuhr Fergu son in seinem breiten, schottischen Accent fort, „daß die englischen Emigranten Sie auf's Dringendste durch mich bitten lassen, Sich in Amsterdam einzufinden. Sie betrachten Sie einmüthig als ihr Haupt, Mylord, und werden Sie mit Freuden unter sich willkommen heißen."

„Und ich sage Ihnen noch einmal," Master Ferguson, lassen Sie mich in dieser ruhigen Glückseligkeit des häuslichen Lebens, die ich so kürzlich erst hier in Brüssel gefunden habe," versetzte der Herzog mit umwölkter Stirn. „Mich verlangt nicht nach einer glänzenderen Stellung. Der Thatendurst ist in mir erloschen; ich bin des öffentlichen Lebens überdrüssig!"

„Der rechtmäßige König Englands ohne Ehrgeiz!" rief Ferguson mit spöttischer Verwunderung. „Dies ist mehr als ich mir jemals hätte träumen lassen! Der Herzog von York ist ein Usurpator, denn nicht dem Bruder, sondern dem ältesten Sohn des verstorbenen Königs gebührt die Thronfolge. Ihre Mutter war sein angetrautes Weib — das weiß Jeder, der nicht entschieden zur Partei Ihres Onkels gehört!"

„Ich habe es selbst glauben müssen," warf Monmouth halblaut ein.

„Man wird sagen," fuhr Robert Ferguson höhnend fort, „daß Eure Gnaden nur Muth zu großartigen Unternehmungen besaßen, so lange Karl der Zweite lebte und Sie dadurch auch im Falle des Mißlingens immer auf die Verzeihung des nachsichtigen Vaters rechnen konnten. Jetzt, da die Gefahr für Sie so groß ist, wie für jeden andern Theilnehmer des Unternehmens, verweigern Sie Ihre Beihülfe! — Das hätte in ganz Eng-

land kein Mensch von dem Sieger in heißen Schlachten, von dem Helden des holländischen Feldzuges geglaubt!"

Jakob Monmouth erröthete bis zur Stirn hinauf, doch antwortete er nicht.

„Eure Gnaden wissen," nahm Lord Grey das Wort, „daß der Herzog von York bei der Nation so wenig beliebt war, daß es den Whigs fast gelungen wäre, ihn auf gesetzmäßige Weise von der Thronfolge auszuschließen. Die Bill, welche wir deshalb in's Parlament brachten, ging im Unterhause durch; nur im Hause der Lords wurde sie verworfen. Wäre sie auch dort angenommen worden, so hätte sie der König sanctioniren können und Sie wären der natürliche Erbe der Krone gewesen."

„Oder auch Maria Stuart, die älteste Tochter Jakobs," versetzte Monmouth bedenklich.

„Und warum sollte diese einen Vorzug vor Ihnen haben, Mylord?" fragte Grey lebhaft.

„Es ist wahr," versetzte der Herzog, „ihre Mutter war so wenig von königlichem Geblüte wie die Meinige. Mein Onkel gab schon in seiner Jugend einen schlagenden Beweis von der Hartnäckigkeit, mit welcher er an Vorsätzen festhält, die er einmal auszuführen beschlossen hat. Daß er trotz des heftigen Tadels so vieler englischen Großen, Anna Hyde, die Schwester der Clarendons, vor den Altar führte, war um so auffallender.

da sie weder die allmächtigen Reize der Schönheit noch der Anmuth besaß."

„Diese sind nicht erforderlich, um das Gemüth Jakobs zu bezwingen," sagte Lord Grey mit unverhehltem Lachen, „davon geben Arabella Churchill und Katharina Sedley den besten Beweis, Anderer seiner weniger genannten Herzenskönigin-nen nicht zu gedenken."

Auch Monmouth lachte. Sein leichtbewegliches Gemüth gab sich stets nur zu schnell den Eindrücken des Augenblicks hin. Dann entgegnete er ernsthafter:

„Die zweite Gemahlin meines Onkels ist eine Prinzessin von Modena. Wären ihre Kinder am Leben geblieben, so würden ihre Freunde stets behauptet haben, daß sie durch die fürstliche Geburt ihrer Mutter vor allen andern Abkömmlingen der königlichen Brüder zur Thronfolge berechtigt wären und daher diesen vorgehen müßten."

„Welcher vernünftige Mensch in England wird denn jetzt noch auf die Abstammung der Mutter eines Monarchen Gewicht legen?" fiel Ferguson laut ein. „Von dem Augenblicke an, in dem der Segen der Kirche über ihre Verbindung mit einem solchen gesprochen wird, ist sie Königin, was sie auch früher gewesen sein mag. Haben nicht von jeher oft genug Frauen den Thron von Großbritannien getheilt, die nicht in der Nähe eines solchen geboren waren? — War nicht Johanna Sey-

mour Eduards des Sechsten Mutter, Anna Boleyn die der großen Elisabeth, an die noch jeder Britte mit Stolz und Verehrung zurückdenkt? Auch die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt wurde angefochten; Sie haben diese Verunglimpfungen mit dem größten Geiste gemein, der je den brittischen Scepter in seinen Händen hielt, Mylord Herzog. Allein Sie werden diese Anfechtungen siegreich überwinden wie die jungfräuliche Königin. Treten Sie in ihre Fußtapfen; bringen Sie uns die glorreichen Tage der Tochter Heinrichs des Achten zurück und bedecken Sie mit hohen Tugenden den Flecken Ihrer Geburt, wie sie es that, das heißt, wenn irgend Jemand mit vorsätzlichem bösen Willen Ihnen einen solchen anhängen will. Dann werden alle Herzen Ihnen entgegen jauchzen und den Tag segnen, an welchem der rechtmäßige Jakob der Zweite den Usurpator dieses Namens von seinem angemaßten Throne stößt!"

Eine Pause trat auf diese Rede ein, welche Robert Ferguson so pathetisch gehalten hatte, als sei das zahlreiche Auditorium eines Clubbs oder eines Meetings um ihn versammelt. Der Herzog sah zu Boden und sagte endlich:

„Es ist auf jeden Fall jetzt keine geeignete Zeit für einen Einfall in England. Die Schwierigkeiten eines solchen würden unüberwindlich sein. Mein Onkel sitzt gegenwärtig so fest auf seinem Thron, wie irgend einer seiner Vorfahren. Seine

Feinde, die Whigs, sind unterdrückt, und die hohe Geistlichkeit mit allen andern Torys ist ihm sehr günstig gesinnt. Auch wenn ich in England erschiene, so würde keine Hoffnung auf irgend ein Gelingen des Unternehmens sein."

„Eure Gnaden befinden sich gänzlich im Irrthum!" rief Grey. Ich habe in den letzten Wochen postäglich Briefe aus der Heimath erhalten und alle erzählen davon, daß der Widerwille gegen Jakob täglich wächst. Seine eigenmächtige Handlungsweise erbittert alle Engländer und man gedenkt lebhaft aller der Grausamkeiten, welche er als Vicekönig von Schottland beging, daß er sogar dort der Folterung mancher Angeschuldigten beiwohnte, die auch nach ihrer Einkerkerung nicht aussagen wollten, was man zu wissen wünschte. Die Klugheit der Häupter der Whigs verhüthet nur mit Mühe bis jetzt noch einen blutigen Ausbruch der allgemeinen Entrüstung, welcher am Tage der Krönung stattfinden sollte. Alle unsere großen Lords, welche die Ausschließungsbill unterstützten, erwarten Sie mit Ungeduld, um sich um Sie zu schaaren."

„Man redet dort drüben täglich von dem Grafen von Richmond," fügte Ferguson bedeutungsvoll hinzu, „welcher vor zwei hundert Jahren mit einer Handvoll Leute an der Küste landete und welcher wenige Tage später auf dem Schlachtfelde von Bosworth sich die Krone aufsetzte, die er von dem

Haupte Richards nahm und welcher darauf als Heinrich der Siebente der Stammvater einer Reihe von Königen wurde. Man sehnt sich nach einem Helden, der ihm an Muth und Tapferkeit gleich kommt."

Monmouth sagte nichts, doch erglänzte sein Auge lebhafter. Ferguson fügte hinzu:

„Danvers übernimmt es, London in Aufstand zu bringen. Sobald Eure Gnaden Ihr Banner erheben, werden wenigstens vier Grafschaften für Sie zu den Waffen greifen und ihnen wird bald das ganze Reich folgen. Der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein."

„Sie sollen, Sie müssen unser Chef sein, Mylord Herzog," rief Grey mit vermehrter Wärme. „Wir setzen Ihnen nur die einzige Bedingung, daß Sie nicht sogleich den königlichen Titel annehmen, sondern damit warten, bis ein freies Parlament zusammen berufen ist, welchem Sie Ihre Ansprüche vorlegen, damit es diese sanctionire. Wenn diese Formalität vollzogen ist, so begrüßen wir Sie einstimmig als den wahren Jakob den Zweiten von Großbrittannien und Irland!"

Die dunkeln Augen des Herzogs leuchteten stärker. Sein schlummernder Ehrgeiz begann sich zu regen, doch war dies nur für Augenblicke. Dann schüttelte er den Kopf und sagte:

„Diese Aussichten sind glänzend genug, aber die Uneinigkeit, welche unter den brittischen Flücht-

lingen waltet, wird sie wenig unterstützen. Wenn ich auch selten mit ihnen verkehrte, so hat man mir doch genug davon erzählt; ich glaube nicht, daß sie in irgend welchen Punkten übereinstimmen, als nur in ihrem Haß gegen Jakob und in ihrem heißen Wunsche, in das Vaterland zurückkehren zu können."

„Diese Nachrichten sind übertrieben," erwiederte Grey. „Es fehlt ihnen nur ein Haupt, um diesem einmüthig zu folgen. Die Schotten schaaren sich um Lord Argyle; wir Engländer warten nur auf Sie, Mylord Herzog. Ohne Sie sind wir nichts und können wir nichts!"

Monmouth schwieg wieder. Grey fuhr fort: „Kommen Sie wenigstens nur einmal nach Amsterdam und sehen Sie Sich dort den Stand der Dinge selbst an. Gefällt er Ihnen nicht, so sind Sie auf keine Weise gebunden, können wieder hierher nach Brüssel gehen und ganz so leben wie vorher."

„Ich möchte lieber Brüssel gar nicht verlassen," sagte Monmouth.

„Eure Gnaden, denken Sich vielleicht mit dem gegenwärtigen Könige auszusöhnen," sprach Ferguson, indem er unter seiner Perücke hervor einen scharfen Blick auf den Angeredeten warf, in welchem so viel Bosheit wie Schlauheit lag, „doch meine ich, daß Jakob niemals ein Freund Desjenigen wird, dem er einmal gezürnt hat. Sie

werden nie etwas Anderes als tödtliche Feindschaft von ihm zu erwarten haben."

„Reisen Sie wenigstens auf einige Tage nur mit uns nach Amsterdam und sehen Sie Sich die Schiffe an, auf welchen die Schotten nach England hinübergehen wollen," bat Lord Grey mit seiner früheren Dringlichkeit.

„Ich will Ihnen morgen meinen Entschluß darüber mittheilen," sagte der Herzog, welcher die Unterredung zu beendigen wünschte.

Mit diesem Bescheide mußten die beiden Männer sich zufrieden geben, wenn sie gleich noch mehrere Versuche machten, ein bestimmteres Versprechen von dem Herzoge zu erhalten. Endlich entfernten sie sich, nicht ganz befriedigt von dem Erfolge ihrer dringenden Vorstellungen.

7.

Kaum hatten sie den Gartensaal verlassen, als Lady Hariet hereintrat. Monmouth ging ihr entgegen und sie sagte hastig:

„Du hast sie fortgehen lassen, diese Herren?

„Allerdings," antwortete er. „Hätteſt Du gewünſcht, daß ich ſie einlüde, das Paume Spiel *) mit uns vorzunehmen? — Es iſt das Lieblingsſpiel Wilhelms und Mariens, wenn ſie im Sommer in Loo ſind und auch in Whitehall iſt es ſehr in die Mode gekommen. Ich habe vergeſſen, Lord Grey darnach zu fragen, doch glaube ich gewiß, daß er es ſich von irgend einem verbannten Hofmann wird haben zeigen laſſen."

„O, laß das Scherzen," erwiederte ſie ſchnell. „Es iſt jetzt nicht Zeit dazu. Du wollteſt zu mir in den Garten hinunter kommen, um die herrliche Frühlingsluft zu genießen. Ich ſaß in der Laube, dort unter dem Fenſter, und habe Eure ganze Unterredung gehört. Sie haben ſchon oft auf dieſe Weiſe mit Dir geſprochen."

„Und ich bin nie auf ihre Wünſche eingegangen, ſo lockend ſie dieſe auch einzukleiden wiſſen," entgegnete er.

Sie erfaßte ſeinen Arm und führte ihn in ein Bosket, welches von dichten Taxushecken eingefaßt war. Er ſetzte ſich neben ſie auf eine Moosbank; ſie ſah wie in Gedanken verloren vor ſich nieder und ſprach endlich:

„Aber mir deucht, nach Amſterdam könnteſt Du wenigſtens auf einige Tage gehen, um Dir

*) Paume: Ballſpiel

die Zustände dort unter unsern Landsleuten einmal anzusehen."

„Ich fürchte, daß sie mich dann nicht wieder loslassen," entgegnete er.

„Du bleibst trotz dessen unbeschränkter Herr Deines Willens," fuhr sie fort. „Ich gehe mit Dir und übernehme die Verantwortung, daß kein Mensch Dich zu etwas bewegen soll, wozu Du nicht selbst geneigt bist."

„Ich habe Wilhelm versprochen, daß ich jetzt nichts feindliches gegen seinen Schwiegervater unternehmen will," warf er ein.

„Es war ganz im Interesse des klugen Statthalters, daß er Dir dies Gelöbniß abnahm," sprach sie. „Er hat sich Dir so lange freundlich bewiesen und will nun nicht, daß es den Anschein haben solle, daß dies einem offenbaren Rivalen des Königs Jakob geschehen sei. Und wenn Dein Unternehmen vom Erfolge gekrönt würde, so würden mit Jakob auch seine Töchter des englischen Thrones beraubt werden, der von Dir auf Deine Söhne übergehen würde. Deshalb muß Wilhelm Alles versuchen, um Dich von einem solchen Schritt zurückzuhalten."

„Das Alles ist wahr," bemerkte er. Sie fuhr fort:

„Jakob ist so hartnäckig und verkehrt, wie wir ihn immer gekannt haben. Heinrich der Vierte von Frankreich war so klug, das Religionsbekennt-

niß für das Seinige zu erklären, dem die Mehrheit seiner Unterthanen anhing. Jakob beobachtet das Gegentheil und entfremdet sich dadurch ihre Herzen. Wilhelm ist Calvinist, womit sie auch nicht einverstanden sind. Du nur bist Mitglied der englischen Hochkirche, welche seit Heinrich dem Achten in unserm Lande die herrschende ist, und bist daher Deinen Landsleuten, die so fest an ihr hängen, doppelt werth."

„Dies habe ich vor meinen Mitbewerbern voraus," sagte er beistimmend.

„So mache doch wenigstens den Versuch, diese Krone zu ergreifen, die Dir von so manchen Seiten geboten wird! Es fließt das königliche Blut der Stuarts in Deinen Adern; zeige Dich dessen würdig; richte stolz Dein Haupt empor über Viele, denn Du bist dazu berechtigt!"

Hariets Wangen waren von hoher Glut bedeckt; Monmouths Augen hingen an ihren aufgeregten Mienen, doch flog es wie ein Schatten über seine sanften Züge. Sie fuhr fort:

„Schon einmal strecktest Du Deine Hand darnach aus; ich war damals Deine Vertraute wie jetzt und Du besaßest mehr Entschlossenheit als heute. Jetzt ist die Gelegenheit viel günstiger als damals — sie rückt näher und näher — und Du fürchtest Dich? — Bist Du nur ein Held, wenn im Verborgenen Complotte geschmiedet werden und

ſcheuſt Du Dich, wenn es offenen Kampf und Gefahren zu beſtehen gilt?“

„Hariet,“ ſprach er gepreßt, „dieſe Worte ſind grauſam. Kämen ſie aus einem andern Munde, ſo müßte ich Rechenſchaft dafür fordern.“

„Verzeihe mir, Geliebter!“ rief ſie ihn umſchlingend. „Iſt es denn nicht allein meine Liebe zu Dir, die mich ſo reden läßt?“ — Ich möchte Dich vor einer ganzen Nation bevorzugt, den Erſten unter der ſtolzeſten Ariſtokratie ſehen, welche die Welt kennt — ich möchte Dich einen König nennen!“

„Ich weiß es,“ ſprach er freundlicher, „es iſt immer nur Deine wahre Liebe zu mir, welche aus allen Deinen Worten redet! — Du denkſt nur immer an mich — nie an Dich ſelbſt!“

„Und wenn Du der gekrönte Monarch unſrer Inſeln biſt, wenn Dich die Sorgen der Regierung drücken, ſo flüchte an mein treues Herz! — Wenn Dich unterwürfige Schmeichler umgeben, ſo ſpare nur für mich einen Blick der Liebe als die einzige, höchſte Gabe auf, die ich von Dir erflehe als den Lohn aller Kümmerniſſe, die ich mit Dir getragen!“

Er drückte ſie mit tiefer Rührung an ſich.

„Ach, Hariet,“ ſeufzte er, „ich bin Deiner lange nicht würdig genug. Dein großer Geiſt überſieht den Meinigen, Dein reiches Herz läßt mich die Armuth des Meinigen empfinden!“

„In der Liebe ſtehen wir uns gleich," ſagte ſie leiſe.

„Aber ich bin ohne Mittel, um einen Feldzug unternehmen, um Truppen ausrüſten zu können," fügte er hinzu. „Seit die Zuſendungen aus England aufhörten habe ich ſehr Weniges nur zu meiner Verfügung."

„Und muß ich Dir nochmals wiederholen," ſprach ſie mit einem ſtrahlenden Lächeln, „daß Alles, was mein iſt, auch Dir gehört? — Nimm zuerſt alle meine baaren Einkünfte; wenn dieſe erſchöpft ſind, ſo greifen wir zu meinen Diamanten — und wenn auch dieſe nicht für unſer Unternehmen ausreichen, ſo benutze meinen ganzen Credit. Die Erbin der Wentworths wird den guten Klang, den ihr Name auch im Auslande hat, benutzen, um Geld aufzutreiben, ſo viel wir deſſen bedürftig ſind."

Jakob von Monmouth lauſchte dieſen Ueberredungsgründen; ſie wiederholten ſich noch oft vor ſeinem Ohre und waren um ſo mächtiger, da ſie von den roſigen Lippen ſeiner Geliebten kamen.*) Sie hatte ihm ſeine Zurückgezogenheit ſo köſtlich gemacht; ihre hinreißende Ueberredungsgabe wußte ihm nun das Herausgehen aus ihr eben ſo lockend darzuſtellen. Er hatte den geſchickt angelegten Ver-

*) Siehe Wellwoods Memoiren über den Herzog von Monmouth.

suchungen seiner früheren Verbündeten widerstan-
den und würde ihnen vielleicht auch später nicht
leicht nachgegeben haben. Allein Hariet Wen-
worths feurige Wünsche und sanfte Bitten unter-
stützten sie — und gegen diese vereinten Bemü-
ungen reichte die Kraft seines Widerstandes auf
die Länge nicht aus. Wenn auch nicht überzeugt,
so doch überredet gab er endlich nach und reiste
in Gesellschaft seiner Freundin nach Amsterdam.

Der Herzog von Monmouth war auf dem
Schlachtfelde feurig und unerschrocken, dagegen im
gewöhnlichen Leben unentschlossen und nicht selten
unmännlich. Der Zufall seiner Geburt, sein per-
sönlicher Muth und die Anmuth seines Aeußern
hatten ihn auf einen Platz gestellt, den ganz aus-
zufüllen seine übrigen Fähigkeiten nicht hinreichten.
Sein Freund, Lord Ford Grey, unterschied sich
von ihm, indem er bei manchen unblutigen Ver-
anlassungen einen hohen Grad von Entschlossenheit
zeigte. Unter den schwierigsten Umständen, wenn
sein Leben und seine Freiheit auf dem Spiele
standen, mußte die Würde und Tüchtigkeit seines
Benehmens, die kaltblütige Beherrschung aller sei-
ner Fähigkeiten, seine Umsicht und Furchtlosigkeit
sogar von seinen Widersachern gelobt werden. Da-
gegen fehlte ihm der Muth, blanken Waffen und
dem Blutvergießen entgegen zu treten, welches vor
seinen Augen vor sich gehen sollte und es haftete
sogar der Vorwurf persönlicher Feigheit auf dem

Schlachtfelde auf ihm. Dabei waren seine Sitten so leichtfertig, wie sie nur zu oft bei den Cavalieren jener Tage angetroffen wurden, mochten diese nun in England, Frankreich oder Holland zu Hause sein.

Bei Robert Ferguson dagegen fand sich fast keine edlere Eigenschaft. Von der Theologie hatte er sich zur Politik gewendet. Gewaltthätig, boshaft, unwahr, fühllos gegen Schande, ergötzte er sich an der Intrigue, am Tumult, am Unheil blos aus Lust an der Sache. Er lebte unter mancherlei Verkleidungen und angenommenen Namen in London in vier verschiedenen Wohnungen. Stets rieth er seinen Freunden zu den gewaltthätigsten und gefährlichsten Handlungen und hohnlachte über die Besonnenen, welche zögerten, zu blutigen Thaten zu schreiten. Als er sich nach den Niederlanden begeben hatte fand er unter seinen Parteigenossen Manche, welche bereit genug waren, auf seine bösen Rathschläge zu hören. Ohne den Beistand der außerordentlichen Popularität, welche Monmouth bei einem so großen Theil der englischen Nation genoß, war es unmöglich, irgend etwas zu unternehmen. Ferguson besaß in hohem Grade das nicht beneidenswerthe Talent eines Verführers zu gesetzlosen Handlungen; mit der bösartigen Geschicklichkeit eines Dämons rannte er von Einem der Emigranten zu dem Andern,

reizte jeden auf und erregte in jedem Busen wilde Wünsche und maßlose Erbitterung

Die der Festigkeit entbehrende Gemüthsart Monmouths nahm auch diesmal — wie so oft früher — bald den Eindruck von der Gesellschaft auf, die ihn in Amsterdam umgab. Er erinnerte sich der Zuneigung, mit welcher er stets in seiner Heimat von der Bevölkerung begrüßt worden war, und glaubte erwarten zu können, daß diese nun zu Hunderttausenden aufstehen würde, um ihm ein freudiges Willkommen zuzurufen. Er gedachte der Anhänglichkeit, welche die englischen Soldaten ihm stets bewiesen hatten, schmeichelte sich, daß sie in ganzen Schaaren zu ihm übergehen würden — und erklärte sich bereit, an die Spitze seiner Landsleute zu treten.

Gleich wie die Schotten rüsteten er und seine Freunde eine kleine Flotte aus, mit welcher sie in England — wie diese in Schottland — landen wollten. Lord Argyle segelte zuerst mit den Seinigen ab und einige Wochen später verließ auch Jakob von Monmouth die Küsten Hollands, begleitet von den feurigen Segenswünschen der Lady Harriet Wentworth, welche bis auf weitere, günstige Nachrichten in Amsterdam bleiben wollte. —

Am elften Juni eilten die Einwohner der kleinen Stadt Lyme an das wilde, felsige Gestade, und richteten von diesen Klippen aus ihre verwunderten Blicke auf drei fremdartig aussehende

Schiffe, welche hier an der Südküste Englands Anker geworfen hatten. Endlich stießen sieben große Boote von ihnen ab und ruderten durch den Hafen zum Ufer. Achtzig wohlbewaffnete Männer landeten — mit ihnen Monmouth, Grey, Ferguson, und mehrere andere Häupter der Emigranten.

Monmouth gebot Schweigen, kniete am Ufer nieder, dankte Gott für den Schutz, den er ihm und den Seinigen in den Gefahren des Meeres gewährte und bat um seinen Segen für Das, was sie nun auf dem Lande unternehmen wollten. Dann erhob er sich, zog sein Schwert und führte seine Leute über die Klippen hin in die Stadt.

Kaum wurde es bekannt, wer der Führer dieser Expedition sei, als der Enthusiasmus des Volks alle Zügel durchbrach. Der kleine Ort gerieth in Aufruhr und viele Menschen rannten hin und her, indem sie laut riefen: „Monmouth! Monmouth!“ — Sein Banner, eine blaue Flagge, wurde auf dem Marktplatze aufgerichtet und laut eine Erklärung vorgelesen, welche der Bevölkerung den Zweck der Unternehmung auseinandersetzte.

Leider war diese Erklärung ein Manifest, welches eins der schlechtesten Machwerke Fergusons genannt werden mußte. *) Ohne Zweifel enthielt es manche gerechte Beschwerden gegen die Regie-

*) Siehe Burnet und das Journal des Hauses der Gemeinen vom 11. Juni 1685.

rung, aber diese waren in einem unsaubern Styl abgefaßt und es folgten andere Anschuldigungen und Erfindungen, deren ganze Nichtswürdigkeit auf den Verfasser derselben zurückfiel. Es wurde bestimmt behauptet, daß der Herzog von York früher London angezündet, mehrere englische Große ermordet und seinen Bruder, den König Karl, vergiftet habe. In Folge dieser scheußlichen Verbrechen wurde Jakob für einen Tyrannen, für einen Mörder und Usurpator erklärt. Das Schwert könne nur in die Scheide gesteckt werden, nachdem man ihn als einen Verräther zur Strafe gezogen habe. Die verletzte Charte solle hergestellt und jährlich ein Parlament berufen werden, welches die Rechte der Nation wahre. Monmouth könne beweisen, daß er in gesetzmäßiger Ehe geboren und daß er dem Rechte nach König von England sei, daß er jedoch diese Würde nicht annehmen wolle, bis sie durch ein freies Parlament ihm zuerkannt sei. Bis dahin wünsche er nur als der General — Capitain aller Anhänger der Hochkirche und sonstigen Protestanten betrachtet zu werden, welche gegen die Tyrannei sich erhoben hätten. —

Die große Menge betete Monmouth an. Nur zu wohl bedachte man, daß er vor fünf Jahren diese Gegend mit königlichem Pomp durchzog und prächtig von seinem Freunde Thomas Thynne zu Longleate-Hall bewirthet wurde. Dieser Landsitz war und ist vielleicht noch jetzt der prachtvollste in

England. Sein Besitzer lebte mit zehn tausend Freunden und Untergebenen auf diesem Schlosse im fürstlichen Train und wurde deshalb von seinen Zeitgenossen „Tom mit zehn Tausenden" genannt, zwei Jahre später jedoch von dem ältesten Bruder der schönen Aurora von Königsmark auf offener Straße in London ermordet. — Aber für Monmouth blühte in diesen Tagen das reichste Leben ringsum. Die Herzuströmenden streuten Blumen und grüne Reiser auf seinen Pfad und in ihrem Eifer, ihren Liebling zu sehen, wo möglich ihn zu berühren, brachen sie die Einfriedigungen der Parks nieder und belagerten die Herrenhäuser, in denen man ihn bewirthete. Bald folgten ihm fünf tausend Berittene. In Exeter sammelten sich fast alle Bewohner Devonshires, um ihn zu bewillkommnen. Neun hundert Jünglinge, die eine weiße Uniform angelegt hatten, marschirten bei seinem Einzuge in die Stadt vor ihm auf. Für diese ganze Population war er nur der gute Herzog, der rechtmäßige Thronerbe, dem eine schändliche Verschwörung sein Eigenthum vorenthielte. Sie sammelte sich haufenweise um seine Fahnen. Grey befehligte die Reiterei, und wenige Tage später war man genöthigt, königliche Truppen anzugreifen, welche sich gegen die Aufständischen gesammelt hatten. Hier gab aber Lord Grey, der einzige Pair in der Armee des Herzogs, ein schlechtes Beispiel, indem er sich in die Flucht

schlagen ließ. Nur die Infanterie hielt Stand, so daß für keine der Parteien etwas entschieden wurde. Wieder und wieder fanden sich Rekruten zu Hunderten ein, welche täglich bewaffnet und einexercirt wurden; sogar einige Feldgeschütze wurden herbeigeschafft. Nun rückten wieder vier tausend Mann heran, die von den Anhängern des Konigs gesammelt waren. Sie wurden mit kühner Stirn von ihren Gegnern erwartet; die dichten Hecken, welche an den engen Landwegen hinliefen, waren mit ihren Musketenträgern besetzt. Indessen wurde der Anführer der königlichen Truppen weniger durch die kriegerischen Vorbereitungen des Feindes als durch den Geist erschreckt, der bei seinen eignen Streitern hervortrat. Die Popularität des Herzogs war in diesen Landstrichen so außerordentlich, daß diese Landmiliz in ganzen Reihen zu ihm übergegangen sein würde, wenn sie sein geliebtes, wohlbekanntes Antlitz erblickt hätten. Es konnte nicht verhindert werden, daß sie sich bald zerstreuten und Monmouth marschirte nun mit den Seinigen nach Taunton. Hier breitete sich eins der herrlichsten Thäler aus, welche England besitzt. Reiche Fruchtgärten und lachende grüne Wiesen umgaben bunt schimmernde Dörfer; zwischen ihnen erhoben sich zahllose Herrenhäuser und ländliche Lustschlösser. Diese glücklichen Fluren waren im eigentlichsten Verstande das Land, da Milch und Honig fleußt, geschaffen zum freudigen Lebens-

genuß für seine fröhlichen Bewohner. Der Ort selbst, eine reiche Fabrikstadt, hatte stets eine warme Anhänglichkeit an die Whigs und an das Parlament gezeigt. Jede Thür und jedes Fenster war jetzt mit Blumenguirlanden geziert und Niemand ging auf der Straße ohne einen grünen Busch an seinem Hute, dem Abzeichen der erwählten Sache. Damen aus den besten Familien der Stadt verfertigten farbenschimmernde Fahnen, von denen besonders eine überreich gestickt die Embleme des Königsthums aufwies; diese wurde dem Herzog von einer Schaar weißgekleideter, junger Mädchen überreicht. Er nahm sie mit seiner gewöhnlichen gewinnenden Artigkeit an. Die Anführerin des Zuges beschenkte ihn zugleich mit einer kleinen, sehr kostbar ausgestatteten Bibel, welche er mit den Zeichen der tiefsten Verehrung empfing.

„Ich komme," sprach er dabei, „die Wahrheiten zu vertheidigen, welche in diesem heiligen Buche stehen und sie, wenn es sein muß, mit meinem Blute zu besiegeln."

Allein während er den Beifall der Menge einerndtete konnte er es sich nicht verhehlen, daß die höheren Klassen seinem Unternehmen nicht beipflichteten und daß nur in den Landstrichen, wo er selbst erschien, eine Erhebung zu seinem Gunsten stattgefunden habe. Mehr als eine Woche war nun verstrichen, seit das blaue Banner zu Lyme aufgerichtet wurde und kein einziges Mitglied des

Parlaments, kein Baronet oder Ritter hatte sich ihm angeschlossen. Nur einige Landbesitzer von geringerer Bedeutung folgten ihm, mit ihnen Tagarbeiter, Ladenbesitzer, kleine Pächter, Lehrlinge und wandernde Prediger von allerlei verschiedenen Religionssecten. Ferguson trat wieder als sein böser Engel auf. Er behauptete, der Herzog habe sich in ein falsches Licht gestellt, weil er nicht sogleich unbedingt den königlichen Titel angenommen. Entweder sei er der rechtmäßige König, oder sein Onkel. Die Frage müsse nicht von unsicheren Parlamentsbeschlüssen abhängig gemacht werden, sondern sei nur diejenige des Erbrechts zwischen zwei fürstlichen Thronbewerbern. Wenn er sie nur als eine solche hinstelle, wenn er sich nur auf die Loyalität seiner Sache verließe, so würden sich ihm bald Männer von hohem Range und bedeutendem Vermögen anschließen. Auch Grey stimmte ihm bei und Monmouth willfahrte ihnen mit seiner gewöhnlichen Unselbstständigkeit. Er ließ sich auf dem Marktplatze von Taunton als König Jakob der Zweite proclamiren; da jedoch sein Onkel sich gleichfalls Jakob der Zweite nannte, so bezeichneten seine Anhänger ihn meistens mit dem eigenthümlichen Namen: „König Monmouth."

Jetzt erließ er eine Proclamation, welche einen Preis auf den Kopf seines Nebenbuhlers setzte; eine zweite gebot dem zu Westminster sitzenden Parlament, auseinander zu gehen. Eine dritte

untersagte dem Volk von England, dem Usurpator ferner Abgaben zu entrichten. Allein Monmouth erreichte hierdurch keineswegs seinen Zweck. Die großen Lords der Whigpartei haßten zwar den König, indessen war dieser nicht jung mehr und seine älteste Tochter war gleich ihrem Gemahle gerechter Weise unter ihnen und unter dem größten Theil der übrigen Bevölkerung sehr beliebt. Warum sollten sie die Greuel eines Bürgerkrieges begünstigen, um sogleich eine Veränderung der Regierung und ihrer Grundsätze herbeizuführen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Natur ohne Blutvergießen, ohne Verletzung der Gesetze nach einigen Jahren von selbst veranlassen würde? — Warum sollten sie Monmouth den rechtmäßigen Erben des Thrones vorziehen? — Denn daß er ein solcher sei könne kein unterrichteter Mann glauben. Sie schalten ihn nicht nur einen Usurpator, sondern sogar einen Betrüger. Die Lords aus den altadeligen Geschlechtern fanden es unerträglich, daß der Bastard Luzie Walters sich hoch erheben wollte über die rechtmäßigen Abkömmlinge der Fitzallans und der de Veres. Wenn es ihm auch gelänge, seinen Onkel zu entthronen, so würde alsdann noch ein Krieg mit dem Hause Oranien zu erwarten sein, welcher Holland und England gegen einander in Waffen bringen und beide Länder zur Beute Frankreichs machen würde. Er würde länger währen und Albion noch mehr zer-

fleiſchen, als es die Kämpfe der weißen und der rothen Roſe gethan hätten und es ſei alſo für das Ganze Monmouths Niederlage ein geringeres Unglück als ſein Sieg.

Auch die City von London ſtand keineswegs für dieſen auf, wie es ihm von ſeinen Parteigenoſſen vorgeſpiegelt worden war. Obgleich ſie dem Herzog früher manche Beweiſe von Zuneigung gegeben, ſo hatten die guten Bürger, die gewiegten Kaufleute und Beamte ihren Reichthum, ihre Aemter und ihre ganze irdiſche Wohlfahrt doch noch lieber als ihn. Sie waren in Wahrheit keineswegs geneigt, dieſe durch einen ſchnellen Aufſtand, auch wenn er zu Gunſten ihres Lieblings ſtattfinden ſollte, leichtſinnig in Gefahr zu bringen. Außerdem verloren die unter ihnen anweſenden Agenten des Herzogs, die vorher ſo großprahleriſch auftraten, im entſcheidenden Augenblicke den Muth, ſo daß alſo hier der erwartete Erfolg gänzlich fehlſchlug.

8.

Am folgenden Tage begab sich der Herzog nach der Stadt Bridgewater. Die begeisterten Freudenrufe der ihn umgebenden Tausende konnten nicht die dunkle Wolke verscheuchen, welche auf seiner Stirn lagerte. Diejenigen, welche ihn vor fünf Jahren auf seinen Triumphzügen durch diese Gegenden gekannt hatten, gewahrten nicht ohne innige Theilnahme die Spuren der Herzensangst, der Sorge — und auch der Gewissensbisse — auf seinen sanften und anmuthigen Zügen, welche ihm von jeher so viele Herzen gewonnen hatten. Ferguson befand sich in desto aufgeregterer Stimmung. Er schwang sein bloßes Schwert gegen die bei dem Ausmarsche aus Taunton versammelten Gaffer und schrie: „Seht mich an! Ihr habt von mir reden hören! Ich bin Ferguson, der berühmte Ferguson, auf dessen Kopf so viele hundert Pfund gesetzt worden sind! Merkt Euch mein Antlitz, denn Ihr werdet nicht sobald wieder ein solches Glück haben können!“ —

Der Mayor (Bürgermeister) und die Aldermen von Bridgewater empfingen den Herzog in ihren Amtskleidern, gingen in Prozession vor ihm auf und proclamirten ihn als König. Er nahm seine Residenz in dem Schlosse; seine jetzt auf

sechstausend Mann angewachsenen Truppen fande vortreffliche Quartiere im Innern der Stadt und i ihrer Umgegend. Er hätte leicht diese Streitmach auf das Doppelte bringen können, doch mußte e dies aus Mangel an Waffen unterlassen. Vor Continente hatte er nur eine nicht große Zah von Piken und Musketen auf seinen Schiffen mi herüber gebracht; es mußten also anstatt derer manche der Werkzeuge benutzt werden, welche sein Kämpfer vorher beim Land- oder Bergbau ge braucht hatten. Das Furchtbarste dieser roher Kriegsinstrumente wurde geschaffen, indem man das scharfe Eisen einer Sichel aufstehend an einen starken Haken befestigte. *)

Die Reiter — etwa tausend an der Zahl — hatten fast nur dicke Post- und Ackerpferde zu ihrer Verfügung. Diese Thiere waren so wenig für den Militairdienst passend, daß sie kaum dem Zaum gehorchten und ganz unlenkbar wurden, sobald sie Schüsse oder Trommelschläge hörten. Wenn diese Reiterei bei dem ersten Gefecht unter Greys An- führung sogleich die Flucht ergriff, so kann man über den Mangel an Bravour, den diese Krämer und Pächter bewiesen, nicht erstaunt sein, sondern nur darüber, daß sie sich überhaupt auf ihren widerspenstigen Thieren im Sattel halten konnten.

*) Eine dieser roh gearbeiteten Waffen wird noch gegenwärtig in Tower gezeigt.

Enthusiasmus und frischer Muth können zuweilen große Dienste bei einem ungeschulten Fußvolk thun, doch bleiben sie bei einer ungeübten Reiterei meistens wirkungslos. Ungefähr vierzig gut bewaffnete und wohlberittene junge Männer bildeten eine Art von Leibwache für Monmouth und begleiteten ihn auf allen seinen Wegen.

Während dessen aber sammelten sich die Truppen der Regierung auf allen Seiten. Von Westen, von Osten, von Nordosten rückten sie heran. Der vornehmste ihrer Führer war Heinrich Sommerset, Herzog von Beaufort. Die Macht und Wichtigkeit dieses Eigenthümers erinnerte an die Größe der englischen Barone des fünfzehnten Jahrhunderts. Er war Gouverneur von vier Grafschaften und Präsident von Wales. Seine offiziellen Reisen durch diese ausgedehnten Landstriche wurden mit königlichem Pomp abgehalten und sein Haushalt in Badminton war nach der Weise einer früheren Generation eingerichtet. Der Grund und Boden war weit umher sein Eigenthum und seine Bebauer machten einen Theil seiner Familie aus. Neun Tische waren täglich unter seinem Dache für zwei hundert Personen gedeckt. Zahlreiche Edelleute und Pagen standen unter den Befehlen seines Haushofmeisters. Der Ruhm seiner Küche, seines Kellers, seiner Ställe und seiner Hundehäuser war über das ganze Königreich verbreitet. Die Edelleute waren viele Meilen weit in der

Runde ſtolz auf die Bedeutung ihres Nachba
und zugleich entzückt von ſeiner Artigkeit und Gu
herzigkeit. Er war ein eifriger Cavalier der alt
Schule und wandte nun ſeinen ganzen Einfluß a
um den in Whitehall reſidirenden Kronenträg
zu unterſtützen.

Dieſer verließ ſich jedoch hauptſächlich a
die regulären Truppen, welche er ſo ſchnell w
möglich von London abſandte, während daſelb
mehr als zwei hundert Perſonen verhaftet wurde
die man als Häupter oder Mitwiſſende dieſer B
wegung betrachtete. Auch in andern Städten wu
den ähnliche Vorſichtsmaßregeln beobachtet. E
war für Monmouth von der größten Wichtigkei
Sommerſet mit ſeiner Landmiliz zu überwältige
ehe ſich dieſe regulären Truppen mit ihm vere
nigten, doch blieben alle ſeine Anſtrengungen z
dieſem Zwecke fruchtlos. Nach mancherlei müh
ligen Hin- und Hermärſchen, deren Strapaz
durch einen ſchon ſeit mehreren Tagen fallend
dichten Regen erhöht wurden, erreichte ihn di
Nachricht, daß Lord Argyles Streitkräfte in Schot
land von den königlichen Truppen vernichtet ſeie
Einige andere Städte, welche ſich für ihn erkläre
wollten, wurden von ſeinen Gegnern beſetzt un
ihm mancher fernere Zuzug durch ſie abgeſchnitten
Die Landwege waren in Sümpfe verwandelt un
ſeine Hoffnung, daß die königlichen Regimenter

er früher commandirt hatte, zu ihm übergehen
rden, sobald sie in seine Nähe kämen, bewies
als eitel. Er kannte alle militairischen Ver-
ltnisse zu gut, als daß er hätte glauben können,
ß seine Schaaren mit allem ihren Muth und
fer regulairen Soldaten widerstehen würden.
im früher so feuriger Muth sank und kaum ver-
chte er soviel äußere Fassung zu behaupten,
Befehle ertheilen zu können. Er beklagte sich
ter über die bösen Rathgeber, die ihn vermoch-
, seine glückliche Zurückgezogenheit in Brabant
verlassen. Er dachte sogar daran, sich von
len den Tausenden zu entfernen und sie ihrem
chicksale zu überlassen, welche auf seinen Ruf
n ihren ruhigen Wohnstellen und von ihren
henden Feldern gegangen waren. Er wollte
mlich mit seinen vornehmsten Officieren nach
ner Hafenstadt entfliehen, das Festland zu errei-
en suchen und dann in den Armen von Hariet
entworth seinen Ehrgeiz und seine Schande ver-
essen. Aber Lord Grey, dessen ganze Uner-
rockenheit jetzt wieder hervortrat, da blanke
chwerter nicht um ihn klirrten und der Donner
r Geschütze nicht um ihn tobte, widersetzte sich
esem unwürdigen Vorhaben nachdrücklich und
hte den Herzog an, lieber jeder Gefahr mit ihm
tgegen zu treten, als mit Undankbarkeit und
errätherei der aufopfernden Hingebung der Be-
ölkerung des Westens zu lohnen.

Monmouth gab diesen dringenden Vorstellu
gen Gehör. Er raffte sich auf und bekämpfte n
einmal die unwürdige Schwäche, der er sich übe
lassen hatte. Er empfing den Bescheid, daß s
zu Bridgewater neue Haufen seiner Anhänger g
sammelt hätten, die sich mit Dreschflegeln, He
gabeln und dicken Stöcken bewaffneten, und b
schloß, dahin zurück zu kehren. Bald dachte e
diese Stadt zu befestigen, bald wollte er weit
in's Land hinein marschiren. Während er no
auf diese Weise hin nnd her schwankte schlug
die königlichen Truppen wenige Meilen außerha
Bridgewater in der Ebene von Sedgemoor ih
Zelte auf. Dieser weite Landstrich ist gegenwä
tig in eine fruchtbare Gegend verwandelt, trä
reiche Kornfelder und vortreffliche Obstbäum
Als Monmouth von dem hohen Thurme vo
Bridgewater das Lager seiner Feinde übersa
stellten sich diese Gefilde größtentheils noch als ei
furchtbarer Moraſt dar. Der heftige Regen de
letzten Tage hatte ihn theilweise unter Wasser g
setzt und wenn auch schon damals die menschlic
Kunst manche Strecken trocken legte, so wurde
sie doch von vielen weiten und tiefen Gräbe
durchschnitten, welche man dort „Rheine“ nannt
In der Mitte dieses Moors erhoben sich einig
wenige Dörfer, deren Gebäude dicht um die Kirc
thürme gedrängt lagen, als habe man sie vo
Jahrhunderten auf Inseln erbaut.

Trostlos, wie der Anblick dieser öden Gegend,
r die Seele des Herzogs. Er betrachtete düster
verschiedenen Abtheilungen der hier und dort
seinen Füßen gelagerten Truppen seiner Geg=
. Er hatte sein Fernglas vom Auge genom=
n und sprach zu dem neben ihm stehenden Lord
ey, indem er auf einige Bataillone der regu=
ren Infanterie deutete:

„Diese Tapferen kenne ich nur zu wohl. Vor
nigen Jahren führte ich sie selbst gegen jene
zen schottischen Empörer, welche bei ihrem Auf=
nde die Bothwell=Brücke vertheidigten. Wir
eben sie in wilder Flucht vor uns her. Ich
terscheide sogar die einzelnen Regimenter. Es
d die besten der Linie; dasjenige von Dumbar=
: geht Allen voran; ihre Kampflust ist noch grö=
: als ihre Geschicklichkeit. Wenn ich diese nur
f meiner Seite hätte, so würden wir Alles zu
em guten Ende bringen."

„Ich denke, daß dies auch ohne sie geschehen
n, Mylord Herzog," versetzte Grey. „Die drei
visionen des Feindes liegen weit von einander
d ich bemerke einen Anschein von Nachlässigkeit
d schlechter Disciplin in allen seinen Bewegun=
n. Es ist mir berichtet worden, daß die Sol=
ten sich in dem Obstwein dieser Gegenden be=
uscht haben. Die Unfähigkeit des Obergenerals
versham ist uns Allen bekannt; er denkt auch

im Felde nur an seine Toilette, und an Esse und Schlafen."

„Aber John Churchill befehligt die Vorhut," entgegnete der Herzog. „Ich kenne ihn von Holland her, wo er unter mir focht. Er würde größere Thaten vollbringen können, als einen Haufen von schlecht bewaffneten und des Kriegs unkundigen Bauern auseinander zu jagen. Er verdankt Alles was er ist, meinem Onkel und ist deshalb der eifrigste Kämpfer für dessen Sache."

„Oberst Churchill ist sich seiner größeren Fähigkeiten bewußt," erwiederte Grey, „und verachtet seinen untüchtigen Chef. Dieser setzt ihn sehr wenig in Kenntniß von Dem, was er unternehmen will und ermuthigt ihn durchaus nicht zum Vorschreiten. Es ist gewiß, daß Churchill im Geheimen sehr besorgt wegen des Schicksals der königlichen Armee ist."

Monmouth schwieg einige Minuten. Dann sagte er plötzlich ermuthigt:

„So würde ein nächtlicher Angriff von uns vielleicht guten Erfolg haben. Sie werden nicht darauf gefaßt sein, besonders wenn wir nicht damit zögern."

„Dies ist meine Meinung auch," sprach Grey erfreut. „Wir werden ihn wagen können und müssen unverzüglich mit den Vorbereitungen beginnen."

Der Plan wurde noch eine Weile überlegt und dann die Ausführung beſchloſſen. Es war Sonntag. Die Anhänger des Herzogs, meiſtens in puritaniſcher Weiſe erzogen, verbrachten einen großen Theil des Tages in religiöſen Uebungen. Das Feld vor dem Schloſſe, auf welchem ſie lagerten, bot ein Schauſpiel dar, wie man es ſeit den Tagen Cromwells nicht mehr geſehen hatte. Manche der Prediger hatten noch in jenem großen Bürgerkriege gefochten und beteten und predigten nun vor ihren verſammelten Streitern in rothen Röcken und in ungeheuren, ledernen Knieſtiefeln, mit langen Schwertern an der Seite. Auch Ferguſon hielt es für paſſend, umher zu gehen, mit Bibelſtellen um ſich zu werfen und alle Streiter des Herrn, die Kämpfer für Iſrael, noch muthiger zu ſtimmen.

Näher und näher rückte die Stunde des großen Wagniſſes. Der Vollmond ſtand glänzend am Himmel, aber der Marſchnebel lag ſo dicht auf Sedgemoor, daß man keinen Gegenſtand weiter als fünfzig Schritt erkennen konnte. Die Stimme der Zeit kündete mit ehernem Schlage den elften Glockenſchlag — mit ihm verließ der Herzog von Monmouth das Schloß, umgeben von ſeiner Leibwache. Allein noch immer war ſein Blick traurig, ſeine Stirn düſter. Er ſelbſt führte das Fußvolk an, Grey wieder die Reiterei, trotz der früher gezeigten, geringen Standhaftigkeit. Tiefes Schwei-

gen war geboten; keine Trommel sollte gerührt, kein Schuß abgefeuert werden. Das Wort Soho sollte das gegenseitige Erkennungszeichen sein, welches gewählt worden war, da der zuletzt von Monmouth in London bewohnte Pallast auf den Soho-Feldern lag. Mehrere der Rheine mußten passirt werden. Die Ausgerückten bewegten sich auf einen der dazwischen liegenden Dämme in einer langen, engen Reihe vorwärts, aber bald verlor der Führer im Nebel den Weg. Es entstand einige Zögerung und etwas Tumult, ehe der Irrthum verbessert werden konnte und in der Verwirrung ging eine Pistole ab. Dies hörten einige der ausgestellten Wachen des Feindes und bemerkten, aufmerksam geworden, daß durch den Nebel eine Menschenmenge heranzöge. Sie feuerten ihre Carabiner ab und gallopirten zurück, um das Alarmzeichen zu geben. Bald riefen die Trommeln von Dumbartons Regiment zu den Waffen; die Soldaten eilten herbei, um sich unter ihren Fahnen zu sammeln. Es war Zeit, denn schon stellte Monmouth die Seinigen in Schlachtordnung. Einer der beiden Gräben trennte nur mehr die beiden Armeen.

„Für wen fechtet Ihr?“ rief ein Offizier der Königlichen herüber.

„Für den König!“ antwortete eine Stimme aus den Reihen der Cavallerie, welche Lord Grey dicht herangeführt hatte.

„Für welchen König?“ wurde wieder gefragt.

„Für König Monmouth! — Gott mit uns!“ tönte es aus Tausenden von Kehlen. Dies Kriegsgeschrei war vor vierzig Jahren dasjenige von Cromwells Soldaten gewesen. Ein lebhaftes Musketenfeuer des Feindes folgte darauf. Die zügellosen Pferde der Cavallerie des Herzogs wurden dadurch so sehr erschreckt, daß sie aller Bemühungen ihrer Reiter spotteten, die Flucht nahmen und sich über das Moor zerstreuten. Nun aber führte Monmouth seine Fußsoldaten rasch heran, welche während drei Viertel Stunden lebhaft das Feuer der Gegner erwiederten. Manche gebrauchten ihre Gewehre wie lang gediente Veteranen. — Er selbst zeigte sich jetzt wieder als der wackere Held, als welchen man ihn vordem an so manchem heißen Kampfestage gekannt hatte. Er focht zu Fuß, eine Pike in der Hand, und ermunterte seine Völker durch Zurufe und eignes Beispiel. Allein diese hatten den Vortheil der Dunkelheit und der Ueberraschung verloren; die Munitionswagen waren vor dem Eingang in das Moor stehen geblieben und er sah bald mit kriegsgeübtem Blicke, daß er ohne Cavallerie und Artillerie das Feld nicht würde behaupten können. Nach und nach marschirten die übrigen Abtheilungen der königlichen Truppen heran und trieben bald einige von Greys Reitern zurück, die er wieder heranführte; diese flohen tödtlich erschrocken zu den Artilleristen und

ſetzten dieſe ſo ſehr in Furcht, daß ſie glaubten, in größter Eile weit ſich vom Schlachtfelde zurückziehen zu müſſen. Jetzt war es Churchill gelungen, die königliche Infanterie auf's Neue und beſſer aufzuſtellen; ſein kriegeriſcher Genius, der beſtimmt war, ſpäter, als er Herzog von Marlborough genannt wurde, ſechs Marſchälle von Frankreich zu demüthigen, bewährte ſich auch in dieſer ſchauervollen Nacht. Der Tag brach an. Der Ausgang eines Streites in ſeinem hellen Schein, auf einer offenen Ebene konnte nicht mehr zweifelhaft ſein. Jakob von Monmouth gewahrte nun mit Entſetzen, daß die königliche Reiterei ihm unfehlbar die Flucht abſchneiden würde, wenn er mit dieſer länger zögere. Sein graſſer Blick fiel dann auf die Tauſende, die aus Anhänglichkeit an ihn ihr Leben und ihre Habe auf's Spiel geſetzt hatten; ſollte er ſie, indem er nur an die eigne Rettung dachte, ihrem Schickſal überlaſſen? — „Soho. — Für König Monmouth!“ tönte es aus den Haufen der Kämpfenden, hallte es wieder im leiſen Echo von den Lippen der Gefallenen. Aber vielleicht konnte er anderswo und an einem andern Tage noch wieder beginnen und glücklich vollenden, was heute nicht gelingen wollte. Seine Anhänger würden ſich auf einem anderen Punkte um ihn ſammeln, er alsdann mehr für ſie thun können. Die heiße Liebe zum Leben flüſterte ihm zahlreiche Gründe zu, weshalb eine ſchleunige

Flucht für ihn am Rathſamſten ſei; er beſtieg ein Pferd und ritt vom Schlachtfelde fort.

Aber die Bauern aus Sommerſetſhire begegneten mit ihren Sicheln und dem breiten Ende ihrer Musketen dem Angriff der königlichen Reiterei wie altgediente Soldaten. „Gott mit uns! Soho!“ riefen ſie, indem ſie auch bei deren heftigſtem Angriff unerſchüttert ſtanden. Jetzt hörte man den Schrei: „Munition! um Gottes Willen, Munition!“ in ihren Reihen. Er wurde bald zum Laute der Todesangſt, denn dieſe Munition fehlte. Nun kam die Artillerie des Feindes heran und gab bald den blutigen Ausſchlag. Sie ſchmetterte die Gegner nieder, durchbrach ihre Reihen und brachte ihre Bataillone zum Wanken. Immer noch hielten ſich die Bergleute; aber als auch ſie ihr Leben theuer verkauft hatten, wurde die Flucht allgemein. Dreihundert königliche Soldaten, mehr als tauſend Aufſtändiſche, lagen auf dem Moor hingeſtreckt. In dem blutigen Werke der Verfolgung eilten die Sieger hinter den Flüchtenden her, um ſie gefangen zu nehmen oder niederzumachen. Jeder zehnte Mann der Bevölkerung wurde requirirt, um Ketten zu ſchmieden und Galgen aufzurichten, die in einer langen Reihe von Bridgewater bis zu dem Dorfe Weſton Zoyland am Wege eingegraben wurden. An einem jeden ließ der General Feversham einen Gefangenen aufhängen.

Einige hundert Schritte war Monmouth fortgeritten als er einige der Seinigen von der Seite her auf sich zukommen sah. Er hielt sein Pferd an und erkannte in dem vordersten Reiter Lord Grey, den einige Freunde begleiteten; nicht ohne ein Gefühl der Freude fand er diese Getreuen.

„Wohin wollen Sie Grey?“ rief er diesem zu.

„Wir sind auf der Flucht vom Schlachtfelde,“ war die dumpfe Antwort.

„Ich verlasse es gleichfalls, denn die Schlacht kann nicht mehr von uns gewonnen werden,“ fügte der Herzog hinzu.

„So werden wir Sie begleiten, Mylord Herzog,“ erwiederte Grey.

Sie schaarten sich um ihn und ritten schweigend weiter. Nach zwei Stunden war der Canal von Bristol erreicht. Von einem Hügel aus sah Monmouth noch einmal den letzten Dampf, der aus den Musketen seiner fliehenden Streiter aufstieg. Er bedeckte das Gesicht und seufzte tief.

„Sie würden gut thun, Mylord, wenn Sie Ihr blaues Band abnehmen und Ihren Orden von St. Georg verbergen wollten,“ sagte Grey endlich, der nun seine Kaltblütigkeit wieder gefunden hatte. „Diese Erkennungszeichen könnten Ihnen gefährlich werden.“

„Ja, ja, Grey!“ rief der Herzog sich aufrichtend, indem er seine Ordenszeichen in den

Taschen seiner Beinkleider verbarg. Dann seufzte er wieder:

„Gestern noch umringt und angebetet von Tausenden — heute ein obdachloser Flüchtling.“ —

„Es würde rathsam sein,“ hob Grey nach einer Pause wieder an, „wenn Sie über das Wasser setzen und in Wales eine Zuflucht suchen wollten. Sie können lange vorher dort sein, ehe unsere Niederlage in jenen Gegenden bekannt wird. Sie sind so wild und so weit vom Sitz der Regierung entfernt, daß Sie dort sich lange unentdeckt werden aufhalten können.“

Der Herzog schüttelte den Kopf und sagte nach einigen Bedenken:

„Ich will lieber südostwärts reiten, um den Neuen Wald zu erreichen. Unter seinen dichten Eichen werde ich mich in den Hütten der Wilddiebe verbergen können. Niemand wird in diesen Behausungen den Sohn eines Königs vermuthen.“

Er lächelte bitter. Nach einer Pause setzte er hinzu:

„Ich werde es dort abwarten, bis ich an die Küste gelangen und meine Ueberfahrt nach dem Festlande bewerkstelligen kann.“

„Wir wollen hoffen, daß dieser Plan der bessere ist,“ versetzte Grey. Dann wandte er sich an die einige Schritte entfernten Begleiter und rief:

„Wer geht mit dem Herzog und mir südwärts?“

„Ich, war die Erwiederung eines Herrn, welcher sich Buyse nannte.

Man wechselte schnell die Pferde in dem nahegelegenen Dorfe und Monmouth schlug mit seinen beiden Gefährten die beschlossene Route ein, während die Uebrigen sich nach der entgegen gesetzten Richtung zerstreuten. Allein die drei Flüchtlinge mußten ein Land durchschneiden, in dem jeder Bewohner schon den Ausgang der Schlacht kannte und also jeder Reisende von irgend verdächtigem Anschein sich einer scharfen Prüfung unterziehen mußte. Sie suchten alle Städte und Dörfer zu vermeiden, denn weite Waldstrecken bedeckten damals das Land von den Ufern des Avon bis zu der südlichen Küste. Endlich aber war die Kraft der Pferde erschöpft; sie brachen unter ihren Reitern zusammen.

„Was ist nun zu thun?“ fragte Monmouth zaghaft.

„Wir werden uns auf unsere eignen Füße verlassen müssen,“ antworteten Grey und Buyse, „lassen Sie uns die Zäume und die Sattel abnehmen.“

Dies geschah und alles wurde im Dickicht verborgen; die Pferde ließ man frei laufen.

„Es wird dunkel,“ sagte Buyse, „wir werden den Weg verfehlen können.“

Sie erreichten nach längerer Wanderung eine Anhöhe. Vor ihnen lag auf grünem Wiesengrunde

eine Hütte im bleichen, nebelhaften Schein des aufgegangenen Mondes erkennbar. Grey sagte um sich blickend:

„Bleiben Sie hinter den Bäumen, Mylord. „Ich will versuchen, einige Kleider zu bekommen, welche wir mit den uns'rigen vertauschen können. Ich hoffe, daß man uns dann für Landleute halten wird."

Der Herzog verbarg sich. Wirklich kehrte Grey bald darauf mit einigen Kleidern zurück; die Flüchtlinge legten die ihrigen ab und zogen die neu erhaltenen an.

Nachdem die bisher getragenen Röcke wie früher das Pferdegeschirr versteckt waren, setzten sie die beschwerliche Wanderung fort, um endlich die Gegend des Neuen Waldes zu erreichen. Der Nebel wurde wieder so dicht, wie in der vorigen Nacht, doch ließen sie die Bäume hinter sich und sahen eine bebautere Gegend, Kornfelder und Hecken vor sich.

„Ich muß mich einen Augenblick ausruhen," sagte der Herzog. „Die Knie brechen unter mir zusammen."

Er setzte sich am Wege nieder.

„Ach, mich dürstet!" rief er dann zusammensinkend.

„Ich will mich nach Wasser umsehen," sagte Grey mitleidig. „Der Bach, der unter den Bäumen sich an der einen Seite verlor, muß dort

links wieder zum Vorschein kommen. Ich will ihn aufsuchen und Ihnen einige Labung bringen, wenn es möglich ist."

Er entfernte sich, vermochte jedoch in der immer zunehmenden Dunkelheit den Rückweg nicht zu finden. Er irrte mehrere Stunden umher und kam, in dem Bestreben, wieder zu ihnen zu gelangen, immer weiter von seinen Gefährten ab. Endlich grauete der Morgen wieder; plötzlich sprangen zwei Bewaffnete aus einem Gebüsche hervor und ergriffen den Lord.

„Im Namen des Königs! Ihr seid unser Gefangener!" riefen sie, indem der Eine ihm seine geladene Muskete auf die Brust setzte.

„Ich werde Euch folgen," sprach er gelassen. „Ich unterwerfe mich meinem Schicksal."

„Liefert uns Eure Waffen aus!" war nun die gebieterische Forderung.

Er übergab ihnen seinen Degen und seine Pistolen.

„Ihr habt mit den Rebellen gefochten; Ihr seid ein Hochverräther!"

„Ich läugne nicht, daß ich vom Schlachtfelde entflohen bin als ich sah, daß wir es nicht behaupten konnten. Ihr habt einen guten Fang gemacht: Ich bin Lord Grey von Ward. Bringt mich zu Eurem Anführer!"

„Wir werden Euch nach Ringwood schaffen!" antworteten die beiden Schützen.

„Gut," ich bin damit zufrieden. Ich sehne mich nach einem sichern Obdach, welcher Art es auch sei. Seit wir den Fuß an's Land setzten habe ich keine ruhige Nacht und keine erfreuliche Mahlzeit gehabt. Es ist mir lieb, daß diese Zustände wenigstens theilweise eine Aenderung erfahren."

Grey sprach mit jener Resignation, welche die Hoffnung aufgegeben hat und auf jedem ferneren Schicksalsschlag gefaßt ist, ohne dabei jedoch seine Fassung zu verlieren. Ohne einen weiteren Flucht-Versuch zu machen, ließ er sich zu Sir William Portman führen, welcher diesen Theil der königlichen Miliz befehligte.

9.

Auch der Oberbefehlshaber Lord Lumley lag mit einer größeren Abtheilung derselben in der Stadt Ringwood und hatte von dort kleinere Haufen nach allen Seiten der Umgegend entsandt. Sir William Portman hatte von den Seinigen eine Postenkette vom Seeufer bis weit in's Land

hinein gezogen, die schwer von einem Flüchtende durchbrochen werden konnte. Bei dem Anblick Lord Grey's zweifelte er nicht, daß auch der Hauptanführer nicht weit entfernt sein könne, obgleich dieser dessen auf keine Weise erwähnte. Den ganzen Tag lang wurden die Nachforschungen verdoppelt; jede Hütte wurde weit und breit durchsucht und endlich fand man diejenige, aus welcher der Herzog seine Verkleidung erhalten. Fünf tausend Pfund Sterling waren auf den Kopf des Herzogs gesetzt; nun ließ der Oberbefehlshaber bekannt machen, daß jeder Schütze oder Reiter, der seine Pflicht thäte, sich eifrig bei der Nachsuchung zeige, etwas von dieser zu hoffenden Belohnung erhalten solle. Habsucht und der Wunsch, das Lob des Chefs zu verdienen, feuerten nun die Soldaten zu noch angestrengteren Bemühungen an. Sie gelangten endlich an einen Landstrich, welcher sehr geeignet war, Flüchtlinge zu verbergen. Er wurde von dichten Baumgruppen begränzt und durch zahlreiche Hecken und Gräben in kleine Felder abgetheilt. Auf mehreren von diesen standen Erbsen, Roggen und Hafer hochgenug, daß Menschen sich darin verstecken konnten; andere waren mit Farrenkraut und Brombeersträuchern überwachsen. Ein armes Weib kam des Weges daher.

„Habt Ihr Niemanden hier zwischen den Hecken und Gebüschen bemerkt?" fragte Portman sie.

„Ich ſah vor einigen Stunden zwei fremde Geſellen," antwortete ſie," welche ſich in ſie hinein ſtahlen. Sie ſteckten ſich hinter die Büſche und ſchienen auf der Lauer zu liegen."

Unermüdlicher begannen auf's Neue die Nachforſchungen. Das ganze Revier wurde mit Wachen umſtellt und einige ſcharfſichtige Bluthunde auf die Hecken losgelaſſen. Die Feldfrüchte wurden niedergehauen, doch verging der Tag, ohne daß die Geſuchten gefunden wurden. Wieder ſtand der Mond am Himmel, aber dunkelroth glühte ſeine Scheibe durch den dichten Nebelſchleier, blutig, wie ein unheilvolles Wahrzeichen. Die Soldaten mußten ſich damit begnügen, mit unveränderter Aufmerkſamkeit ihre Wachen fortzuſetzen und die eigentlichen Nachſuchungen bis zum nächſten Morgen anſtehen zu laſſen.—

Monmouth hatte am Morgen nach längerem Harren ſich vergeblich nach Grey umgeſehen. Buyſe erkletterte zuletzt einen Baum, konnte ihn jedoch auch von dieſem erhöhten Standpunkte aus nicht gewahren. Mit ſchwerem Herzen entſchloſſen ſich endlich Beide, weiter in das Innere des vor ihnen liegenden Landſtriches zu wandern und das Wiederfinden ihres Gefährten dem Zufall zu überlaſſen. Sie verbargen ſich in einer Niederung, wo ſich eine dichte natürliche Laube von Brombeergeſträuch gebildet hatte und lagerten ſich auf dem graſigen Erdreich.

„Mylord Herzog," sprach Buyse, indem er bekümmert auf die Zeichen der Erschöpfung blickte, die dessen ganzes Aeußeres kund gab, „Sie leiden sehr!"

„Nur einige Minuten Schlaf!" murmelte dieser. „Ich vergesse fast die Pein des Hungers, die mich verzehrte, über der unsäglichen Ermüdung, die ich fühle!"

„Eure Gnaden haben wenigstens seit zwei Tagen nichts gegessen und in noch mehr Nächten nicht geruht, denn schon ehe wir ausrückten, gab es des Lärms und der Aufregung unerträglich viel. Schlafen Sie, wenn es möglich ist; ich werde bei Ihnen Wache halten!"

Buyse ergriff seine Pistole fester. Monmouth sank lautlos zurück und schloß die Augen vor allen Schrecknissen, welche ihn umringten. Der harte Erdboden war das Lager, eine dicke Baumwurzel das Kissen des verwöhnten Günstlings hochgeborener Frauen, aber er fand einige Minuten der Vergessenheit seiner verzweifelten Lage, die ihm jetzt köstlicher waren als alle Schätze der Erde. Sein Gefährte wanderte nach allen Ausgangspunkten der äußersten Einfriedigung und lugte durch die Zweige, wo sie weniger dicht waren, um zu erspähen, ob nicht irgend ein Waldpfad unbesetzt geblieben sei. Vergebens — Wachposten mit geladenen Gewehren, wohin er blickte. Jetzt haftete sein Auge in einiger Ferne auf einem der Scharf-

ützen; dieser gewahrte eine menschliche Gestalt ischen den Zweigen und gab Feuer. Buyse rang zurück, kroch durch Hecken und Gestrüpp, wang sich über Gräben, hieb mit seinem Degen eine Aeste und wuchernde Schößlinge nieder, die nen flüchtigen Fuß aufhalten wollten, und stand ld wieder neben dem Herzog. Dieser war aus nem kurzen, unruhigen Schlummer bei dem Ge=usch des Schusses aufgefahren und blickte mit m verwilderten Auge desjenigen umher, der sich ch nicht ganz den Banden der Bewußtlosigkeit trissen hat.

„Was giebt es, Buyse?“ stammelte er.

„Wir sind auf allen Seiten eingeschlossen, ylord. Man hat mich gesehen. Wir müssen ns trennen, um dadurch die Verfolger auf ver=hiedene Spuren zu leiten. Vielleicht wird dann iner von uns sich retten können!“

„Es könnte sein, daß Jeder von uns aus ir=end einem Schlupfwinkel einen verborgenen Aus=eg fände — das ist wahr!“ rief Monmouth, elcher sich bei den hastigen Worten seines Ge=ährten aufgerichtet hatte.

„Die Nacht wird uns noch für eine Weile eschützen; wir müssen sie benutzen, um möglichst eit von hier zu kommen,“ fügte Buyse hinzu.

Der allmächtige Lebenstrieb hatte den erschöpf=n Gliedern des Herzogs für den Augenblick einige

Spannkraft wiedergegeben. Er zog seinen Hut tiefer herunter, streckte die Hand aus und sagte:

„Leben Sie wohl, Buyse. Vielleicht werden wir uns noch hienieden wiedersehen!“

„Leben Sie wohl, Mylord! Gott schütze Sie!“ rief dieser einschlagend. Wenige Minuten später hatten sich Beide, nach verschiedenen Seiten fortreitend, aus den Augen verloren. Buyse setzte seine unbehagliche Wanderung bis zum Morgen fort. Die Bäume schienen ihm in der umgebenden nebelhaften Dämmerung der Nacht riesige Gespenster zu sein, welche die Arme nach ihm ausstreckten, um ihn einem dunkeln Verhängnisse entgegen zu führen. Er bekämpfte die Schauder, die auch sein Gebein durchrieselten und setzte sich endlich zur kurzen Rast hinter eine Hecke, indem ihm die Füße von dem langen Umherwandern unsäglich brannten. Blaß schimmernd, wie mit einem Trauerschleier verhüllt, erhob sich endlich die Sonne über die Spitzen der Baumreihen, die den Horizont begrenzten. Auf einmal knisterte es vor ihm; die Hecke wurde durchbrochen und Soldaten nahten sich ihm; er sah sich um — auch hier die Mündungen geladener Gewehre auf ihn gerichtet. Er war umzingelt, da er in einen Hinterhalt gerathen, in den sich ein kleiner Trupp hier am Saume der Gebüsche gelegt hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als jeden Gedanken an weitere Flucht aufzugeben und sich auf Gnade und Ungnade zu

ergeben. Bald befand er sich vor Sir William Portman, welcher die Nacht in einer nahegelegenen Bauernhütte verbracht hatte.

„Wo ist der Herzog?“ fragte ihn dieser.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Buyse.

„Es sind zwei Männer in den Hecken gesehen worden; der Eine müssen Sie gewesen sein.“

„Das ist möglich,“ erwiederte der Gefangene.

„Wann trennten Sie Sich von Ihrem Gefährten?“

„Vor einigen Stunden,“ erwiederte Buyse.

„Erschweren Sie Ihr Schicksal nicht durch Hartnäckigkeit,“ sprach Portman ernst. „War es Monmouth, den Sie begleiteten?“

Der Gefragte schwieg und sah zu Boden. Endlich sagte er:

„Ich kann es nicht leugnen.“

„So wird er auch jetzt nicht weit sein!“ rief Portman erfreut. Der Gefangene wurde hinweggeführt und die Nachforschungen wieder fortgesetzt. Alles Gestrüpp wurde niedergehauen und abermals alles Korn abgemäht. Nach mehreren Stunden gelangte man an einen Graben; eine kläglich aussehende Gestalt hatte sich in ihm gelagert. Die Soldaten sprangen auf sie zu; einige legten ihre Gewehre an, da sie Widerstand erwarteten. Allein Sir William Portman verbot jede Gewaltthätigkeit. Der Gefundene trug den schmutzigen Anzug eines Schäfers, den Dornen und Ge-

strüpp zerissen hatten. Sein Bart war seit mehreren Tagen nicht geschoren; die Sorge und Herzensangst, die er in ihnen erlitten, hatten ihn theilweise grau gefärbt. Er zitterte an allen Gliedern und war nicht im Stande zu sprechen. Portmans Blick hing mitleidig an diesem Bilde des Jammers.

„Es kann nicht sein," sagte er nach einer Pause. „Dies ist unmöglich der schöne Herzog von Monmouth, der glänzende und anmuthige Cavalier, der so oft als hochgeehrter Gast unsere Schlösser besuchte!"

Der Gefangene antwortete noch immer nicht, lehnte sich aber, der Stütze bedürftig, an einen der Soldaten. Der Befehlshaber gab nun ein Zeichen. Die Taschen des Gefundenen wurden durchsucht. Man fand eine Uhr, eine Börse mit Gold, ein Album mit Gesängen, Gebeten und Romanzen — und einige rohe Erbsen, welche er in der Pein des Hungers abgerissen hatte. Dabei der goldschimmernde Orden des heiligen Georg, mit welchem Karl der Zweite vor längeren Jahren eigenhändig seinen Lieblingssohn geschmückt hatte — schreckliche Gegensätze des Damals und Jetzt! — Nun war jeder Zweifel gehoben; Portman sandte schnell Boten mit der wichtigen Nachricht an den König, welche diesen Orden zu deren Beglaubigung ihm überreichen sollten. Der Herzog wurde unter einer starken Bedeckung nach Ringwood gebracht.

Alles war verloren. Nichts blieb mehr übrig für Jakob von Monmouth, als sich in einer Weise auf den Tod zu bereiten, wie sie Demjenigen gebührte, der sich selbst würdig gehalten, die Krone zu tragen, welche einst die Scheitel Wilhelms des Eroberers und des löwenherzigen Richards zierte. Innerhalb eines Jahrhunderts hatten zwei Thronbesitzer des Hauses, zu dem auch er sich zählte, sich in der nämlichen Lage befunden, wie er. Beide hatten im Kerker und auf dem Schaffot Tugenden gezeigt, welche man ihnen in den Tagen ihres Glücks nicht zugetraut, und sie versöhnten die Nachwelt mit ihrem Andenken, sie machten zur Hälfte ihre Verbrechen und ihre Irrthümer wieder gut, indem sie mit christlicher Sanftmuth und mit fürstlicher Würde ertrugen, was ihre siegreichen Gegner über sie verhängten. Sein Großvater, Karl der Erste und seine Urältermutter Maria Stuart waren ihm mit diesem leuchtenden Beispiele vorangegangen. — Der Feigheit ist Monmouth niemals angeklagt worden, und wenn auch sein Muth der Schwäche des Körpers für eine Weile unterlegen war, wenn er nicht unerschüttert und siegreich die unsäglichen Strapazen erdulden konnte, die die letzten Wochen für ihn in sich faßten, so mußte man doch erwarten, daß nun Stolz und Verzweiflung diese Mängel ersetzen würden. Die Augen der Welt waren auf ihn gerichtet; spätere Generationen würden erfahren, wie er sich

an der Schwelle des Todes betragen habe. Den wackern Landleuten des Westens von England war er zu zeigen schuldig, daß sie nicht ihr Blut für einen Führer vergossen hätten, der ihrer Anhänglichkeit und des Namens des Sohnes ihres Königs unwürdig sei. Jener zarten Frau war er es schuldig, die in Holland um ihn sorgte und für ihn betete und die seinetwegen Alles geopfert hatte, daß sie, wenn sie in späteren Tagen um ihn weinte, nicht seinetwegen erröthen müsse. Klagen und heiße Flehensbitten geziemten ihm nicht und seine Vernunft mußte ihm sagen, daß jede Bitte umsonst sein würde. Er hatte unternommen, was nicht verziehen werden konnte und war in der Gewalt eines Monarchen, der einem erklärten Feinde nie verzieh. —

Aber die Stärke, welche Monmouth besaß, war nicht jene Größe der Seele, welche auf Ueberlegung und Selbstachtung gebaut ist; auch hatte die Natur ihn nicht mit einem jener stolzen Herzen begabt, denen weder Widerwärtigkeit noch Gefahr ein Zeichen der Schwäche zu entreißen vermag. Sein Muth stieg und fiel mit seinen erregten oder sinkenden Lebensgeistern. Er wurde hoch emporgeschwellt auf dem Schlachtfelde durch die Aufregung des Handelns, durch die Hoffnung des Sieges, durch den eigenthümlichen Einfluß der Sympathie seiner Mitkämpfer. Alle diese Stützen waren ihm jetzt entzogen. Der verzogene Liebling

des Hofes und des Volkes war daran gewöhnt worden, geliebt und bewundert zu werden, wo er sich zeigte; nun war er von finstern Kerkermeistern umringt, in deren unerbittlichen Augen er sein Urtheil las. Noch einige wenige Tage düstrer Eingeschlossenheit — und er mußte eines gewaltsamen, schmachvollen Todes sterben. Sein Herz brach bei diesem Gedanken und das Leben erschien ihm so werthvoll, daß er es durch jede Demüthigung erkaufen wollte.

Sobald er in Ringwood angelangt war, schrieb er an den König. Er sprach in diesem Briefe in den leidenschaftlichsten Ausdrücken seine Reue über seinen Hochverrath aus und schob alle Schuld auf die englischen Flüchtlinge, die sich in Holland an ihn gedrängt hätten. Er flehte auf die jammervollste Weise um die Gnade des Zulasses in die königliche Gegenwart. Er sei im Besitz eines Geheimnisses, welches er dem Papier nicht anvertrauen könne; es bestehe in einem einzigen Worte; wenn er es dem Könige selbst kund gäbe, so würde Jakobs Thron vor jeder ferneren Gefahr gesichert sein.

Diesem Schreiben ließ er am folgenden Tage noch zwei andere folgen. Das eine war an die Königin Katharine, die Wittwe Karls des Zweiten, das andere an den Lord Schatzkanzler gerich-

tet. Beide beschwor er, bei dem König für die Erfüllung seiner Wünsche das Wort zu führen. *)

Zwei Tage blieb er in Ringwood Dann wurde er mit seinem wiedergefundenen Gefährten Grey unter starker Bedeckung nach London gebracht. Ein königlicher Offizier stieg in den verschlossenen Wagen, in welchen sich Beide hatten begeben müssen. Dieser hatte den Auftrag, jeden der Gefangenen niederzustoßen, sobald er zum Entfliehen Miene mache oder sobald irgend ein Versuch zur Befreiung von etwa herzukommenden Freunden unternommen würde. Auf allen Stationen war längs des Weges die Landmiliz unter dem Befehl der in der Nähe wohnenden Edelleute aufgestellt. Lumley und Portman bewachten den Herzog Tag und Nacht, seit er in ihrem Gewahrsam war und begleiteten ihn auch auf dieser traurigen Fahrt.

Monmouth lag während derselben blaß und wie ein Bild des Grames im Wagen zurückgesunken. Selten nur entfloh ein Wort seinem Munde, und wenn es geschah, so sprach es Muthlosigkeit und Kummer aus. Er glich einem Kranken, der von langem Leiden gänzlich erschöpft ist,

*) Monmouth's Brief an den König Jakob wurde gedruckt und veröffentlicht, ohne entstellt zu werden; die beiden andern sind gleichfalls als authentische Urkunden bis auf unsere Tage gekommen.

in welchem man den fröhlichen, liebenswürdigen Lebemann seiner früheren, glücklichen Tage nicht mehr erkennt, welcher dabei aber von fieberischer Unruhe aufgeregt wird. Grey dagegen war nicht nur gelassen, sondern sogar heiter und sprach wiederholt von Pferden, Hunden und Wettrennen, machte sogar hin und wieder scherzhafte Anspielungen auf die gefährliche Lage, in der er sich befand. In der Nähe Londons wurden sie zum Aussteigen genöthigt und in eine königliche Barke geführt, welche sie die Themse hinunter nach dem Pallast von Whitehall bringen sollte, wo Jakob der Zweite residirte. Ein hoher Offizier, Lord Dartmouth hatte sich auf dessen Befehl mit einem ganzen Regiment bei diesem Anhaltepunkte aufgestellt, um jede laute, bedenkliche Regung der Theilnahme etwa herzugeströmter Zuschauer sofort mit Waffengewalt zu unterdrücken. Er begab sich jetzt mit den übrigen Begleitern der Gefangenen in die wartende Barke, um sie gleich diesen weiter zu geleiten.

Der geräuschlose Weg über die schweigenden Fluten der Themse, welche bekanntlich die Hauptstadt Brittanniens durchschneidet, wurde von jeher von dessen Herrschern vorgezogen, wenn Staatsgefangene von hoher Wichtigkeit durch sie geführt werden sollten. Es war auf ihm nicht das Zusammeneilen neugieriger Menschenmassen zu befürchten, welche in den vollgedrängten Straßen

gefährliche Demonstrationen zu Gunsten der Verhafteten vornehmen konnten. Die Hülfe ihrer Anhänger, deren manche vielleicht in der Stille geschäftig für sie gewesen, blieb ihnen fern; sie waren und blieben auf ihm in der Gewalt Desjenigen, der sich als Herr über ihr Leben und ihren Tod betrachtete.

Die Häuserthürme, die Giebel der alten und modernen Schlösser, welche schon damals in so reicher Anzahl in London gefunden wurden, blickten wie langjährige Bekannte aus einer fröhlichen Vergangenheit zu Monmouth herüber. Hell beglänzte die Sonne die grauen Mauern, die Schiffe, welche ihren Wald von Masten emporstreckten. Jetzt wurde, andere Gebäude überragend, einer der Thürme jenes stolzen Schlosses sichtbar, welches von dem Herzog in den Tagen seines Glanzes bewohnt worden war. Ein ganzes Quartier war darum herum erbaut worden; man hatte es ihm zu Ehren Monmouth-Square genannt, obgleich sein ursprünglicher Name Soho-Square lautete, da es in den Soho-Feldern gelegen war. Das ganze Quartier war nach damaligen Begriffen so prächtig in der Bauart und Ausschmückung, daß die Londoner mit Stolz darauf blickten. Der Herzog seufzte und sagte tief bekümmert:

„Ich fürchte, daß ich die Schwelle meines prächtigen Pallastes nie wieder betreten werde, denn wenn mir auch das Leben geschenkt wied, so wird

man mir doch den Aufenthalt in London nicht gestatten."

„Es läßt sich desto ungenirter an Oertern leben, wo man weniger bekannt ist," sagte Grey gleichmüthig; wenn die Augen so vieler Tausende auf Jemanden gerichtet sind, da macht er es ihnen auch in der Folge leicht nicht recht."

„Ach meine schönen Säle," klagte Monmouth weiter, „deren Wände mit prächtig gestickten Atlas und mit so kunstvoller Bildhauerei geschmückt sind! Früchte, Blätterwerk und Wagenschilde sind so zierlich auf ihnen ausgehauen, daß ich kaum irgendwo ihres Gleichen gefunden habe!"

„Wir werden weiter in der Welt darnach suchen können, Mylord Herzog," sprach Grey mit unerschütterter Fassung, „wenn man uns nur überhaupt aus der Metropolis heraus lassen will!"

Jetzt stieg jene stolze Königswohnung vor ihnen auf, welche gegenwärtig den bedeutendsten Theil ihrer Großartigkeit verloren hat. Nur ein Flügel steht noch von den vor hundert und siebzig Jahren so umfangreichen Whitehall; das Uebrige wurde durch Feuer verwüstet und nicht wieder aus seinem Schutte in erneuter Herrlichkeit aufgerichtet. Das Boot legte an der Treppe an, welche in's Wasser hinab führte, und gleich darauf wurde der Schloßhof von den beiden Gefangenen und ihrer Eskorte durchschritten. Die Hände des

Herzogs waren mit einem seidenen Bande auf seinem Rücken festgebunden worden. —

Die Gesichtszüge Jakobs des Zweiten hatten in seiner Jugend sehr denjenigen geglichen, die man gegenwärtig bei seiner ältesten Tochter Marie sah. Nun aber waren sie von den Pocken, von früh ertragenen Strapazen verwüstet und von Sorgen und mancherlei trüben oder gehässigen Aufregungen vorzeitig gefurcht. Seine einst langen, schönen, dunklen Ringellocken waren durch eine gewaltige Perrücke ersetzt, seine sonst schlanke Gestalt gebeugt. Er befand sich in einem der unten gelegenen Gemächer des Pallastes, welches von einem seiner Unterbeamten bewohnt wurde. Die beiden Staatssekretaire des Reiches, die Grafen Milddleton und Sunderland, hatten ihn dahin begleitet. Lord Dartmouth, welcher dem Herzog gefolgt war, blieb an der Thür stehen, als fände er es nöthig, diesen Platz zu behaupten, um auch jetzt noch eine mögliche Flucht desselben zu vereiteln. Als dieser den Grafen von Sunderland erblickte, fühlte er den Schimmer eines Hoffnungsstrahls in sich erwachen. Dieser gewissenlose Staatsmann war in alle früheren Verschwörungspläne des Herzogs verwickelt gewesen und war sogar heimlich vorher von ihm von seiner beabsichtigten letzten Rebellion unterrichtet worden. Er betrachtete ihn daher auch jetzt als einen ver-

schwiegenen Verbündeten, der ihm zu nützen suchen würde, wo er könne.

Der König stand am andern Ende des Zimmers, seine beiden Begleiter neben ihm. Monmouth warf sich zu seinen Füßen und brach in Thränen aus, indem er mit seinen gefesselten Händen seine Knie zu umfassen suchte.

„Was haben Sie mir zu sagen, Jakob Monmouth?“ fragte dieser endlich kalt.

„Ich flehe Sie an um mein Leben — ich rufe die Gnade Eurer Majestät an — nur das Leben schenken Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen, das Leben!“

„Sie haben es verwirkt!“ sprach der König finster.

„Ich weiß es, ich gestehe es ein, ich habe ein schweres Verbrechen begangen!“ rief Monmouth zerknirscht. „Aber es war nicht mein Werk! Ich hatte jede kriegerische Unternehmung aufgegeben und wollte in Frieden und Ruhe meine Tage in Holland beschließen. Da kamen Männer, die sich meine Freunde nannten und stachelten mich auf durch schändliche Vorspiegelungen. Sie regten mein Blut auf durch ihre Zureden, gaben mir böse Gedanken ein und verleiteten mich zu den kriegerischen Einfall in England. Besonders Lord Argyle ließ mir keine Ruhe; er setzte mir täglich zu und nahm mir die Sache zuletzt fast über den Kopf, so daß ich nicht mehr zurück konnte. Er ist an

Allem Schuld; Lord Argyle hat Alles bewerkstelligt und mich gegen meinen Willen mit fortgezogen!“

Ein verächtliches Lächeln spielte um die Lippen des Königs. Nach einer Pause sagte er:

„Archibald Argyle hat jetzt in Edinburg den Tod des Hochverräthers erlitten. Es war seine verdiente Strafe. Dennoch bin ich überzeugt, daß er auch um den Preis des Lebens nie sich zu der Niedrigkeit verstanden hätte, seine eigene Schuld auf die Schultern Anderer zu werfen!“ *)

Jakob von Monmouth fuhr zusammen. Dann hob er wieder das von Thränen überflutete Antlitz empor und rief mit herzzerreissenden Tönen:

„Mein König, mein Onkel, Gnade, Gnade! Verzeihen Sie einem irregeleiteten Manne! Haben Sie Mitleid mit mir! Bei den Banden der nahen Verwandtschaft, die zwischen uns bestehen, bei dem Andenken meines königlichen Vaters, der für Eure Majestät der treueste und beste Bruder war, so lange er auf Erden weilte, bei Allen, was Ihnen

*) Lord Argyle war im Gefängnisse mit der Folter bedroht worden, wenn er nicht umfassendere Geständnisse über die nähere Betheiligung seiner Mitschuldigen mache; er erklärte, daß er diese lieber erleiden als irgend einen seiner Anhänger und Freunde durch weitere Eröffnungen in vermehrtes Unglück bringen wolle. Man unterließ darauf die Anwendung der Folter, vielleicht aus Achtung für die würdevolle Persönlichkeit Mac Callum Mores. —

heilig und theuer ist hienieden, flehe ich Sie an: Vergeben Sie mir! Schenken Sie mir das Leben, nur das Leben, nichts weiter, und ich will Ihre Hände als die meines größten Wohlthäters küssen! O, es ist schrecklich, in der Kraft seines Mannesalters das Daseyn verlassen zu müssen, welches uns mit so vielen theuren Banden festhält!"

Aber das Auge seines Verwandten ruhte mitleidlos auf dem unglücklichen, fassungslosen Manne. Als er endlich schwieg, sagte dieser mit seiner früheren Kälte:

„Ihre Reue kommt zu spät, Jakob Monmouth: Ich bedaure, daß Sie durch Ihr eignes Verschulden Sich in so großes Unglück gestürzt haben, allein ich darf nicht leicht darüber hingehen. Ihre Rebellion gegen mich ist noch lange nicht Ihr schwerstes Verbrechen. Sie haben mir einen Krieg auf Leben und Tod erklärt, mich öffentlich als einen Brandstifter, einen Thronräuber und einen Brudermörder gebrandmarkt. — Ihre Unthaten sind so abscheulich, daß ich nur mit Mühe mich überwinde, deren Aufzählung über meine Lippen zu bringen! — Sie haben Sich den königlichen Titel angemaßt, den Sie mir, Ihrem rechtmäßigen Souverain, entreißen wollten! — Diesseits des Grabes kann keine Versöhnung zwischen uns sein!"

Der Herzog war zum Tode erschrocken und rief mit verwilderten Blicken:

„Halten Sie ein, Majestät! Ich habe nie den Wunsch gehabt, die Krone an mich zu reißen! In diese traurige Verirrung bin ich nur von Andern hineingerissen worden, ohne sie selbst zu beabsichtigen. Jenes unglückselige Manifest habe ich weder geschrieben noch gelesen, ich habe es unterschrieben, ohne seinen Inhalt zu kennen. Ferguson hatte es geschmiedet, jener abscheuliche, blutige Ferguson, der mir stets als der schwärzeste Unheilstifter zur Seite stand; er allein trägt die Schuld davon!"

Das Lächeln der Verachtung erschien stärker als vorhin um den Mund des Königs und er sagte mit eisigem Spotte:

„Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie ein Document von einer so sehr großen Wichtigkeit unterzeichnen, ihm durch Ihren Namen Kraft verleihen würden, ohne es gelesen zu haben, oder ohne zu wissen, was es enthielte? Sparen Sie diese vergebliche Mühe."

Der unglückliche Gefangene schwieg beschämt und zerknirscht. Der König fuhr fort:

„Es sind nicht allein persönliche Beleidigungen gegen mich, die Sie Sich erlaubt haben. Sie haben in zweien meiner Königreiche die Schrecken eines blutigen Bürgerkrieges erregt und schon sind drei tausend meiner Unterthanen in ihm umgekommen. Ich muß der Wiederholung solcher blutigen Unternehmungen durch jedes Mittel zuvorkommen, welches in meiner Gewalt ist, und kann

daher nur die Strenge der Gesetze gegen Sie walten lassen. Haben Sie mir noch sonst etwas zu sagen?"

Eine kurze Pause trat ein. Dann sagte Monmouth:

„Ich bin in der katholischen Religion auferzogen worden und bereit, mich jetzt wieder zu ihr zu bekennen, wenn Eure Majestät mich alsdann begnadigen wollen."

Der Vorkämpfer des Protestantismus, der dessen Fahne ausgehängt hatte, um gegen seinen Vater zu conspiriren, um seinen Onkel vom Thron zu stoßen und um über seine Heimath Krieg und Verwüstung zu bringen, erklärte sich bereit, diese Fahne zu verlassen, unter der so viele seiner Freunde geblutet hatten, um sich selbst vom Tode zu erretten! —

Der König war überrascht zurückgetreten. Selbst ein eifriger Bekenner der katholischen Religion verfehlte das Anerbieten seines gebeugten Neffen nicht, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Er sagte schnell:

„Ich werde Ihnen Geistliche meiner Kirche zusenden, damit sie Ihnen Trost und Unterweisung bringen. Es soll Ihnen an keinem geistlichen Beistande fehlen, der für Ihr Seelenheil wünschenswerth sein könnte. Wir Alle wollen Gott anflehen, daß er Ihnen Vergebung für Ihre irdischen Verbrechen angedeihen lasse und Sie als

einen begnadigten Sünder in sein ewiges Reich aufnehme!"

Wieder entstand eine düstre Pause. Der Monarch hatte kein Wort von einer Begnadigung geäußert, die er selbst seinem gebeugten Neffen angedeihen lassen wolle. Dieser verstand nur zu wohl diese wortlose Verneinung und fragte endlich mit dumpfer Stimme:

„Es giebt also keine Hoffnung mehr für mich?"

Der König machte ein leises Zeichen mit dem Kopfe und wandte sich schweigend ab, indem er zu den beiden Ministern trat, welche die ganze Unterredung auch nicht durch ein Wort unterbrochen hatten.

Nun erhob Monmouth sich von seinen Knien und verließ aufgerichteten Hauptes das Gemach. Er zeigte noch einmal eine würdevolle Haltung, wie man sie seit seiner Gefangennehmung nicht bei ihm gesehen hatte und trat ruhig an das Fenster des Nebenzimmers, wo er den Lord Grey in der Mitte seiner Wächter fand.

10.

Dieser wurde nun zum Könige geführt, welcher seine tiefe Verbeugung mit einem leichten Nicken beantwortete. Die Miene des Lords war ruhig, seine Haltung ungebeugt und er richtete sein Auge furchtlos auf seinen beleidigten Monarchen, als erwarte er von ihm zu hören, weshalb er ihn vor sich führen lasse. Dieser hob endlich finster an:

„Monmouth schrieb mir von Ringwood aus, daß er mir ein Geheimniß mittheilen wolle, welches von so hoher Wichtigkeit sei, daß er es nur mir allein mündlich kund geben könne. Wissen Sie etwas von dieser Sache, Lord Grey?"

„Nein, Eure Majestät," antwortete dieser fest. „Auch glaube ich nicht, daß in Wahrheit ein solches bestanden hat."

Der König schwieg einige Minuten und sagte dann:

„Sie haben die Waffen gegen mich erhoben und das Leben verwirkt."

„Ich weiß es, Majestät. Ein gewaltsamer Aufstand gegen eine bestehende Regierung ist stets ein Einsatz eines Lebens Dessen, der ihn unternimmt, gegen Dasjenige Dessen, der durch ihn bedroht wird. Ich habe diesen Einsatz verloren

und bin auf das Schicksal gefaßt, das meiner wartet."

„Sie hätten dieses vermeiden können, wenn Sie ruhig an Ihrem früheren Aufenthaltsorte geblieben wären," sagte der König kalt wie früher.

„Es wäre weit richtiger gewesen," versetzte der Lord. „Doch bin ich Peer von England. Die Peers sind die Gleichen der Könige, denn diese sind aus ihnen hervorgegangen. Ich verlange vor das Gericht der Peers des Reichs gestellt zu werden, denn nur diese sind meine Richter."

„Sie haben alle Vorrechte mit allem Ihrem Eigenthum durch Ihre Rebellion verloren," sprach der König. „Nichts gehört Ihnen mehr von allen irdischen Gütern."

„Wenn Eure Majestät es so bestimmen, so muß ich mich unterwerfen. Auch flehe ich nicht um Gnade. Da Sie mich aber in Ihre Gegenwart zuließen, so mußte ich annehmen, daß Sie diese wenigstens theilweise wollten walten lassen. Wenn ein dem Tode verfallener Unterthan gewürdigt wird, vor das Antlitz seines beleidigten Königs geführt zu werden, so darf er hoffen, daß es geschieht, um das Wort der Barmherzigkeit darauf folgen zu lassen. Ich bin des Hochverraths der beleidigten Majestät schuldig und habe keine weitere Ansprüche an die Verzeihung meines Souverains."

Der Lord hatte so ruhig gesprochen, als beträfen seine Worte nicht ihn selbst, sondern einen Fremden. Sein Antlitz blieb unverändert; nicht der geringste Farbenwechsel wurde auf ihm sichtbar. Der König machte ein verabschiedendes Zeichen, indem er sagte:

„Ich habe Sie vorgefordert, weil ich auch Monmouth gesprochen habe. Sie werden Ihr ferneres Schicksal zu seiner Zeit erfahren."

Lord Grey verbeugte sich und ging aus dem Zimmer. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als der König sich zu dem Grafen von Sunderland wandte:

„Ein furchtloser Gesell, fürwahr! — Er sieht dem Tode keck in's Antlitz und will sich nicht besser machen als er ist. Es ist kürzer mit ihm fertig zu werden als mit Monmouth."

„Er ist auf jeden Fall nicht das erste Haupt der Rebellion," versetzte Sunderland, „und wenn Eure Majestät später geruhen sollten, einzig aus königlicher Gnade ihm das Leben zu schenken, so würden seine vielen mächtigen Freunde vermuthlich als Lösegeld eine bedeutende Summe herbeischaffen, welche noch außer seinen zu confiscirenden Besitzthümern dem königlichen Schatz zu Gute kommen könnte."

„Wir werden weiter über die Sache nachdenken," sagte der König, indem er sich durch die ent-

gegengesetzte Thür entfernte. Die beiden Minister folgten ihm. —

Beide Gefangene wurden wieder in die noch immer an der Treppe bereit liegende Barke zurückgebracht, um in dieser weiter zum Tower geführt zu werden. Tausende der Einwohner von London hatten sich am Ufer der Themse eingefunden; sie suchten irgend etwas von den Gefangenen zu gewahren und es sprach aus ihren Gesichtern angstvolle Sorge, doch verhielten sich Alle ruhig. Endlich lagen die altersgrauen Thürme jener unregelmäßigen Feste vor ihnen, welche schon so manches edle Haupt unter den englischen Großen beherbergte. Nun brach wieder Monmouths so mühsam errungene Fassung zusammen, denn ein Gefühl unsäglicher Herzensbeklemmung ergriff ihn. Es war ihm, als müsse er mit dem Eingange in jene dunkeln Mauern den ewigen, unwiderruflichen Abschied vom Leben und von Allem, was ihn mit so theuren Banden daran gefesselt, nehmen. Er bedeckte sein Antlitz und rief:

„O, ich unglücklicher, beklagenswerther Mann! Hätte ich niemals den Boden Englands betreten! Hätte ich nie auf die trügerischen Einflüsse Derjenigen gehört, die sich meine Freunde nannten, aber in Wahrheit meine bittersten Feinde waren! Sie sind Schuld an Allem — mein Blut wird über sie kommen, sie haben mich in's Verderben gestürzt!“

„Sie geben Sich selbst ein nicht sehr schmeichelhaftes Zeugniß, Mylord Herzog," sagte Grey mit einem bittern Lächeln, „da Sie Sich als einen unmündigen Knaben zu betrachten scheinen, der weder eigne Urtheilskraft noch Willensbestimmung besitzt."

Der Herzog überhörte diese scharfen Worte und wandte sich an Lord Dartmouth, der sie zum Tower begleitete:

„Sie liebten meinen Vater, Mylord. Sie waren oft in seiner Gesellschaft; er erwählte Sie vorzugsweise dazu. Um seinetwillen, um des barmherzigen Gottes Willen, versuchen Sie noch einmal, ob mir nicht auf irgend eine Weise Gnade bewilligt werden wird!"

„Der König ist in seinem Recht und hat die Wahrheit gesprochen," versetzte Lord Dartmouth trocken. „Ein Unterthan, welcher sich selbst den königlichen Titel anmaßt, hat sich dadurch aller Hoffnung auf Gnade beraubt."

Jetzt legte die Barke am Thor der Verräther an, jener niedrigen Pforte, welche auf das Wasser hinausgehend ihren Namen empfing, da durch sie von jeher diejenigen Gefangenen gebracht wurden, welche verhängnißschwere Gänge aus ihrem dunkeln Kerker oder auch in diesen zurück über die stillen Fluten der Themse einschlagen mußten. In der nächsten Minute lag es hinter ihnen und

Beide betraten die schmucklosen Gemächer, die einstweilen ihre Behausung bilden sollten.

Noch am Abende des nämlichen Tages langten zwei Prälaten mit einer feierlichen Botschaft des Königs bei dem Herzoge an. Es war der edle Bischof Ken, ein wahrer Priester des Herrn, in Begleitung eines zweiten Bischofs. Sie eröffneten ihm, daß er nur noch einen Tag zu leben habe; am Mittwoch in der Frühe des Morgens werde man das Todesurtheil an ihm vollstrecken.

Monmouth erbleichte wie ein Sterbender, es verging einige Zeit, ehe er der Sprache wieder mächtig war.

„Tod, Tod!" murmelte er endlich, „Tod durch Henkershand! — O Hariet, Geliebte meiner Seele, Dein Herz wird mit dem meinigen brechen! Deinetwegen hatte das Leben einen so unwiderstehlichen Reiz für mich! — Um Dich wiederzusehen wollte ich mich jeder Demüthigung unterwerfen! — Ich hoffte noch einmal, jene unvergeßlichen Stunden wiederkehren zu sehen, die ich in ungestörtem Seelenfrieden mit Dir genossen habe, noch einmal jene eiteln Hoffnungen zu begraben, die mich die Hand nach einer Krone ausstrecken ließen! Geschmückt mit ihr wollte ich Deiner Liebe würdiger sein, denn alle Hoheit und allen Glanz des Purpurs wollte ich zu Deinen Füßen niederlegen! Du wirst mein letzter Gedanke im Tode sein, wie Du mein erster im Leben warst!

„Dieſe Sprache geziemt einem Manne nicht, der an dem Thore der Ewigkeit ſteht," verſetzte Thomas Ken mit tiefem Ernſte. „Erinnern Sie Sich lieber, daß Sie Ihre rechtmäßige Gemahlin tief beleidigten, indem Sie ihr eine Fremde vorzogen und ſo lange in deren Geſellſchaft lebten."

„Ich erbitte die Verzeihung meiner Gemahlin, wenn ich ſie gekränkt habe," verſetzte Monmouth lebhafter. „Ueberbringen Sie ihr dieſe meine Worte. Aber Hariet Wentworth iſt und bleibt das theuerſte Kleinod meines Herzens! Sie allein lehrte mich die wahre Liebe, die die Herzogin nie für mich empfunden hatte; ſie brachte mich zurück von der Bahn des Laſters und zeigte mir edlere Genüſſe, als diejenigen eines verſchwenderiſchen und frivolen Lebens. Sie lehrte mich, Eitelkeit und Genußſucht von mir zu ſcheuchen; ihr war ich treu und werde es bis zum Tode ſein. Gott billigte unſere Vereinigung, denn wir baten ihn unter heißen Thränen, uns ein Zeichen zu geben, wenn er uns zürne. Dies Zeichen erhielten wir nicht. Wir prüften unſere Herzen nachdem und fanden, daß unſere Liebe mit unveränderter Wärme und Dauer in unſern Seelen lebe und hielten uns von da an der gnädigen Verzeihung des Herrn verſichert."

„Dieſe eigenthümliche Anſchauung eines Verhältniſſes, welches nicht vor dem Altar eingeſegnet iſt, kann von einem chriſtlichen Prediger nicht ge-

billigt werden," versetzte Ken. „So bekennen Sie vorerst, daß Sie eine schwere Sünde begingen, indem Sie das Schwert gegen Ihren gekrönten Souverain aufhoben."

„Ich kann dies nicht im Innersten meines Herzens, denn ich weiß bei kaltem Blute noch immer nicht, wer der zunächst Berechtigte zur Krone von England ist, mein Onkel oder ich!"

Die beiden Bischöfe machten ein Zeichen unwilligen Staunens und Ken sagte dann:

„Sie sind noch nicht zu der richtigen Einsicht von der Eitelkeit aller irdischen Freuden gekommen; wir wollen keine Mühe sparen, um Sie in eine Gemüthsverfassung zu versetzen, die geeigneter für jenen großen Schritt ist, der Zeit und Ewigkeit scheidet, und mit Ihnen beten, daß Gott uns Alle zur rechten Stunde erleuchte."

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Bischof," entgegente Monmouth schnell, „allein nie werde ich davon abgehen, daß Lady Hariet eine Dame von der erhabensten Tugend und der größten Ehre würdig ist. Sie ist und bleibt hier und dort die theuerste Freundin meiner Seele!"

Bei diesen Ansichten blieb er auch den folgenden Tag über trotz der wiederholten Zureden der Bischöfe. Sein sonst leider nur zu nachgiebiges Gemüth war allein in seiner Liebe zu Hariet Wentworth von einer unerschütterlichen Beständigkeit. Näher und näher kam die schauervolle

Stunde. Am letzten Morgen besuchten ihn seine Frau und seine Kinder. Er empfing die Erstere zwar achtungsvoll doch nur wie eine werthgehaltene Freundin aus besseren Tagen und nahm herzlich den letzten Abschied von ihr und seinen Kindern. Diese so wie auch alle Umstehenden zerflossen in Thränen. Es schlug zehn Uhr; der Wagen des Gouverneurs vom Tower war bereit, ihn zum Richtplatze zu führen. Die Bischöfe begleiteten ihn auf diesem letzten Wege; den Beistand der katholischen Geistlichen, die ihm der König am vorigen Tage schickte, hatte er zurückgewiesen. Das Schaffot war auf jenem erhöhten Platze errichtet, welcher der Hügel des Towers genannt wird. Eine zahllose Menge hatte sich in der näheren und ferneren Nachbarschaft versammelt, blickte aus den Fenstern und von den Dächern, um weinend und seufzend noch die letzten Laute des Lieblings des Volkes zu hören.

„Ich habe wenig zu sagen," sprach er deutlich von der Höhe des Gerüstes herab, „denn ich bin nur hier um zu sterben. Ich sterbe als ein wahrer Protestant!"

Dann wandte er sich zu Ken und sagte leiser:

„Uebersenden Sie meiner Hariet meine letzten Grüße, mein Vater. Sagen Sie ihr, daß sie mein letzter Gedanke auf dieser Erde gewesen ist!"

„Es würde besser sein," versetzte Ken ernst, wenn Sie in dieser Stunde des Scheidens Gottes

Barmherzigkeit für Ihre Sünden anflehten. Sie haben Tausende Ihrer wärmsten Freunde in's Unglück gebracht; bedenken Sie, daß Sie in der nächsten Stunde über alle diese geopferten Leben zur Verantwortung gezogen werden."

„Ich weiß es," sprach Monmouth bewegt, „ich habe meinen Leichtsinn tief bereut und um Gottes Verzeihung dafür gebeten. Ich habe allen meinen Feinden vergeben und hoffe, daß auch mir verziehen wird."

„So beten Sie mit uns für den König."

Monmouth schwieg einen Augenblick, „Dann entfloh seinen Lippen das leise Wort: „Amen!"

Er stand eine Weile mit gefalteten Händen, das Haupt gebeugt. Dann richtete er sich auf und winkte seinem hinter ihm stehenden Diener. Er gab ihm ein Kästchen, welches er in der Hand gehalten:

„Bringe es ihr," sagte er leise. „Ihr Bild ist auf dem Deckel. Sage ihr, daß es mich auf's Schaffot begleitet habe und meine letzte Freude hienieden gewesen sey."

Jetzt entblößte er seinen Hals und kniete vor dem Block nieder.

„Gott sei Deiner Seele gnädig! Habe Erbarmen, Herr, mit dem reuigen Sünder und nimm ihn auf in Dein ewiges Reich! beteten die Geistlichen laut, indem sie neben dem Verurtheilten knieten. Einige Male sauste das blankgeschlif-

jene Beil durch die Luft — und das Haupt des königlichen Herzogs von Monmouth rollte auf die Bretter nieder. —

Es war zum letzten Male, daß ein Stuart das Schaffot bestieg; gefaßt und gottergeben sah er in diesen letzten Augenblicken dem drohenden Tode entgegen. Nun stürzten viele der Umstehenden herzu, welche mit Thränen oder verhaltenen Zornesausbrüchen dem traurigen Schauspiel beigewohnt hatten, und tauchten ihre Taschentücher in das fließende Blut, um es wie das eines Märtyrers aufzubewahren. Der Leichnam wurde in einen Sarg gelegt, der mit schwarzem Sammt überzogen war und dieser in der Stille in der im Tower befindlichen Kapelle von St. Peter beigesetzt, hinter welcher sich jener kleine Kirchhof ausbreitet, welcher einer der traurigsten Erdflecke ist, die England kennt. In den glorreichen Hallen der Westminsterabtei oder unter dem stolzen Dache des Domes von St. Paul gewahren wir edle Todte, bei deren Grabmälern der Herzukommende ihrer Tugend, ihrem Genie und ihrem Ruhme seine gerechte Verehrung zollt, und deren Andenken unsterblich ist. In den geringsten Kirchen und auf ihren eben so einfachen Begräbnißplätzen finden wir bei den Gräbern unserer Lieben alle jene theuren Erinnerungen, die wir in der Stille traulicher Häuslichkeit in uns sammeln. Aber diese Begräbnißplätze des Towers rufen Betrachtungen

in uns hervor über die dunkelsten Schatten in der menschlichen Natur und in den Geschicken der Sterblichen, über den wilden Triumph unversöhnlicher Feinde, über die Undankbarkeit und Feigheit unbeständiger Freunde, über den Jammer gefallener Größe und befleckten Ruhmes. Hierher wurden im Laufe der Jahrhunderte durch die rauhen Hände der Kerkermeister die blutigen Ueberbleibsel von Männern gebracht, die auf der Höhe des Lebens gestanden hatten; kein Leidtragender folgte diesen schmucklosen Särgen, die Führer von Armeen, Parteihäupter und andere Getödtete beherbergten, welche die Orakel von Staatsversammlungen und die Zierden der Höfe gewesen waren. Hierher, vorüber vor dem Fenster, wo Johanna Gray betete, wurde der enthauptete Leichnam ihres Gatten Guilford Dudley getragen. Hier ruht Edward, der Protector des Königreichs, mit seinem Bruder, den er ermordete; hier finden wir noch andere Herzöge, Bischöfe und Grafen, welche die höchsten Würden im Staate bekleideten, unter ihnen Essex, den schönen Günstling Elisabeths, den das Glück vergebens mit allen seinen herrlichsten Gaben überschüttete und den Tapferkeit, Anmuth, Genie, die Zuneigung seiner königlichen Gebieterin und die Gunst des Volkes nur zu einer frühen und schmachvollen Verurtheilung führten. Hin und wieder gewahren wir unter den gehäuften Gräbern ruheloser Staatsmänner und ehrsüchtiger Feld-

herren die Denksteine zarter Dulderinnen, denjenigen Margarethens von Salisbury, der Letzten des stolzen Namens der Plantagenets, und jene zweier schönen Königinnen, welche der eifersüchtigen Wuth Heinrichs des Achten zum Opfer fielen. Mit dem modernden Staube dieser gesunkenen Größen vermischte sich jetzt der Staub Jakob Stuarts von Monmouth, welcher nun gleich ihnen den Tod überwunden hatte.—

Das liebevolle Andenken an ihn erlosch erst mit der Generation, die ihn lebend gekannt hatte. Bänder, Schnallen und andere Kleinigkeiten, welche er getragen, wurden als kostbare Reliquien von Denen aufbewahrt, die bei Sedgemoor unter ihm gefochten hatten. Alte Leute wünschten lange nach seinem Tode, daß diese Kleinodien mit in ihren Sarg gelegt würden. Noch heute wird in einem Hause, von welchem aus man das Schlachtfeld übersieht, ein Knopf von Golddrath gezeigt, den der Herzog getragen hat.*)

---

*) Die Geschichte des Herzogs von Monmouth ist in allen ihren Details historisch treu erzählt; um dieser Treue willen habe ich es unterlassen sein Betragen in seiner letzten Lebenszeit in ein verschönerndes Licht zu stellen, auf die Gefahr hin, das Interesse des Lesers an ihm zu schwächen. Siehe: Mac Auleys Geschichte Englands.

Die Verfasserin.

11.

Während Monmouth's Hinrichtung die Londoner beschäftigte erfuhren die von dem Aufstande berührten Landstriche eine sehr grausame Behandlung. Der General Feversham war an den Hof berufen worden, um dort Belohnungen in Empfang zu nehmen, die sehr wenig verdient waren. An seiner Stelle übernahm der Oberst Percy Kirke, der frühere Commandant von Tanger, den Oberbefehl. Er hatte dort die unumschränkteste Willkür geübt, sich hin und wieder mit den abscheulichsten Grausamkeiten befleckt. Da seine zügellosen Soldaten in Afrika bestimmt gewesen waren, Krieg gegen die Ungläubigen zu führen, so trugen ihre Fahnen ein christliches Sinnbild, das Osterlamm. In Hindeutung auf dieses und auch aus bittrer Ironie wurden diese Söldlinge „Kirkes Lämmer" von Denen genannt, Denen ihre Gegenwart wie eine Geißel Gottes auferlegt wurde. Sie zogen nach Taunton, begleitet von vielen Gefangenen, deren Wunden unverbunden waren oder die man in langen Reihen zwei und zwei zusammengekettet hatte. Es wurden nach Kirkes alleinigem Machtspruch — oft genug ohne Urtheil und Recht — in der ersten Woche nach der Schlacht von Sedgemoor hundert Menschen auf höchst qualvolle

Weiſe getödtet, wobei er die Regimentstrommeln rühren ließ. Doch klebten ihm Ueppigkeit und Habſucht nicht minder an als Grauſamkeit und Blutdurſt; wer ihm wenigſtens dreißig oder vierzig Pfund Sterling zahlen konnte, erhielt einen ſichern Geleitsbrief von ihm, welcher Art auch ſeine Schuld war. Mit dieſem paſſirte er ungehindert alle ausgeſtellten Poſten der Lämmer und vermochte es, einen Hafen zu erreichen, um über das Meer zu entfliehen. Die nach Neu-England abgehenden Schiffe wurden von dieſen Flüchtlingen überfüllt.

Dieſe Geldgier wurde indeſſen am Hofe zu London ſehr übel bemerkt, und der Miniſter Sunderland ſchrieb dem Oberſten, daß der König ihm darüber ſein Mißfallen vermelden laſſe. Er wurde abberufen und man begnügte ſich, in den nächſten Wochen alle Gefängniſſe weit und breit mit Verdächtigen zu füllen. Darauf traf der Oberrichter Jeffries ein, begleitet von vier andern Richtern, um in den unglücklichen Diſtricten des Weſtens ein Verfahren zu beginnen, deſſen Andenken ſo lange dauern wird wie die Sprache der Menſchen und wie das Gefühl für Hartherzigkeit oder Mitleid in ihrem Innern.

Er hatte ſchon als heranwachſender Jüngling ſeine juriſtiſche Laufbahn in den Bureaus der Gerichtshöfe Londons angefangen und darauf manche Jahre hindurch mit dem Auswurfe der Menſchheit

verkehrt, da er Diebe und sonstiges Gesindel zu examiniren und durch Kreuz- und Querfragen zum Geständniß der Wahrheit zu bringen hatte. Er hatte sich während dieser langen Uebung eine Beredtsamkeit angenommen, welche sehr derjenigen ähnelte, in welcher seine Delinquenten außerhalb der Schranken sich vernehmen zu lassen pflegten. Seine von jeher unangenehme Stimme und sein widriges Aeußere hatte er nach und nach so sehr im Schrecklichen ausgebildet, daß auch Beherzte ihn in den Ausbrüchen seiner Wuth selten ohne Erschütterung ansehen konnten. Unverschämtheit und Wildheit lagerte auf seiner eckigen Stirn; der stechende Glanz seiner Augen, deren Farbe nicht bestimmt zu erkennen war, übte den Zauber des bösen Blicks auf die unglücklichen Opfer, auf welche er sie richtete. Und doch fanden diese die scharfen Linien seines erbarmungslosen Mundes noch schrecklicher. Das Weinen und Jammern der Verurtheilten war ein Entzücken für sein Ohr und gern machte er ihnen eine überschwängliche Beschreibung aller schrecklichen Einzelnheiten, die sie erleiden sollten, welche er mit schändlichen Witzen verbrämte. Er hatte sich für einen Rundkopf und Puritaner ausgegeben, als dies vortheilhaft sein konnte, und laut mit seiner gewaltigen Zunge in die ausschweifendsten Verkehrtheiten seiner Genossen eingestimmt. Sobald es ihm aber größern Nutzen brachte, auf die Seite der Royalisten zu

treten, erklärte er sich bereit, seine eiserne Stirn und seinen giftgeschwollenen Mund zu ihren Diensten zu stellen. Er ließ sich in den Pallast von Whitehall einführen, doch mißfiel er Karl dem Zweiten durchaus; es nahm sich indessen Jakob, der damalige Herzog von York, seiner an und er wurde bald zum Oberrichter der Kings Bench, eines der ersten Gerichtshöfe Londons, befördert. Nicht ohne Kenntniß der Gesetze und richterlichen Scharfsinn, war er jedoch selten im Besitze aller seiner Fähigkeiten, da er sich dem Trunke ergab. Wenn man in seinen Bereich kam, so war es, als träte man in die Höhle eines wilden Thieres, welches eben so leicht durch Liebkosungen wie durch Angriffe in Wuth versetzt werden konnte. Auf alle in seinem Gerichtshofe Versammelte, auf Kläger und Beklagte, auf Advokaten, Zeugen und Geschworne, schüttete er einen Strom von Grobheiten aus, die er mit schauderhaften Flüchen untermischte. Seine Abende verbrachte er schwelgend in Gesellschaft der gemeinsten Menschen, welche sich unter einander foppten und neckten, um ihn auf die rohste Weise zu unterhalten. Im höchsten Grade familiär mit ihnen geschah es dennoch nicht selten, daß er sich einige Stunden später dieser Vertraulichkeit schämte und sie in seiner erregten Bosheit öffentlich mit den schimpflichsten Beleidigungen überhäufte.

Es wurde dem Könige vorgestellt, daß die

gesetzlosen Grausamkeiten Kirkes und seiner Soldaten durchaus gemißbilligt werden müßten. Dieser blieb jedoch ungerührt und ließ dem schon nach dem Schauplatze der Empörung abgesandeten Jeffries eröffnen, daß er die erledigte Würde eines Großsiegelbewahrers zu erwarten habe, wenn er sich dieser Belohnung durch einen außerordentlichen Eifer in des Königs Diensten bei der bevorstehenden Gelegenheit würdig mache.

Diesen entfaltete er zuerst in der Stadt Winchester. Hier hatte der Krieg nicht getobt, doch hatten sich einige Flüchtlinge hierher gerettet. Eine Wittwe, Lady Alice Lisle, welche mit den ersten Familien der Umgegend nahe verwandt war und welche durch die Vortrefflichkeit ihres Charakters bei allen Parteien in gleicher Achtung stand, wurde angeklagt, einigen der Rebellen Obdach und Speise gegeben zu haben. Diese nämliche Wohlthätigkeitsliebe hatte sie in den früheren Tagen der Verfolgung der Königsfreunde bewogen, manchen flüchtigen Cavalieren und Royalisten in ihrem Unglück Unterstützung angedeihen zu lassen. Nun wurden zwei Flüchtlinge von Sedgemoor in einem Nebengebäude ihres Hauses versteckt gefunden, die sie aus Freundlichkeit des Herzens von dem ihnen drohenden Tode hatte erretten wollen. Ehe noch diese verurtheilt wurden brachte Jeffries die Lady Lisle vor die Geschwornen und verlangten aus deren Munde das Erkenntniß des Schuldig, doch schraken

dieſe vor dem Gedanken zurück, eine hochgeachtete Dame zum Richtplatze zu ſchicken, weil ſie nur aus Güte Verfolgte geſpeiſt und beherbergt hatte. Nach vielfältig wiederholten Drohungen des Oberrichters erſt wurde ihnen das verhängnißvolle Wort erpreßt und Jeffries beorderte darauf, daß die Verurtheilte noch an dem nämlichen Tage verbrannt werden ſollte.

Gegen dieſe Barbarei indeſſen erhoben ſich nicht nur die nähern Freunde der Unglücklichen, ſondern es verfügte ſich ſogar die ganze Geiſtlichkeit des Diſtrictes zu Jeffries, um ihm dagegen die ernſthafteſten Vorſtellungen zu machen. Da er es nicht wagte, dieſe in großem Anſehen ſtehenden Herren zu erzürnen, ſo ſetzte er die Execution fünf Tage lang aus. Während dieſer wurde der König Jakob von allen Seiten beſchworen, der Lady Alice Gnade angedeihen zu laſſen. Damen vom höchſten Range baten für ſie; ſogar Lord Clarendon, des Königs Schwager, und General Feversham, der glauben mochte, daß durch ihn und ſeine Nachfolger nun genug des Blutes im Weſten von England gefloſſen ſei, verwandten ſich ihretwegen. Umſonſt. Jakob war ſo unerbittlich wie ſein grauſamer Untergebener. Er bewilligte die einzige Milderung, das Urtheil des Verbrennens in Enthauptung zu verwandeln. Sie erlitt dieſe mit dem heitern, glaubensfreudigen Muthe einer wahren Chriſtin. —

Die grausame Bestrafung von Frauen, welche Flüchtlingen Erbarmen bewiesen, die in Todesangst um einen Bissen Brot und um einen Trunk Wasser flehten, ist einer der schwärzesten Schatten in dem Leben Jakobs des Zweiten. Ob diese Frauen nach dem Buchstaben des Gesetzes schuldig waren lassen wir dahin gestellt sein. Jakob ließ nie das schönste Vorrecht der Könige, die Begnadigung, weniger ausüben als bei den Frauen, die er für schuldig hielt. Nun verfügte sich Sir George Jeffries nach Dorchester, der Hauptstadt jenes Districtes', in welchem Monmouth gelandet war. Hier ließ er den Gerichtshof mit scharlachnem Stoffe behängen. Die entsetzte Menge gewahrte darin ein Zeichen, daß Blut in Strömen vergossen werden sollte. Als der Geistliche nach hergebrachter Weise vor dem Beginne des Gerichtes den Urtheilenden die Pflicht der Barmherzigkeit einschärfte, verzog der Oberrichter seinen breiten Mund zu einem boshaften Grinsen. Dreihundert Gefangene wurden vor die Schranken geführt; nur acht von ihnen behielten ihr Leben. Fast eben so viele ließ er in der Grafschaft Sommersetshire hinrichten. Auf jedem Kreuzwege, auf jedem Marktplatze in den Dörfern und Städten, welche Monmouth Soldaten gesandt hatten, hingen an Galgen Leichname, deren Ketten im Winde klirrten, oder es steckten Köpfe an Pfählen, welche die Luft verpesteten. In manchen Dörfern konnten die Land-

leute sich nicht in den Gotteshäusern versammeln, ohne daß ihnen das starre Haupt eines befreundeten Nachbarn entgegenblickte. Nicht nur auf die Gefangenen, sondern auch auf Unbetheiligte, die im höchsten Ansehen standen und unbezweifelte Anhänger des Königs waren, ergoß sich die wilde Wuth des Oberrichters, wenn sie ihm irgend welche entschuldigende Umstände zum Besten seiner Opfer mittheilten. Ein Peer des Reiches, Lord Stowell, konnte seinen Abscheu über die erbarmungslose Weise nicht verhehlen, in welcher seine armen Nachbarn abgeschlachtet wurden; Jeffries bestrafte ihn dadurch, daß er einen derselben in Ketten an dem Thore seines Parks aufhängen ließ, und rühmte sich laut, daß er eine größere Anzahl Verräther umgebracht habe als alle seine Vorgänger zusammen seit den Tagen Wilhelms des Eroberers. Viele unter den Verurtheilten waren Männer von sonst tadelloser Lebensweise und von starkem, religiösen Gefühl. Als Puritaner der alten Schule betrachteten sie sich als Märtyrer ihrer unterdrückten Secte, verfaßten Hymnen im Kerker und sangen sie laut, wenn sie zum Richtplatze fuhren. Sie verkündeten, daß Christus bald kommen würde, um Zion zu erlösen und Babylon niederzuwerfen. Er würde sein Banner aufrichten, seine Trompete erschallen lassen und seine Feinde zehnfältig heimsuchen für alles Uebel, welches sie über seine Diener verhängt hätten.

Mit nicht geringerem Muthe ſtarben mehrere junge Männer, welche durch die Liebenswürdigkeit ihres Weſens als Vorbilder in den Landſtädten galten, wo ſie lebten. Von zwei Brüdern war bereits einer getödtet; für den zweiten flehte die Schweſter um Gnade. Sein Vater gehörte zu den erſten Kaufleuten Londons und ſogar Jeffries war ausnahmsweiſe zum Erbarmen geneigt, da er durch den erſtern auf bedeutende Vortheile hoffte. Er geſtand alſo der betrübten Familie einigen Aufſchub zu und die Schweſter ſtellte ſich mit einer Bittſchrift im Pallaſt von Whitehall ein. Man glaubte, daß es mit einem Opfer ſein Bewenden haben und daß alſo das zweite dem Leben erhalten bleiben könne. Miß Hewling, die Schweſter der Jünglinge, traf im Vorzimmer den Oberſten Churchill und ſprach ihm ihre Wünſche aus. Er erwiederte ihr mit großer Artigkeit:

„Ich bin von ganzem Herzen bereit, Ihnen zu dienen, allein ſchmeicheln Sie Sich nicht mit trügeriſchen Hoffnungen. Dieſer Marmor iſt nicht härter als das Herz des Königs.“

Er ſchlug hierbei mit der Hand auf den Kamin und fuhr dann fort:

„Ich werde indeſſen ſuchen, Sie bald möglichſt zu ihm gelangen zu laſſen, damit Sie den Verſuch unternehmen können. Dieſer muß auf jeden Fall gewagt werden.“

In der nächſten halben Stunde gelang es ihm,

ſie in das Audienzzimmer zu bringen. Indeſſen war ſeine Prophezeihung nur zu richtig. Der König war unerbittlich und die troſtloſe Schweſter verließ nur den Pallaſt, um ihren weinenden Aeltern zu verkünden, daß auch ihr zweiter Sohn, ein neunzehnjähriger Jüngling, nicht aus den Klauen des Henkers zu erretten ſei.

Dennoch gab es für alle dieſe unglücklichen Opfer einen Beſchützer, der ſich in ſeinen Werken frommer Liebe nicht weniger eifrig zeigte, als Jeffries in denen grauſamer Strenge. Der Biſchofsſitz des edlen Thomas Ken lag in den Landſtrichen, wo der Aufſtand erregt worden war. Er verabſcheute die politiſchen und religiöſen Meinungen der Beſiegten, welche ihm manches Unrecht zugefügt und ſogar bei einem kriegeriſchen Ueberzuge eine ſeiner geliebten Kathedralen verwüſtet hatten. Trotz deſſen hatte er ſich ſchon bei den Gräuelthaten Kirkes als ein wahrer Freund des verfolgten Unglücks erhoben, und verſuchte auch Jeffries zur Milde zu ſtimmen. Er bot ſeinen ganzen Einfluß auf, um ihm zur rechten Zeit eindringliche Vorſtellungen zu machen und auch die übrigen Kerkermeiſter zu beſänftigen. Er ſchränkte ſogar die Koſten ſeines Haushalts ein, um den Tauſenden von Gefangenen beſſere Nahrungsmittel in ihren Kerkern verſchaffen zu können. Sein Benehmen bei dieſer Gelegenheit war in Uebereinſtimmig mit ſeinem ganzen Leben. „Lie-

bet Eure Feinde" — war das erhabene Wort, das er auch diesmal bewahrheitete und der unparteiische Geschichtschreiber erkennt mit Freuden an, daß der moralische Character dieses guten Prälaten sich so sehr dem Ideale der Vollkommenheit in christlicher Tugend näherte, wie dies der menschlichen Schwachheit gestattet sein kann. —

Leider gab es der unglücklichen Opfer nur zu Viele, die diese edle Menschenfreundlichkeit nicht erretten konnte, wie wir dies erzählt haben. Jeffries gab seinen dringenden Einreden fast noch weniger Gehör als Kirke. Manche derjenigen, welchen der Erstere das Leben schenken wollte, waren fast noch mehr zu beklagen als die Getödteten; konnte er sie nicht des Hochverraths bezüchtigen, so erklärte er sie schlechter Aufführung schuldig. Ein Jüngling, Namens Tutchin, wurde angeklagt, einige unbesonnene Worte geäußert zu haben; er stand zugleich in dem Rufe, ein schöner Geist zu sein und Verse zu machen Er befand sich nun vor dem dunkelrothen, aufgeschwemmten Angesichte des Oberrichters, aus dessen Augen tückische Blitze schossen. Eine große Perücke saß auf seinem Stierkopfe, welche er aufgesetzt hatte, als er sich für einen eifrigen Royalisten erklärte. Der junge Dichter suchte das Zittern zu unterdrücken, welches ihn unwillkürlich bei dem Anblicke dieses entsetzlichen Mannes erfaßte und erhob das Auge zu ihm.

Digitized by Google

„Du bist ein Rebell!“ brüllte dieser nun. „Deine ganze Familie ist seit Adams Zeiten ein Nest von Rebellen gewesen.“

„Nie hat Einer von ihr irgend etwas Feindseliges gegen den König unternommen,“ versetzte der Jüngling bescheiden.

„Ich will Dich lehren, was Feindseligkeit bedeutet!“ schrie der Oberrichter. „Du willst ein Dichter sein — ich will Dir helfen, Verse zu machen!“ —

Er fällte dann das Urtheil, daß der Jüngling sieben Jahre lang eingekerkert und und in jedem Jahre durch jedes Dorf und durch jeden Flecken, die in der ganzen Grafschaft zu finden seien, gepeitscht werden sollte.

Bei diesem gräßlichen Spruche brachen alle Frauen, welche auf der Zuhörertribüne saßen, in Thränen aus. Der Schreiber des Gerichts stand in der größten Verwirrung auf und stammelte:

„Mylord — der Gefangene ist sehr jung. Es giebt viele Ortschaften in unserer Grafschaft; nach diesem Erkenntniß wird er alle vierzehn Tage die Auspeitschung zu erleiden haben.“

„Wenn er jung an Jahren ist,“ schrie Jeffries, „so ist er alt in Schelmstücken. Meine Damen, Sie kennen den Schurken so gut wie ich. Diese Strafe ist noch lange nicht streng genug für ihn. Wenn alle Schönheiten in England um ihn weinen, so soll das Urtheil darum nicht um einen Satz geändert werden!“

„Um Gotteswillen, Mylord!“ rief der Gefangene mit den Tönen der Verzweiflung, „lassen Sie mich sterben! der Tod ist nicht so schrecklich als die Schande, welche Sie über mich bringen wollen!“

Er hatte die gefesselten Hände flehend ausgestreckt, allein der fürchterliche Oberrichter blieb unerbittlich. Glücklicher Weise wurde der Jüngling jedoch gleich nach seiner Rückkehr in das Gefängniß von den Pocken ergriffen und aufgegeben. Da es sehr unwahrscheinlich wurde, daß das Urtheil jemals ausgeführt werden könne, so willigte der Oberrichter ein, es für ein Lösegeld zu suspendiren, welches so hoch war, daß Tutchin nach seiner endlichen Genesung sich ganz arm sah. Die von Natur nicht sanfte Gemüthsart dieses Jünglings wurde durch die erlittene Behandlung bis zum Wahnsinn erbittert und er war hinfort einer der hartnäckigsten und grimmigsten Feinde der Stuarts und aller ihrer Anhänger.

Auch andere Männer und sogar Frauen verurtheilte Jeffries auf gleich unzureichende Gründe zu der nämlichen entehrenden Strafe. Mehr als achthundert verdammte er zur Transportation. Diese sollte nach einer der westindischen Inseln gehen, wo weder das Klima noch der Geist der Bevölkerung den englischen Landleuten günstig sein konnte, so daß sie also weder auf Gesundheit noch gute Behandlung hoffen durften. Dort wur-

Digitized by Google

den sie als Sklaven verkauft mit der Bedingung, daß sie wenigstens innerhalb zehn Jahren nicht freigegeben werden dürften. Jeffries machte dabei die Berechnung, daß Jeder dieser Leibeigenen nach Abzug der Kosten der Ueberfahrt im Durchschnitt noch zehn bis fünfzehn Pfund Sterling werth sein würde. Sie wurden auf dieser gleich Negern behandelt, in kleinen Räumen zusammen gepreßt, wo nicht einmal Jeder Platz genug fand, um sich niederlegen zu können. Nie wurde ihnen gestattet, das Verdeck zu betreten; Schildwachen verboten mit gezogen Degen und geladenen Pistolen den Ausweg aus diesen Räumen der Finsterniß, in denen Jammer, Krankheit und Tod herrschte. Ein Viertel der Gefangenen starb, ehe sie Jamaica erreichten; hartes Brot und schmutziges Wasser wurde ihnen als einziges Nahrungsmittel nur soviel zugetheilt, um sie nicht Hungers sterben zu lassen. Als sie endlich das Land betraten glichen sie Skeletten und der Kaufmann, welcher sie auf den Markt bringen sollte, fand es gerathen, sie erst etwas füttern und sich erholen zu lassen, ehe er sie dahin führte, damit er den Preis für sie etwas theuer halten könne.

Anderweitige Erpressungen mancherlei Art wurden über die weinenden Wittwen und verlassenen Kinder der Fortgeschifften von ihren grausamen Drängern verhängt. Auch diejenigen Männer, auf die kein Schein irgend einer Schuld ge-

bracht werden konnte, wurden verdammt, wenn sie reich waren. Jeffries gab seinen Freunden und Handlangern dann einen Theil des Raubes ab. Es wurde hoch gefordert und lange gefeilscht, mit wohlhabenden Verurtheilten, vor denen die Schrecken des Todes sich erhoben, oder mit bemittelten Aeltern, welche für das Leben ihrer Kinder zitterten. Umsonst wurde Keinem Pardon ertheilt. Wer auf anderen Wegen als durch Jeffries und seine Creaturen die königliche Gnade nachsuchen wollte, war der Gegenstand seiner wildesten Rache.

Aber Andere, die weit höher noch als er in den Verhältnissen des Lebens standen, nahmen an diesem abscheulichen Handel Theil. Sogar die Königin Marie Beatrice, die Gemahlin Jakobs des Zweiten, bat sich hundert der zur Transportation verurtheilten Rebellen aus, um durch ihren Verkauf in der heißen Zone wenigstens tausend Guineen zu gewinnen. *) Es darf uns nicht wundern, daß ihre Umgebungen diesem Beispiele folgten. Mehrere ihrer Hofdamen erhielten die Erlaubniß, tausend Pfund von einem Kaufmann in der Stadt Bridgewater zu erpressen, welcher zu der militairischen Ausrüstung des Rebellenheeres beigetragen hatte. Auch richteten sie ihre Blicke auf die jungen Mädchen, welche Monmouth in

*) Siehe Sunderlands Brief an Jeffries, am 14. September 1685.

Taunton die Fahne überreichten. Eine war bereits in's Gefängniß geworfen und dort an einer ansteckenden Krankheit gestorben; eine Andere bat Jeffries um Gnade und starb vor Entsetzen über die Wildheit und Roheit seiner dabei erfahrenen Drohungen. Von den noch Lebenden waren mehrere noch nicht einmal zehn Jahre alt und alle hatten nach den Weisungen ihrer Lehrerin gehandelt, ohne zu argwohnen, daß sie ein Verbrechen begingen. Den Hofdamen wurde vom Könige bewilligt, auch von den Eltern dieser Kinder Geld zu erpressen; sie ließen die Letztern durch einen beauftragten Agenten in's Gefängniß werfen und den Eltern eröffnen, „daß sie die Sache bis auf's Aeußerste treiben würden, wenn man ihnen nicht sieben tausend Pfund Sterling als Lösegeld für die verhafteten Kinder zahle.“ Diese enorme Summe war indessen nicht zu erschwingen und die Hofdamen mußten sich zuletzt mit einem Drittel derselben begnügen. *)

Während die weniger Schuldigen, die Verführten, die einfachen Bauern, jungen Burschen und zarten Frauen, mit so grausamer Strenge verfolgt wurden, behandelte man manche der Hauptpersonen mit auffallender Milde. Was Lord Grey anbetraf, so bestand für ihn kein einziger Milderungsgrund. Seine Welterfahrenheit, seine Kennt-

*) Siehe Mac Auleys Geschichte Englands.

nisse, sein Rang im Staate und die Stellung, die er unter Monmouth bekleidete, machten ihn zu einem der am Schwersten Betheiligten. Aber sein Einkünfte waren sehr groß; nach seinem Tode würden seine Besitzungen auf einen Seitenverwandten übergehen. Man fand es also vortheilhafter, ihn gegen ein Lösegeld von vierzig tausend Pfund und gegen mehrere andere kleinere Summen, in welche sich einige Höflinge theilten, in Freiheit zu setzen. Ferguson und andere notorische Häupter des Aufstandes waren von den englischen und schottischen Schlachtfeldern geflohen, eingefangen und dann wieder in Freiheit gesetzt worden, obgleich man den Erstern den Erzverräther nannte. Man hörte von ihm erst wieder, als er sich in Sicherheit auf dem Continent befand. Das was Jeffries nicht von den erpreßten Summen für sich behielt, ging in die Hände Sunderlands über, der sodann nach seinem Gefallen für sich und andere Höflinge darüber verfügte und gleich jenem bedeutende Capitalien zusammen häufte.

Endlich war seine blutige Aufgabe beendet. Er kehrte nach London zurück, nachdem er Trauer und Schrecken um sich verbreitet hatte.

Am Hofe wurde er auf das Freudigste begrüßt willkommt. Es wurde ihm sogleich die verheißene Belohnung zuertheilt und er zum Großsiegelbewahrer und Peer des Reichs ernannt. Er

Digitized by Google

war noch mehr als früher der Günstling Jakobs geworden. Dieser hatte sein Verfahren mit dem freudigsten Interesse überwacht. In seinen Empfangszimmern und an seiner Tafel sprach er oft mit einem so lebhaften Vergnügen von dem blutigen Strafgericht, welches über seine widerspenstigen Unterthanen erging, daß die fremden Gesandten darüber ihre unwillige Verwunderung kaum zu unterdrücken vermochten. Er schrieb eigenhändig Berichte über jene Vorfälle nieder, die er scherzend „seines Oberrichters Feldzug im Westen" nannte. An seine Tochter Marie von Oranien im Haag schickte er Briefe des Inhalts, daß viele hundert Rebellen verurtheilt seien; einige wären schon gehängt, mit anderen würde es noch geschehen, und der Rest solle nach den westindischen Plantagen geschickt werden. Es half nichts, daß wiederum der edle Bischof Ken seine Stimme erhob und von seinem ländlichen Sitze aus dringend die Gnade des Monarchen für seine verirrten Unterthanen anrief und diesem dabei mit hinreißender Beredtsamkeit eine Schilderung ihres Elends machte. Er klagte, daß man in seiner Diöcese nicht auf den Landstraßen gehen könne, ohne einem schrecklichen Schauspiel zu begegnen, und daß die Luft der ganzen Grafschaft von tödtlichen Dünsten angefüllt sei. Der König las diese eindringlichen Vorstellungen — und blieb so gänzlich ungerührt, daß er auch nicht die geringste Erleichterung in jenen

Gegenden eintreten ließ, die man wahre Thäler des Jammers und des Entsetzens nennen mußte.

Wenige englische Herrscher haben einen solchen Hang zur Grausamkeit kund gegeben, wie Jakob der Zweite. Dabei war er hartnäckig und rachsüchtig, von beschränkten, langsam fassendem Verstande, jedoch fleißig, pünktlich, ordentlich und ein Freund ernster Geschäfte. Die Herrschermacht war sein größter Stolz; jedoch war er andererseits frivolen Zeitvertreiben sehr ergeben. In seiner Jugend hatte er sich einige Male im Kriege versucht und besonders nicht ohne Glück die Flotte angeführt, welcher er von jeher ein besonderes Interesse widmete, weshalb ihm auch die Matrosen und Seesoldaten weit mehr als die übrige Bevölkerung seines Reiches anhingen. Auch in gereifterem Alter noch liebte er sowohl zu Wasser wie auch zu Lande Vergnügungeu, mit denen die Uebung der körperlichen Kräfte verbunden war. —

Jetzt begannen die Schlächtereien in der Hauptstadt selbst und man ging bei ihnen fast noch mehr davon aus, Rachsucht und Habgier gleich sehr zu befriedigen. Die Verfolgungen richteten sich hauptsächlich gegen Anhänger der Whig-Partei*)

*) Whigs nannten sich diejenigen, welche den Stuarts hin und wieder zu opponiren geneigt waren, Tories, die allen ihren Regierungsmaßregeln bis jetzt beigestimmt hatten. Diese Parteinamen haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten.—

Digitized by Google

die jemals irgend eine Opposition gegen die herrschenden Tories gezeigt hatten. Einkerkerungen, Einschüchterungen, falsche Zeugnisse fanden so gut wie auf dem Lande statt. Man strengte seine Erfindungsgabe an, um einen Schein von Schuld auf jeden Whig zu werfen, nach dessen Reichthum man lüstern war. Grausame Strenge herrschte auch hier bei den zahlreichen Bluturtheilen vor Es war als wenn Jeffries und seine vier Unterrichter in einer noch blutdürstigeren Stimmung heimkehrten, als sie ausgezogen waren. Auch hier sah man in den Straßen Köpfe auf Pfählen aufgesteckt; auch hier konnten sich, wenn Jeffries Laune etwas sanfter war, unschuldig Angeklagte — oder auch die schuldigsten Straffälligen — durch hohe Lösegelder loskaufen. Oft auch wurden sie geplündert, ohne dadurch ihre Befreiung zu erlangen. Die unbemittelten wurden gleich erbarmungslos verfolgt und besonders die Puritaner erlitten die schwersten Bedrückungen. Mehrere Männer und Frauen wurden öffentlich verbrannt. Die historischen Ueberlieferungen nennen uns eine puritanische Matrone, Elisabeth Gaunt, welche ihr Leben in Werken christlicher Barmherzigkeit hinbrachte. Man kannte sie in der ganzen Stadt als eine oftmalige Besucherin der Gefängnisse, wo sie von jeher den Angeklagten Trost zusprach, ihnen die erlaubten Erleichterungen verschaffte und sie zur Ergebung in den Willen des Herrn ermahnte,

wobei sie nicht fragte, welchem Religionsbekenntnisse sie angehörten. Sie hatte früher einem Manne, Namens Burton, zur Flucht verholfen nnd ihn schließlich noch mit einigem Reisegelde beschenkt, den gesammelten Sparpfennigen der Wittwe. Nun kehrte er mit Monmouth von Amsterdam zurück, focht bei Sedgemoor und floh nach London, wo ihm ein armer, sehr ehrlicher Barbier eine Zuflucht gewährte. Es war proclamirt worden, daß der Zorn des Königs sich mehr noch gegen die Verberger der Schuldigen als gegen diese selbst richte. Nun stellte Burton sich plötzlich selbst vor die Richter, indem er durch die Denunciation seiner Wohlthäter die eigne Strafloſigkeit zu erwirken hoffte. Er trieb seine Nichtswürdigkeit so weit, öffentlich als Zeuge gegen sie aufzutreten, und wurde darauf freigelaſſen. Der Barbier wurde gehängt und Elisabeth Gaunt zum Scheiterhaufen verdammt. Trotz aller Gräuel, die schon in diesem Jahre verübt waren, hielt man es dennoch für unmöglich, daß auch dieses letzte barbarische Urtheil auf die Aussage des nichtswürdigsten aller Zeugen vollzogen werden würde. Es wurde jedoch ein Holzstoß in Tyburn errichtet und die Matrone zu diesem gebracht, auf welchem sie den Flammentod mit Seelenruhe und christlicher Standhaftigkeit erlitt. Gleich wie um das Sterbebette Olivier Cromwells erhob sich auch hier ein wüthender Orkan, welcher bald die letzten Spuren der Brand

stätte hinwegnahm. Leuchtende Blitze zuckten hernieder und die Donner rollten so furchtbar, wie man sich kaum erinnerte, sie jemals gehört zu haben! Häuser wurden niedergeworfen und Schiffe zertrümmert und die bedrückten Puritaner erzählten sich mit düstrer Genugthuung, daß der Himmel laut sein Zeugniß verkündet habe gegen die Unthaten, welche die Erde befleckten. — *)

*) Siehe Bramstons Memoiren; Siehe Burnet und die Blutgerichte, 1685.

12.

Der Wechsel der Jahreszeiten geht seinen Weg fort, ob nun die Menschen dahin sinken in das Dunkel des Grabes, oder ob sie sich ihres Lebens freuen. Wenn auch hin und wieder der Gebeugte denkt, es müsse die Sonne ihr Antlitz verhüllen ob des Unrechtes, das ihm widerfahren, wenn er meint, die Sterne müßten erbleichen ob des Frevels, der vor seinen Augen geschehen — dennoch geht Alles hienieden seinen ruhigen Gang fort, wie es der Schöpfer der Weltenbahnen vom

Digitized by Google

Uranfang her bestimmte. Auch über den blutgedüngten Boden des südlichen Englands breitete in diesem Jahre des Unglücks der Winter sein starres Gewand und zog wieder von hinnen, um den Frühling in seine Rechte treten zu lassen. Tausendfältig keimte und sproßte es in der Natur, in den Gräsern und Stauden, in den Stämmen und Zweigen. Gesang und Jubel erschallte in den lauen Lüften; die Lerche schlug ihre Flügel und stieg jauchzend hinauf in den Dom des Aethers, bis sie dem Auge und dem Ohr entschwunden war. Hätte man ihr folgen und sie auch nur einen Tag belauschen können, so würde man erkannt haben, daß zu jeder Tageszeit ihr Lied verschieden laute und daß tausend Stimmen, gleich der ihrigen im unabläßigen Wechsel durch die Luft zitterten. Dann auch blühten die Hecken, die Zäune und der Rasen, welcher die unaussprechliche Pracht seines grünen Sammtkleides über die Wiesen zu breiten begann. Die Gewässer rieselten fröhlich und der Himmel war so klar, daß man auch die fein gezirkeltsten Wölkchen und den Hallmond gewahrte, wie er fast während des ganzen Tages zwischen ihnen stand. Die Seele fühlt sich zu solcher Zeit sympathetisch berührt und es bricht auch in ihr ein Frühling an, in dem die ganze Welt sich vor ihr aufthut und tausend Stimmen zu ihr sprechen, die tausende von Knospen in ihr hervorrufen, deren köstliche Früchte gute Thaten sind

König Jakob der Zweite wußte nichts von diesem Frühling des Geistes. Es lagerte nach wie vor dumpfe, herbstliche Welke auf dem seinigen, doch war er hinausgezogen in die Pracht des Lenzes, um sich in Flur und Hain zu ergötzen. Er hatte noch immer genug von dem männlichen Geiste seiner Vorfahren, von denen uns schottische Balladen, Legenden und Sagen berichten, um ein großer Verehrer der Jagd zu sein. Entgegen den Jagdgesetzen heutiger Tage beschäftigte er sich mit dieser auch im Frühjahr; *) dem Herrscher dreier Königreiche war auch diese Abweichung von der Regel gestattet. Besonders in diesen Apriltagen hatte es den Anschein, als sei die edle Waidmannskunst die Hauptleidenschaft seiner Seele; er lag ihr zwei oder dreimal wöchentlich ob und suchte in ihr Erholung, während er in seiner Regierungsweise die gefährlichen und gesetzlosen Wege verfolgte, welche zuletzt sein Verderben herbeiführten. Sein Schwiegersohn, der Prinz Georg von Dänemark, Lord Darthmouth, Oberst Churchill und mehrere Andere von seinem Hofe begleiteten ihn heute. Viele Meilen weit folgten die eifrigen Jäger der Spur des fliehenden Fuchses. Jakob hatte seinen besten Renner bestiegen, spornte ihn über die breitesten Gräben, schwamm auf ihm durch

*) Siehe Agnes Stricklands: Königinnen von England.

reißende Bäche, setzte über hohe Hecken und über moraſtige Wege. Immer hielt er ſich dicht hinter den klaffenden Hunden und ließ zuletzt faſt alle ſeine Lords und Diener weit hinter ſich. Nur Oberſt Churchill war noch an ſeiner Seite, deſſen ſchöne, ſtattliche Geſtalt ſich in dem grünen, goldbeſetzten Jagdkleide vortrefflich ausnahm. Auch ſein regelmäßiges, edles Geſicht, auf welchem die freundliche, gewinnende Würde lag, die auch jeder ſeiner Bewegungen eine ſo beſondere Anmuth verlieh, ſah noch vortheilhafter als ſonſt unter dem dunkeln, aufgeſchlagenen Hut aus, auf welchem eine weiße Reiherfeder ſchwankte und unter welchem die langen, dunkeln Locken herunterfielen. Jetzt gelang es ihm, das fliehende Thier durch einen ſtürmiſchen Querritt über eine weite freie Fläche ſeitwärts zu überholen und es dem König entgegen zu treiben. Die bellende Meute packte den Fuchs und es konnte ihn die Kugel des Monarchen erreichen, die deſſen kundige Hand abſandte. Er und Lord Churchill ſprangen von ihren Pferden, als ſie vor dem verendenden Thiere zuſammen trafen. Es geſchah im rechten Augenblick, denn gleich darauf ſtürzte das Pferd des Königs zuſammen; dieſer richtete ſein Auge auf den erlegten Fuchs und ſagte mit der ächten Freude des Jägers zu ſeinem Begleiter:

„Ein famoſes Thier, Churchill! — Er hat uns den Tag ſauer gemacht, doch hat Keiner mit

uns ausgehalten. Wir haben alle unsere Jagdgenossen hinter uns zurückgelassen; sie werden sich ärgern, wenn sie hören, daß wir ohne sie die Beute erjagt haben."

„Sie werden weit von uns sein," sagte Lord Churchill sich umblickend, „denn ich habe seit einer Stunde nichts mehr von ihnen gesehen. Der ganze Jagdtroß wird sich auf einem andern Wege befinden."

„So wollen wir suchen, sie herbeizurufen, denn jetzt könnten wir sie gebrauchen, da sie uns den Rang nicht mehr ablaufen werden."

Jakob stieß bei diesen Worten wiederholt in sein Jagdhorn, allein es erschien weder sein Wagen noch irgend Jemand von seinem Gefolge auf diesen Ruf.

„Wir wollen im Grünen Alle mit einander essen," sagte er. „Sie werden hungrig und müde sein, so gut wie wir. Wir wollen uns auf den Rückweg begeben und uns umsehen, ob wir nicht einen Burschen finden, der den Fuchs auf den Nacken nimmt und ihn uns nachträgt."

„Dies Alles wird zu Eurer Majestät Befehl geschehen können, doch ist vorläufig zu bedenken, wie Sie zu Ihrem Gefolge gelangen wollen. Das Pferd Eurer Majestät wird in den nächsten vier und zwanzig Stunden außer Stande sein, einen Reiter zu tragen; wollen Sie das Meinige besteigen, so will ich versuchen, zu Fuße nachzukommen."

„Nein," sagte der König bedächtig, „ich müßte Ihnen dann voraus reiten, Churchill. Es wäre besser, wenn wir ein anderes Pferd irgendwo bekommen könnten, welches Sie alsdann benutzen und sogleich mit mir fortreiten würden. Dort unten im Dorfe wird schwerlich ein gutes Reitpferd zu finden sein, daß ein Cavalier besteigen möchte."

„Vielleicht würde dies auf jenem Edelsitz dort zu bekommen sein," sprach Lord Churchill, indem er auf ein stattliches Gebäude deutete, daß sich in einiger Entfernung von ihnen erhob.

„Wissen Sie, wem er gehört?" fragte der König.

„Nein, Majestät," antwortete der Lord. „Ich erkenne nicht genau, wo wir hingekommen sind."

„Wir werden Ihr Pferd dort in jener Baumreihe anbinden müssen, versetzte der König. „Ich will Sie seitwärts von der Landstraße dort erwarten. Sie wird zu dem einen Ende des Parks gehören, der sich bis zur Hinterseite des Schlosses erstreckt. Gehen Sie quer über diesen Wiesenpfad auf die Vorderseite zu und kommen Sie mit einem frischen Pferde zu mir zurück. Lassen Sie auch Sorge für das Gefallene tragen, doch bewahren Sie mein Incognito. Ich habe nicht Lust, heute Nachmittag noch feierliche Ceremonien durchzumachen. Wir Beide wollen uns oftmals nach

Digitized by Google

meinem Pferde und nach dem Fuchse umsehen; beide werden uns nicht davonlaufen."

Der Lord begleitete den Monarchen bis zu dem bezeichneten Punkt, wobei er sein Pferd hinter sich her führte. Dann befestigte er den Zügel an einem Baumast und verließ den König, um dessen weitere Befehle auszuführen.

Dieser setzte sich Anfangs auf eine hölzerne Bank, welche an der einen Seite des Baumgangs stand. Nach einer Weile jedoch ging er weiter und sah, daß seine Voraussetzung richtig gewesen. Am Ende der Baumreihe dehnte sich ein weites Rasenfeld aus, auf dem sich einzelne Baumgruppen erhoben; von diesem aus gingen wieder breite Wege nach mehreren Seiten ab. Es war die weite, grün bewachsene Strecke eines englischen Parks, die sich rings umher bis zum Schlosse hin ausbreitete.

Der König ging unwillkürlich weiter, indem er die Schönheit der Bäume zu seiner Seite bewunderte. Endlich öffnete sich ein großes Rondeel vor ihm, um dessen Rasenbeete sich gelbe Kieswege schlängelten. Die hochstämmigen Bäume, welche die Runde bildeten, waren schon dicht genug belaubt, um in ihrer Nähe Schatten vor der Sonne darbieten zu können. Schon befand sich Jakob in der Mitte des Platzes, von wo aus vermittelst eines durch das dichte Gebüsch ausgehauenen Pfades sich eine Aussicht auf den einen Flügel des

Digitized by Google

alterthümlichen Schlosses und auf den daran befindlichen Thurm bot; er beschäftigte sich einige Minuten lang mit dieser und gewahrte dann erst auf einer seitwärts zwischen den Bäumen gelegenen Moosbank eine weibliche Gestalt. Diese erhob sich jetzt; sie war ganz in Schwarz gekleidet, sogar das Gesicht theilweise von einem schwarzen Schleier verhüllt. Es war daher natürlich, daß der König sie nicht erkennen konnte, doch besaß er ein hinreichendes Maaß von jener Courtoisie, welche so lange schon die Stuarts ausgezeichnet hatte, um den Hut abzunehmen und mit einer höflichen Verbeugung auf die Dame zuzugehen. Er vermuthete richtig, daß diese zu der Familie der Schloßbesitzer gehöre und dachte einige freundliche Worte an sie zu richten. Auch wenn sie ihn nicht erkannte, so würde sie vielleicht später davon hören, daß der König ihren Park besucht habe, und wisse alsdann, mit wem sie sich unterhalten hätte.

Die Dame stand unbeweglich, gleich einer Statue. Endlich schlug sie den Schleier zurück und der König gewahrte ein Antlitz, dessen Farbe so todtenbleich und dessen Züge so erschreckend abgemagert waren, daß man ohne die so eben stattfindende Bewegung des Armes hätte zweifeln können, ob man eine Lebende vor sich sähe. Ein so ganz vergeistigter Ausdruck lagerte auf der fast durchsichtig zu nennenden Haut und in dem Glanze der Augen, dessen Klarheit so auffallend war, daß

Digitized by Google

man versucht wurde, ihn überirdisch zu nennen. Der König betrachtete sie aufmerksam, als müsse er seine Erinnerungen sammeln; er hatte diese Frau gesehen unter anderen glänzenden Umgebungen und wußte sie jetzt doch nicht zu nennen, so ganz verändert kam sie ihm vor. Plötzlich wurde ihm Alles klar. Er erkannte die Dame und wußte ihre Verhältnisse, doch trat er einen Schritt zurück und es fehlte seiner sonst so fertigen Zunge das Wort der Anrede. Endlich sagte er im Tone der Ueberraschung:

„Lady Harieth Wentworth! — Sie sind in England? — Dies hätte ich nicht erwartet!"

„Majestät, ich habe gehofft, daß wir uns auf Erden nicht wieder begegnen würden."

Die Stimme war klanglos, doch machte sie dem Könige einen so unheimlichen Eindruck, daß das unbehagliche Gefühl noch vermehrt wurde, welches ihn bei dem Erkennen der Lady erfaßt hatte. Er blickte seitwärts und sagte, auf den in der Ferne sichtbar werdenden Theil des Gebäudes deutend:

„Dies Schloß wird Wenthworth-Hall sein. Ich wußte nicht, wohin mich die Jagd geführt hatte. Und jenes Dorf dort an der andern Seite des Parkes gehört zu Ihrer Besitzung?"

„Es ist das einsame Dorf Toddington, so ruhig, wie mein Schloß und mein Park," sagte sie.

Digitized by Google

„Die Stille des Grabes herrscht hier in allen meinen Umgebungen, wie in meinem Herzen.“

„Ich glaubte Sie im Auslande,“ versetzte Jakob hingeworfen.

„Ich bin von Holland herübergekommen, um hier zu sterben. Ich hoffe nicht, daß Sie diesem meinem letzten Verlangen etwas in den Weg legen werden, Majestät.“

Jede Bewegung Hariet Wentworth's war so müde und schien ihr so schwer zu werden, daß ihre Worte nur zu sehr dadurch bestätigt wurden. Der König sagte rasch:

„Sein Sie ganz ruhig, Mylady, man soll Sie in keiner Hinsicht in England belästigen!“

Dann ruhten seine Blicke nochmals schweigend auf ihr und er hob, seinen innersten Gedanken Worte gebend, wieder an:

„Ich bedauere, Sie so angegriffen zu finden, Mylady.“

„Eure Majestät sehen nicht mehr die Hariet Wentworth früherer Tage,“ sagte sie, ohne daß die tiefe Melancholie ihres Tones auch nur von dem schwächsten Lächeln begleitet worden wäre. „Es ist lange, seit ich mit Ihren Töchtern Quadrillen tanzte und kindische Spiele mit ihnen trieb. Es waren noch Andere die Theilnehmer unserer Freuden, die ich nachdem häufiger als die Prinzessinnen hier auf meinem Landsitze gesehen habe.

Sie sehen ein Erinnerungszeichen hier, was den Wechsel des Schicksals überdauert hat."

Sie streckte den Arm aus und deutete auf eine schlanke, nahestehende Eiche. Der König erschrack bei der Bemerkung, wie mager ihre schmale Hand sei. Mehr um ihr gefällig zu sein, als aus Interesse an der Sache trat er vor und bückte sich herunter auf die Stelle, welche sie auf dem Baumstamme bezeichnete. Er las deutlich in der Rinde ausgeschnitten die Namen: „Hariet Wentworth" und dicht unter diesem: „Jakob Stuart Monmouth"

Er fuhr zurück, wie von einer Geißel berührt und schlug den düstern Blick verwirrt zu Boden. Hariet sprach so ruhig weiter, als habe diese plötzliche Bewegung durchaus nichts Auffälliges für sie:

„Diese Worte sind von seiner eigenen Hand eingeschnitten als eine Erinnerung seliger Tage, die er hier verbrachte. Hier leisteten wir uns den ersten Schwur ewiger Treue und Liebe, den wir dann vor einem Hausaltar wiederholten. Dies Glück war zu groß für diese Erde — es durfte nicht von Dauer sein."

Der König hatte sich zu fassen gesucht und sagte kurz und finster:

„Monmuth hat sein Schicksal selbst auf sich herabgezogen. Dem rebellischen Hochverräther mußte das Beil des Henkers zuerkannt werden."

„Sie waren nie der Freund Jakob Stuart's," erwiederte sie. „Der Sohn Ihres Bruders stand stets zwischen Ihnen und dem Throne. Er kämpfte um diesen Thron, der ihm gebührte, und unterlag. Sie haben Ihren bittern Haß in seinem Blute gekühlt. Wäre er der Sieger gewesen, so würden Sie der Usurpator hinfort genannt worden sein, doch würde er Sie nicht gemordet, sondern Ihnen die Flucht gestattet haben."

Jakob antwortete nicht, zog aber die Stirn noch finsterer zusammen. Sie fuhr fort:

„Sie waren sein Feind bei den Hoffesten, wenn er im Glanze seiner Schönheit und Anmuth alle Herzen bezauberte, und an den heißen Schlachttagen, wenn er für Englands Ehre kämpfte. Sein Ruhm war der Grund Ihrer Erbitterung. Sie stehen auf der Höhe Ihrer Macht. Jakob der Zweite hat seine Feinde in den Staub getreten und grausame Strafen und Qualen über sie verhängt. Wenn nicht die Liebe seiner Unterthanen seine Stütze ist, so verläßt er sich auf den Schrecken, mit dem er sie niederhält. Aber der Gewaltigste ist oft genug von seiner Höhe herabgestürzt worden, wenn er sich am sichersten wähnte. Es giebt andere Bewerber um den Thron von England und Irland, die gefährlicher sind, als Monmouth es war, denn sie gehen langsam, aber sicher. Hüten Sie Sich vor Ihnen, wenn Sie

können, denn sie stehen Ihnen noch näher, als es der hingerichtete Herzog that."

Der König richtete den Kopf auf, wie von einem schnellen Gedanken berührt. Dann schüttelte er ihn hastig wie im höchsten Unwillen. Dennoch fühlte er sich so sehr von der Macht des Augenblickes ergriffen, daß er kein Wort erwiederte, welches die Kühnheit der Dame gestraft hätte. Diese sprach weiter:

„Hören Sie das Wort der Wahrheit, Jakob Stuart! Wenn Sie mich dafür strafen wollen — ich fürchte Sie nicht, denn ich stehe an der Schwelle des Grabes. Wenige Tage noch und Sie werden jede Macht über diese gebrechliche, irdische Hülle verloren haben. So groß auch diese ist: den Tod haben Sie dennoch nicht bezwungen! Eine kurze Spanne Zeit noch und ich werde wieder mit Dem vereinigt sein, zu Dem mich alles Sehnen meiner Seele zieht. Aber hören Sie mich vor dem ewigen Abschied: Eure Majestät haben Gott schwer beleidigt — seine Rache wird nicht schlafen! — Ich sehe es im Geiste, wie der Tag kommt, an dem Sie wie König Lear die Hände ringen, an dem Goneril und Regan gegen Sie aufstehen und ihren Vater von dem Throne stoßen, den er durch so viele blutige Gewaltthaten befleckt hat! Kehren Sie um auf dem Wege des Unheils, den Sie so lange schon verfolgten, Jakob Stuart, kehren Sie

um — oder er wird bald kommen, dieser Tag der Vergeltung!“

Sie hatte wenn auch nicht sehr laut, so doch wie eine Seherin gesprochen, indem Sie den Arm zum Himmel empor streckte und mit den Augen in die Weite starrte, als thue sich ein zweites Gesicht vor diesen auf. Ihre dunkle Gestalt stach unheimlich gegen das umgebende Grün ab. Jetzt ließ sie den Arm und das hochaufgerichtete Antlitz sinken, wandte sich, und verschwand mit langsamen Schritten zwischen den Bäumen, die so unhörbar waren, daß sie fast geisterhaft genannt werden konnten. Der König starrte ihr nach wie unter dem Einfluß eines schreckenvollen Bannes, dem er vergebens sich zu entreißen suchte, während der Angstschweiß auf seine Stirn trat und seine Glieder wie vom Frost geschüttelt wurden. Endlich erlangte er so weit seine Fassung wieder, um den Rückweg antreten zu können; in der halben Stunde, die er noch allein hinbringen mußte, zweifelte er innerlich, ob er wirklich Lady Wentworth gesehen, oder ob es eine unirdische Erscheinung gewesen sei, die er nur mit den Augen des Geistes geschaut habe. Churchills Ankunft mit dem glücklich erlangten Pferde entriß ihn endlich seinen Grübeleien, doch blieb er auch als seine lärmende Jagdgesellschaft wieder zu ihm stieß, in sich gekehrt und schweigsam. Selbst deren Glückwünsche über seine so glücklich gewonnene Jagdbeute vermochten ihn

Digitized by Google

nicht zu erheitern. Endlich wieder in London angelangt, dachte er mit erregtem, rachsüchtigem Zorn darüber nach, ob er nicht die Lady Wentworth für ihre kecken, beleidigenden Worte zur blutigen Rechenschaft ziehen, sie gleich so manchen Anderen als eine Hochverrätherin strafen wolle. Allein er erwog dabei, daß sie dann leicht ihre unheilvollen Worte vor den Richtern oder gar vor einem größeren Publikum wiederholen könne — und es überfiel ihn ein Grausen bei diesem Gedanken. Er nahm sich vor, die Sache einstweilen noch anstehen zu lassen, ehe er weitere Entschlüsse fasse, doch war sie ihm in der Tiefe seines Innern so unheimlich, daß er sich scheute, auch nur ein Wort davon über seine Lippen kommen zu lassen.

Er wurde bald dieser bei ihm so ungewöhnlichen Unentschlossenheit überhoben, denn schon ging ein Theil der Voraussetzungen der Lady Hariet in Erfüllung. Eine Woche nur war verflossen, als sie mit Dem vereint wurde, den sie zu sehr auf Erden geliebt hatte, in jenen Gefilden, wo weder Trennung noch Tod ist. Der Gram hatte ihr Leben gekürzt; sie starb am gebrochenen Herzen und durfte hoffen, für die Unendlichkeit ihrer Liebe die himmlische Vergebung der irdischen Schwachheit zu erlangen. Jugend, Schönheit, Reichthum, ein vornehmer Name — lagen hinter der Erbin der Wentworth von Nettlestede, als ihr Sarg zu jenem dunkeln Gruftgewölbe getragen

Digitized by Google

wurde, welches hinter der Kirche von Toddington zu finden ist. Hier ruhen seit Jahrhunderten die Gebeine der Wentworth. Ihre Familie errichtete über denen Hariets ein prächtiges Mausoleum. Ergreifender aber, tief die innersten Gefühle des Beschauers bewegend ist jenes einfache Gedächtnißzeichen, welches noch jetzt auf einem Baume im Park von Wentworth-Hall von Monmouth ausgeschnitten, die Namen jener beiden Liebenden zeigt, welche diese Erde mit ihren dunkelsten Schatten getrennt hatte.

Ende des ersten Theils.

Druck von Liepsch u. Reichardt in Dresden.

König Wilhelm der Dritte

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Marie Norden.

Zweiter Theil.

Dresden.
Verlag von Robert Schäfer.
1859.

13.

akob der Zweite hatte seit länger als einem hre auf dem Throne von England ge- ien, jedoch seine früher kundgegebene Absicht, ie selbstständige äußere Politik zu befolgen und gland als Großmacht wieder auf die Stufe zu en, welche ihm gebührte, nicht zur Ausführung racht. Er hatte sich nicht der großen europäi- en Coalition gegen Ludwig den Vierzehnten an- chlossen, wie dies von Wilhelm von Oranien so haft gewünscht worden war, sondern England eb nach wie vor ein Vasall Frankreichs, wenn ich. Niemand mehr erbittert wurde, als Jakob bst, wenn er also bezeichnet ward. Er richtete ie Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die innere litik seiner Reiche und verfolgte hier hartnäckig en mißlichen Weg, welcher mehr und mehr die zufriedenheit auch seiner wärmsten Anhänger egte.

Das Parlament bestand fast nur aus diesen d zeigte sich ihm in allen seinen Wünschen will- rig, mit Ausnahme einiger wenigen Punkte, d gerade diese waren es, von denen er nicht gehen wollte. Er verlangte die Aufhebung der

Habeas-Corpus-Akte, durch welche jedem freien Engländer gewährleistet wird, daß er nur auf eine rechtmäßig begründete Anklage verhaftet, und im Gefängniß festgehalten werden kann, wenn dies das Gesetz ebenfalls rechtfertigt. Dies Reichsgesetz war allen politischen und religiösen Parteien gleich theuer, da sie es als einen Theil der Sicherheit und Glückseligkeit eines jeden Engländers betrachteten. Dann auch forderte er die Zurücknahme der Test-Acte, durch welche jeder Engländer, welcher nicht der anglikanischen Kirche angehörte, von allen Staatsämtern und vom Sitz im Parlament ausgeschlossen wurde; nachdem dies geschehen, beabsichtigte er seinen eigenen Glaubensgenossen den Vortheil dieser Maaßregel zuzuwenden. Drittens wünschte er eine große stehende Armee zu bilden, welche er in wenigen Monaten schon von sechstausend bis auf zwanzigtausend Mann erhöht hatte. Er schrieb neue Abgaben aus, um sowohl diese, wie auch die Flotte unterhalten und vermehren zu können, doch war eine große stehende Armee gerade der Partei der größte Gräuel, welche ihn auf den Thron gesetzt und auf diesem gestützt hatte. Alle Landbesitzer von größerer oder geringerer Bedeutung und unter ihnen besonders die Nachkommen der alten Cavaliere, welche für Karl den Ersten gefochten hatten, verabscheuten sie, indem sie ihnen den eisernen Despotismus Crommwell's und der parlamentarischen Generale zurückrief. An ein

großes reguläres Landheer knüpfte sich in ihren Augen der Ruin der Hochkirche, die Vernichtung der Peerschaft, ihres theuersten Vorrechtes, und Confiscation ihres Vermögens, so wie Einziehung ihrer Güter, welches Alles nebst zahllosen anderen Beleidigungen die früheren Chefs der regulären Truppen, der Protector und andere republikanische Generale sich gegen die ältesten und geachtetsten Familien des Königreichs erlaubt hatten. Sie waren der festen Meinung, daß diese Einrichtung leicht zum Königsmord und zur Herrschaft der näselnden Puritaner oder andererseits zur unumschränkten Macht der katholischen Kirche in England führen könne. In der Landmiliz bekleidete fast jeder Baronet einen Rang, welcher seine Wichtigkeit bedeutend erhöhte und er war höchlich beleidigt, daß der König diese als unzuverlässig größtentheils abschaffen wollte und statt ihrer eine größere Anzahl regulärer Truppen sammelte, deren Offiziere er selbst ernannte und besoldete. Die Tories, deren Royalismus so unzweifelhaft war, daß sie während dreier Generationen, während welcher der Bürgerkrieg wüthete, freiwillig ihr Blut für die Stuarts vergossen und ihr Vermögen geopfert hatten, argwohnten mit zorniger Erbitterung, daß der König diese Militairmacht, die so bedeutend war, wie sie im Frieden keiner seiner Vorgänger noch unterhalten hatte, zusammenzöge, um seine despotischen Absichten auch gegen sie durch-

zuſetzen. Hierunter rechneten ſie beſonders die eifrig betriebene Ausbreitung und Begünſtigung der katholiſchen Religion. Auch die Biſchöfe der anglicaniſchen Kirche, welche ſeit Eliſabeth die beſten Stützen und eifrigſten Anhänger des Königthums geweſen waren, ſtimmten hierin mit ihnen überein. Durch ihre Macht und ihren Einfluß mußten dieſe Prälaten als eben ſo gefährliche Gegner Jakob's betrachtet werden, wie die übrigen Tories, wenn er nämlich durch die hartnäckige Verfolgung des eingeſchlagenen Weges mehr und mehr ihr Mißfallen erregen würde.

Daß Jakob der Zweite die Katholiken, zu deren Glauben er ſich bekannte, von den Beſchränkungen und Bedrückungen befreien wollte, welche ihnen die Unduldſamkeit der Anhänger der herrſchenden Hochkirche auferlegt hatte, war richtig und natürlich und es kann kein Zweifel obwalten, daß er dieſen Zweck trotz aller entgegenſtehenden Vorurtheile ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen mit Geduld, Klugheit und Gerechtigkeit bei allmählichem Fortſchreiten erreicht haben würde. Allein ſeine beſchränkte Einſicht und ſein herrſchſüchtiger Character verleiteten ihn zu raſchen, gewaltthätigen Maaßregeln, durch welche die beſtehenden Geſetze eben ſo ſehr wie dieſe Vorurtheile verletzt wurden und welche — anſtatt dieſe ſo ſehr geliebte Herrſchermacht zu kräftigen — ſie mehr und mehr unterhöhlten. Dieſe Abneigung der Mehrheit der

Engländer gegen den Katholicismus hatte nicht allein ihren Grund in religiösen Begriffen, sondern sie glaubten die krassen, gegen diesen ergriffenen Maaßregeln gerechtfertigt, indem sie sich auf historische Belege stützten. Sie gedachten der Zeiten der „blutigen Maria", der ältesten Tochter Heinrich's des Achten, welche die Nichtkatholiken in England mit Feuer und Schwert verfolgte, der Bartholomäusnacht, des Mordes Wilhelms des Ersten von Oranien und Heinrich's des Dritten von Frankreich, der zahlreichen Complotte gegen das Leben der Königin Elisabeth, sowie der Pulververschwörung*) und behaupteten, daß alle diese Unthaten von katholischen Geistlichen entworfen oder vollführt seien. Sie fügten hinzu, daß kein Katholik, so tugendhaft auch sonst sein Wandel sein möge, vor den größten Verbrechen zurückschrecken würde, wenn die Sicherheit und Ehre seiner Kirche es erfordere. Hätte Jakob die Gesetze beachtet, die er beschworen, und die Versprechungen

*) Die Pulververschwörung erhielt ihren Namen, weil einige fanatische Katholiken, die mit Jakob dem Ersten unzufrieden waren, diesen 1605 mit dem ganzen Parlament in die Luft sprengen wollten. Es war eine große Menge Pulver unter das Parlamentsgebäude gebracht worden, doch wurde die ganze Verschwörung kurz vor der That verrathen. Man fand bei der Durchsuchung des Gebäudes einen der Verschwornen, der die Mine anzünden und sich selbst mit dem Könige und sämmtlichen Lords und Gemeinen dem gewaltsamen Tode überliefern wollte.

gehalten, die er gegeben, hätte er das Vorrecht der königlichen Gnade häufig geübt und dadurch die Härte mancher Straferkenntniſſe gemildert, hätte er ſich ſorgfältig gehütet, die ſeinen Unterthanen ſo hochtheure Verfaſſung des Reiches zu verletzen, ſo würde bald ein Umſchwung in ihren Meinungen über dieſen Punkt ſtattgefunden haben. Er würde ihnen bewieſen haben, daß, was auch immer einige verblendete oder eifrige Männer in Zeiten der Aufregung geſchrieben oder gethan hätten, dennoch ihre Kirche niemals Schritte heilige, welche mit den Vorſchriften der Moral unverträglich wären. Sein eignes Beiſpiel würde der beſte Ueberzeugungsgrund für die grollenden Proteſtanten geweſen ſein und es iſt wahrſcheinlich, daß in wenigen Jahren die ſo lange unterdrückten Katholiken unter allgemeinem Beifall in alle jene Rechte auf friedlichem Wege eingeſetzt worden wären, welche ihnen jetzt vorenthalten wurden. Allein ſeine innere Politik war ſo durchaus verkehrt und treulos, daß ſeine katholiſchen Unterthanen ihm nur drei kurze Jahre des Triumphs und nach ihnen hundert und vierzig der Bedrückung und Erniedrigung verdankten.

Sobald man ſich von den gewaltthätigen Abſichten des Königs überzeugte, entſtand ein allgemeines, lautes Murren gegen ihn, das man als den Vorboten eines kommenden Sturmes betrachten mußte. Es gab ihm die Warnung, daß der

Geist der Widerspenstigkeit noch nicht erloschen sei, dem sein Großvater, sein Vater und sein Bruder hatten nachgeben müssen. Lord Halifax, der fähigste seiner Minister, verweigerte seine Beistimmung zu Jakob's Absichten und wurde von seinem Posten entlassen.

Die grausamen Verfolgungen der Hugenotten hatten in Frankreich ihren höchsten Grad erreicht und fünfzigtausend französische Familien verließen in wenigen Monaten ihr Vaterland. Es waren Namen unter ihnen, die durch Wissenschaft und Kunst, oder auch auf Schlachtfeldern sich ausgezeichnet hatten. Einige boten Wilhelm von Oranien ihre Dienste an und zeichneten sich durch die Wuth aus, mit welcher sie später gegen ihren Verfolger fochten. Andere führten noch gefährlichere Waffen, indem sie dreißig Jahre lang in Holland, Deutschland und England mit dem Schwerte des Geistes, vermittelst der Presse einen erbitterten Krieg gegen Ludwig führten. Eine friedlicher gesinnte Abtheilung errichtete in einer der Vorstädte Londons Seidenmanufacturen; eine zweite lehrte die Sachsen die Verfertigung der Hüte und Stoffe, wegen welcher Frankreich bisher so berühmt gewesen war, und eine dritte pflanzte den ersten Wein in der Nähe des Caps der guten Hoffnung.

Der Haß, welchen der Hochmuth und die Ungerechtigkeit Ludwig's einflößte, war so allgemein, daß sogar in Rom und in Spanien laut am Hofe

die Grausamkeit getadelt wurde, mit welcher der französische König eine freche und zügellose Soldateska gegen seine friedlichen und gehorsamen Unterthanen losließ. Ludwig hatte gleich Jakob versprochen, die Rechte seiner protestantischen Unterthanen zu ehren, trotz dessen war er jetzt ihr grimmiger Verfolger. An Staatskenntniß und Geist war er Jakob weit überlegen; welche Bürgschaft gab es also, daß dieser nicht seinem Beispiel folgen würde? —

Es hatten sich zwei Parteien am englischen Hofe gebildet, deren eine die Verfolgung eines gemäßigten, gesetzmäßigen Verfahrens bevorwortete, um eine größere Begünstigung der Katholiken zu erreichen, wogegen die zweite zu raschem, gewaltsamem Handeln rieth, um damit zu dem nämlichen Zweck zu gelangen. Die erstere wurde von dem Papst Innocenz dem Elften, so wie von seinem in London angelangten Gesandten, Monsignore d'Adda, unterstützt; die Jesuiten dagegen, und mit ihnen der Pater Edward Peter, stimmten mit Wort und That für die Letztere.

Es bestand um jene Zeit der erbitterte Kampf der Jansenisten gegen die Jesuiten. Der Papst neigte sich den Erstern zu, wogegen die Letztern ihren hauptsächlichen Verbündeten in Ludwig dem Vierzehnten fanden. Mit Innocenz dem Elften stimmten das Haus Oesterreich, die Niederlande und eine Anzahl mächtiger und geachteter eng-

Digitized by Google

lischer Staatsmänner und geistlicher Würdenträger überein; auf der Jesuiten Seite standen außer Frankreich nur Abenteurer von zweifelhaftem Rufe und einige wenige schlimme Rathgeber höheren Standes. Zu diesen gehörte der Graf von Sunderland. Eine Alles verschlingende Leidenschaft für das Spiel beherrschte diesen Minister; ihr opferte er seine großen Besitzungen und sein bedeutendes Amtseinkommen, und um ihr zu genügen nahm er nicht nur Geschenke und Lösegelder von Privatpersonen, wie auch Jeffries es that, sondern sogar von Ludwig dem Vierzehnten ein Jahrgehalt von fünf und zwanzig tausend Kronen, wofür er dem französischen Gesandten alle Pläne verrieth, die im englischen Cabinet entworfen wurden, sobald diese etwas bezweckten, was Frankreich nicht genehm sein konnte. *) Der gegenwärtige Lord Kanzler Jeffries versprach beiden streitenden Parteien seine Unterstützung, wobei er in der Stille abwarten wollte, welche den Sieg davontragen würde, um sich dann erst wirklich Dieser anzuschließen.

Das kürzlich zusammengetretene Parlament verweigerte seine Zustimmungen zu den Forderungen des Königs, worunter die Bewilligung noch größerer Geldsummen war, um das stehende Heer noch vermehren zu können. Da kein Herrscher

*) Siehe Mac Auleys Geschichte Englands.

Brittanniens jemals so bedeutende Einkünfte wie Jakob gehabt hatte, so war man um so weniger geneigt, ihm hierin nachzugeben. Erzürnt über diesen zum Erstenmal seit seiner Thronbesteigung erfahrenen öffentlichen uud legalen Widerspruch löste er das Parlament auf, nachdem es nur elf Tage gesessen hatte, und schlug den in England so gefährlichen Weg ein, ohne dieses blos nach eigener Willkühr regieren zu wollen. —

Wir treten in ein prächtig ausgestattetes Zimmer in dem Pallast von Whitehall, welches Lady Catharine Sedley, eine der Hofdamen der Königin, bewohnte. Sie stand nicht mehr im Frühlinge des Lebens, doch suchte sie diesen unvollständig genug durch stark aufgetragene Schminke und durch zahlreiche Schönpflästerchen zu ersetzen. Ihre Gesichtszüge waren in dem Alter von achtzehn Jahren so wenig schön gewesen, wie jetzt, da sie deren mehr als vierzig zählte; die eingefallenen Wangen, die große Nase und das lange Kinn mußten fast häßlich genannt werden. Es glänzten jedoch zwei schöne, dunkle Augen unter der eckigen Stirn, deren strahlendes Feuer aber weder Sitt-

samkeit noch Bescheidenheit ausdrückte. Ihre Gestalt war stattlich, wenn auch etwas mager wie das Antlitz. Sie beabsichtigte, in einigen Stunden in die Oper zu fahren, und hatte sich zu diesem Zwecke auf eine überladene Weise mit kostbaren, brüsseler Spitzen, welche das weitausgeschnittene Leibchen und die sehr kurzen Aermel verzierten, so wie mit einem hellen, schweren Seidenstoffe, und Diamanten, Blumen und Schleifen geschmückt. Das dunkle Haar war künstlich gelockt und fiel theilweise auf den magern Hals herunter, während es andern Theils über der Stirn über ein so umfangreiches Kissen gelegt und so kunstreich aufgethürmt war, daß der Kopf dadurch noch um die Hälfte seiner Länge erhöht wurde, ein Aufputz, welcher nach dem Geschmacke unserer Tage nicht dienen würde, die Verhältnisse des von uns geschilderten Antlitzes in ein günstigeres Licht zu stellen als es ihm die Natur verliehen hatte.

Lady Sedley schien sich in einiger Gemüthsaufregung zu befinden. In der Hand hielt sie einen Brief, welchen sie so eben gelesen; plötzlich warf sie ihn mit der Miene der Verachtung auf den Tisch, neben welchem sie stand und ging dann mit hastigen Schritten auf und nieder, wobei ihre heftigen Geberden die nämliche stumme Sprache zorniger Aufregung führten. Endlich ging diese in ein leises Murmeln über:

„Er will mich fortschicken von hier — nochmals die alte Leier — ich soll das Haus in St. James Square beziehen, was er so prächtig für mich hat einrichten lassen — dort am andern Ende der Stadt — dieselben Redensarten, die ich schon früher habe hören müssen!“

Sie ließ nun ihre Blicke über die schönen Gemälde, und über die Tapeten schweifen, auf welchen in so glänzenden und doch so zarten Farben, wie sie nur die Meisterwerkstätten von Paris hervorbringen konnten, Vögel mit prangendem Gefieder, Landschaften, Jagdpartien, die Statuen und Fontainen von Versailles und die herrschaftliche Terrasse von St. Germain, gearbeitet waren. Dann streiften sie den Kamin, dessen Verzierungen von massiven Silber waren, so wie die Seitentische, deren reich ciselirte Platten von dem nämlichen Metall sich zeigten, und die Nischen, in denen die schönsten Vasen und Gefäße standen, die Japans Kunst hatte erschaffen können. Nun fuhr sie in ihrem leisen Selbstgespräche fort:

„Alle diese Pracht wurde für Louise de Querouaille geschaffen, die später Herzogin von Portsmouth genannt wurde. Sie vermochte es über Karl den Zweiten, daß er dreimal diese Gemächer niederreißen und dreimal sie wieder aufbauen ließ, bis sie ihr endlich gefielen. Seine Königin mußte diese Gemälde hergeben, damit sie aus deren Zimmern hierher gebracht würden. Das Alles konnte

sie, und mehr noch — ich bin die Erbin ihrer prächtigen Umgebungen geworden — und sollte mich nun aus ihnen forttreiben lassen, blos weil es Jakob so gefällt? Nein, nein, ich will nicht!"

Sie stampfte leise mit dem Fuße auf die Erde und begann ihre rasche Wanderung wieder mit fliegendem Athem und mit sprühenden Blicken. Plötzlich fielen diese auf ein Portrait in Lebensgröße, welches in goldenem Rahmen über dem Kamin hing. Es stellte einen ältlichen Herrn in Civiltracht dar, den Vater der Dame, Sir Charles Sedley, welcher als einer der glänzendsten und interessantesten Witzlinge am Hofe Karls des Zweiten bekannt gewesen war, dessen Sitten jedoch sogar in jenem Zeitalter der Ungebundenheit Anstoß erregt hatten. Auf seine Tochter waren seine Vorzüge, jedoch auch seine Unverschämtheit übergegangen. Sie trat vor sein Bild, betrachtete es eine Weile und sagte endlich wieder:

„Du zürntest mir als ich vor langen Jahren schon die Gunst des Herzogs von York erlangte und sagtest mir mit bitterm Groll, daß mein Reich der Schande zu Ende sein würde, als Jakob eine junge und schöne Fürstin als seine zweite Gemahlin heimführte. Du gingst im Unfrieden von mir, wolltest hinführo nichts mehr von mir wissen, doch sahst Du, daß ich besser gerechnet hatte als Du — denn ich wurde wieder, was ich gewesen — und werde trotz aller Machinationen meiner Feinde

bald noch höher steigen — werde viel gefürcht
und geschätzt werden als die anerkannte Gebieteri
über das Herz des Monarchen — wie es die Her
zogin von Portsmouth war, und wie es Madam
de Maintenon noch heute ist. Du sprachst vo
Schande, Vater — habe ich denn jemals ein Wo
aus Deinem Munde gehört, welches Tugend un
Moral athmete?“ —

Ein bitteres Lächeln spielte um ihre dünne
Lippen. Nun öffnete sich die Thür und ein Die
ner trat ein, welcher meldete:

„Der Lord-Schatzmeister, Graf von Rocheste
bittet um die Erlaubniß, Mylady seine Aufwar
tung machen zu dürfen.“

„Seine Herrlichkeit werden mir willkomme
sein,“ erwiederte die Lady, welche sogleich wiede
die ruhige Fassung zeigte, in der sie sich von ihrem
Untergebenen wollte erblicken lassen. Gleich darauf
trat ein ältlicher Herr im Hofkleide, mit Perücke
und Galanteriedegen herein, welcher auf hochfer-
sigen Schnallenschuhen zu der Dame ging, ihre
Hand mit seinen Fingerspitzen erfaßte und diese
an seine Lippen führte. Der Graf von Rocheste
war der jüngste Bruder der ersten Gemahlin Ja-
kobs, der verstorbenen Herzogin von York, ein Ca-
valier der alten Schule und ein eifriger Kämpfer
für die Krone und die anglicanische Kirche. Die
Lady begrüßte ihn artig, jedoch mit größerer Ver-
traulichkeit, als es der Schwager des Königs von

den übrigen Damen des Hofes gewohnt war; er saß bald auf einem reichgestickten Armsessel ihr gegenüber, während sie selbst auf dem Canapee von dunkelrothem Sammet, das mit goldenen Leisten, Rosetten und Knöpfen geziert war, Platz genommen hatte.

„Sie kommen im rechten Augenblicke, Mylord Rochester," sagte sie, „denn ich kann Ihnen etwas Interessantes mittheilen. Der König parlamentirt wieder mit mir."

„Seine Majestät befinden Sich zu Windsor," sagte Rochester aufmerksam.

„Und er schreibt mir wieder von dort aus, daß ich Whitehall verlassen soll," fuhr sie fort. „Er will mir sogar eine ansehnliche Pension aus seiner Privat-Chatulle jährlich zahlen, wenn ich an das andere Ende der Stadt zu ziehen mich entschließe. Ich habe mich entschlossen: ich bleibe!"

„Sie werden das Feld hier behaupten können, wenn Sie selbst wollen, Mylady," sprach der Graf lächelnd.

„Das denke ich auch," versetzte sie mit verächtlicher Miene. „Sie wissen, welche erbauliche Reden der König hielt, als er soeben zur Regierung gelangt war. Er sprach öffentlich strenge von der Verdorbenheit des Zeitalters und von der herrschenden Leichtfertigkeit der Sitten und gelobte seinem Beichtvater, daß er hinführo ein besseres Beispiel als früher geben wolle. Der Königin

versprach er unter vier Augen, daß er mich meiner Wege gehen heißen würde — doch habe ich selbst bis jetzt noch nicht Ja dazu gesagt."

Es war als wenn Lady Sedley die Gegenwart des Lords als eine erwünschte Gelegenheit benutzte, um ihre aufgeregten Gefühle auszusprechen und dadurch zu besänftigen. Dieser sagte:

„Der König wird bald wieder in die Stadt kommen; ich hoffe, daß er sich dann ganz wieder mit Ihnen versöhnen wird, Lady Sedley."

„Wenn ich ihn nur einmal unter vier Augen spreche, so denke ich, daß mir dieß nicht schwer werden soll," entgegnete sie selbstgefällig. „Dennoch gestehe ich Ihnen, Mylord, daß ich mich zuweilen frage, was er so lange an mir gefunden hat. Meine Schönheit kann ihn nicht gefesselt haben, denn er sieht, daß ich sie nicht besitze; mein Witz auch nicht, denn er hat davon selbst so wenig, daß er nicht begreifen wird, daß ich etwas davon mein Eigenthum nenne."

Der Graf lachte über diese kecke Aeußerung, welche in dem Munde Catharine Sedleys durchaus nicht ungewöhnlich war. Sie stimmte mit ein und fuhr dann fort:

„Es muß die Macht der Gewohnheit sein, denn wir kennen uns schon seit Decennien. Ich glaube, daß ich ihm dreister bin als die Königin selbst und daß ich ihm Dinge geradeaus sage, die alle Lords und Minister mit einander höchstens in

ganz leisen, kaum andeutenden und sehr respectvollen Worten gegen ihn zu berühren wagen."

„Das thun Sie, Mylady, und dafür sind wir Alle Ihnen außerordentlich dankbar," sprach der Graf warm. „Die Wege, welche der König einschlägt, sind sehr bedenklich; seine treuesten Anhänger sehen ihn mit Schrecken auf dieser gefährlichen Bahn. Er hört nicht auf vernünftige Gründe, sondern will in keiner Hinsicht nachgeben, und sich gefürchtet machen."

„Er ist von zu beschränkter Urtheilskraft, als daß er die bessere Einsicht klügerer und erfahrener Männer anzuerkennen vermöchte," sprach die Lady wieder mit Verachtung in Ton und Geberde. „Er stellt eine Behauptung auf und wenn dann die ihn Umgebenden mit der größten Ehrerbietung ihm beweisen, daß sie irrig ist, so wiederholt er am Schlusse der Erörterung diese Behauptung fast in den nämlichen Worten, ohne die entgegen gestellten Gründe zu irgend einer Beachtung kommen zu lassen."

„Und da die ihn Umgebenden seine Untergebenen sind, so müssen sie alsdann schweigen und sich seinem Willen unterwerfen," versetzte er. „Er setzt alle juristischen Richter ab, die nicht entscheiden, wie er es will und die ihm demonstriren, daß kein Gesetz gestatte, seine Maßregeln auszuführen."

„Sogar die Gefährten Jeffries bei den Blutgerichten, vier jener Unterrichter, haben sich ge-

weigert, ihm beizustimmen," sprach Catharine. „Sie haben ihren Laufpaß erhalten — der gerechte Lohn für die blutigen Dienste, die sie ihrem undankbaren Monarchen geleistet!"

„Nun fängt der König an, die anglicanischen Bischofssitze mit Katholiken zu besetzen," fuhr der Minister fort. Für denjenigen von York hat er den Pater Peter bestimmt, allein ein Jesuit darf nicht Erzbischof werden. Er unterhandelt bei dem Papst um Dispens für diesen, aber der heilige Vater ist so klug und so friedfertig, daß er diesen auf keine Weise ertheilen will, da er fürchtet, daß das Aergerniß in England dadurch zu groß werden wird. Nun will der König einen obersten Gerichtshof in geistlichen Angelegenheiten errichten und sobald irgend ein höherer oder geringerer Geistlicher einige mißbilligende Worte über die Handlungen des Königs äußert, sollen diese schwer geahndet werden."

„Der Lord Kanzler Jeffries wird hier wieder der Präses sein," sprach sie. „Er hat seine Vollkommenheit in Ungerechtigkeit, Grobheit und Barbarei in allen übrigen Gerichtshöfen, in denen er den Vorsitz führte, so hinreichend bethätigt, um auch die Aussicht zu eröffnen, daß er in dieser neuen Charge frische Lorbeeren erringen wird."

„Wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich einen Platz in diesem schrecklichen Gerichtshofe ablehnen," versetzte er aufgeregt.

„Doch nicht, wenn Eure Herrlichkeit dadurch vom Hofe verbannt würden, wenn Sie Ihren weißen Richterstab, Ihren großen Einfluß, Ihr Salair von achttausend Pfund jährlich und alle jene indirecten Einkünfte, die noch mehr betragen, dadurch verlieren würden," sagte sie spottend.

Der Schatzmeister biß sich in die Lippen und sprach dann:

„Wenn ich mich dazu verstehe geschieht es nur, um den Eintritt eines viel Schlimmeren zu verhindern. Sunderland ist das Haupt der extremen Partei; wenn ich nicht will, so wird er für diesen Posten berufen werden; ich kann vielleicht manches Uebel verhüthen, was er zehnmal vergrößert in's Leben treten lassen würde. Jetzt sind Befehle erlassen, daß katholische Kapellen auf allen Punkten im Lande erstehen und daß Klöster errichtet werden sollen; die Franziskaner, die Carmeliter, Benedictiner und Jesuiten gründen Niederlassungen und Schulen in der Hauptstadt. Klosterbrüder und sonstige katholische Geistliche aller Trachten, Rosenkränze und Gürtel von Strikken, Madonnen und Heiligenbilder erscheinen täglich in den Straßen — zum Erstaunen einer Bevölkerung, von welcher Keiner bis dahin ein Klostergewand anders als auf der Bühne gesehen hat. Das Aufsehen, welches diese sich drängenden neuen Erscheinungen und Einrichtungen bei der Populace machen, ist nicht zu beschreiben, denn

dieſe wird ſtets durch die Eindrücke am Lebhafteſten bewegt, welche ſich ſichtbar vor ihren Augen darſtellen. Sie rufen laut, daß die gänzliche Unterdrückung der Hochkirche folgen und daß Jeder gezwungen werden wird, vor Bildern von Holz und Stein niederzufallen. Die Erbitterung dieſer rohen und unwiſſenden Menſchen iſt ſo ſehr von Klügeren geſchürt worden, daß an manchen Orten Aufläufe und blutige Unruhen ſtattfanden. Der Lord Mayor wollte in London das aufgeregte Volk beruhigen, welches die Prieſter thätlich beleidigte, und entbot zuletzt die Stadt-Miliz, um das Getümmel zu zerſtreuen, allein dieſe antworteten, daß ihr Gewiſſen ihnen nicht erlaube, für den Papismus die Waffen aufzuheben Nun hat der König dicht bei London ein Lager aufgeſchlagen, in welches er dreizehn tauſend Mann ſeiner regulairen Truppen und ſechs und zwanzig ſchwere Geſchütze legte. Dieſe ſollen ſeinen Willen mit Gewalt durchſetzen und die Londoner zu Paaren treiben, wenn ſie ſich noch auf irgend eine Weiſe rühren."

„Er wird ſich auch hier verrechnen," warf Catharine wieder ſpottend ein, „denn der Schreck, mit dem die Londoner anfangs dieſe geharniſchten Feinde betrachteten, fängt ſchon an durch die Gewohnheit ihres Anblicks in gute Kameradſchaft überzugehen. Ein Beſuch im Lager von Hounslow iſt ein Lieblingsvergnügen in den Feiertagen geworden. Ich ſelbſt war am letzten Sonntag

dort und fand von meinem Wagen aus, daß es eher einem großen Jahrmarkt glich. Dragoner und Musketiere bewegten sich zwischen feinen Herren und Damen, und auch zwischen andern, die gern fein sein möchten, zwischen Mönchen und bunten Livreebedienten, zwischen Orangenmädchen, Ladenburschen, Bauerbengeln und Straßenbuben, Hausirern und Leiermännern. Alle wanderten oder standen fröhlich in den langen Zeltgassen. Aus einigen Zelten drang Gläserklang und Gesang hervor; in anderen klapperten Würfel und fluchten Spieler. Das Ende von Allem wird sein, daß die Roth- und Blauröcke, die Jakob sich so ganz ergeben glaubt, mit den guten Londonern fraternisiren und sich schließlich für ihre Ansichten anstatt für die seinigen erklären. Er macht stets die Rechnung ohne den Wirth, der gewaltige Selbstherrscher! Die katholischen Soldaten streiten sich jetzt schon mit Worten und Waffen mit den protestantischen!" —

„Und die jetzt begonnene harte Behandlung der Hugenotten dazu!" rief der Minister immer wärmer. „Er hat umständlich in voller Sitzung des Staatsraths erklärt, daß die Schrift Jean Claudes öffentlich vor der Börse in London durch den Henker verbrannt werden sollte!"

„Ich denke," sagte Lady Sedley etwas ernster, „daß dieser hochgeachtete Emigrant in dieser Broschure alle die Leiden beschreibt, welche seine

hugenottischen Glaubensgenossen in Frankreich erdulden mußten?"

„So ist es," antwortete er. „Sogar Jeffries war erschrocken bei der Erklärung des königlichen Willens über diesen Punkt und wagte vorzustellen, daß ein solches Verfahren ohne Beispiel in England sei. Das Büchelchen sei in fremder Sprache und im Auslande gedruckt und behandle nur Vorfälle, die in einem auswärtigen Reiche sich ereignet hätten, und keine englische Regierung habe jemals eine feindliche Handlung gegen solche Bücher vorgenommen. Allein der König antwortete: Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will meinem Bruder von Frankreich gefällig sein; das Buch soll öffentlich verbrannt werden!"

„Und Schweigen herrsche sodann im Rathe der Weisen!" rief Catharine lachend. „Diese Liebedienerei gegen Ludwig amüsirt mich immer auf's Neue. Wie gesagt, so gethan. Das Pamphlet ist auf den Scheiterhaufen geschleppt worden und ist in Rauch aufgegangen, wobei auch die erprobtesten Royalisten ihr lautes Murren nicht unterdrückten. Die Sammlung für die Hugenotten, welche der König früher so feierlich angelobte, hat doch endlich gestattet werden müssen, wie ich höre?"

„Ja, doch hat die protestantische Geistlichkeit nicht von den Kanzeln zu diesen Gaben der Liebe auffordern dürfen," fuhr Lord Rochester fort. „Trotz dessen ist im ganzen Lande so bedeutend

gesteuert worden, daß nicht weniger als vierzig tausend Pfund eingegangen sind."

„Ich kann mir Jakobs Aerger denken," rief Lady Sedley, die Hände lachend zusammenschlagend; „er wird sagen, daß diese allgemeine Freigebigkeit nur eine feindselige Demonstration gegen seine bekannten Wünsche sei."

„Es soll in diesen Tagen proclamirt werden, wie der König befiehlt," sprach er weiter, „daß kein Hugenotte Unterstützung erhalten soll, wenn er sich nicht zur englischen Hochkirche bekennt. Da sie fast alle Calvinisten sind, so werden sie sich schwerlich dazu verstehen."

„Aber dies ist eine arge Verkehrtheit," sprach sie verwundert. „Wenn Ludwig alle möglichen Zwangsmaßregeln anwendet, um sie katholisch zu machen, so ist es seine eigene Religion, zu der er sie bekehren will. Allein die englische Hochkirche ist nicht Diejenige Jakobs; warum will er sie zwingen, sich dieser, die er selbst haßt, beizugesellen?"

Der Lord zuckte die Achseln und sprach:

„Er erreicht dadurch seine Absicht, sie der Unterstützungen zu berauben, die er ihnen früher zusagte. Die Unzufriedenheit ist allgemein und wird noch höher steigen, wenn der König sich nicht eines Andern besinnt. Nur die Furcht, noch Schlimmeres zu veranlassen, hält bei Denen, die etwas zu verlieren haben, thatsächliche Kundge-

bungen zurück. Jakob dagegen spricht öffentlich seine Freude aus, daß er im Stande ist, kühne Streiche zu führen. Es macht ihm Freude, wenn man ihm dazu Glück wünscht. Er äußerte gestern in meiner Gegenwart gegen den französischen Gesandten, daß er so beibleiben und immer weiter gehen wolle."

„Er wird auf diesem Wege straucheln — und fallen!" sagte die Dame bedenklich

„Ich fürchte, ich fürchte das Nämliche!" rief der Lord. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, Mylady, bieten Sie allen Ihren Einfluß über den König auf, um ihn anderen Sinnes zu machen. Niemand versteht so wie Sie, seine Scrupel zu beseitigen, so ihm die Gefahren und Schwierigkeiten in das rechte Licht zu setzen, die er heraufbeschwört. Niemand weiß seine Gefühle so zu lenken wie Sie, Mylady. O, bieten Sie alle Ihre Talente und Geistesgaben auf, um ihm zu nützen und ihn richtig zu leiten. Wenn je ein Unterthan seinen König liebte, wenn er ihm und seinem Reiche alles mögliche Gute wünschte, so bin ich es — und doch kann ich nicht mit ihm übereinstimmen. Es geht nicht, es geht nicht, so wie er handelt!" — Lord Ormond, der zurückberufene Vicekönig von Irland, den ganz England als die Verkörperung dessen betrachtet, was edel, rein und hochherzig in einem Cavalier sein kann, denkt wie ich. Auch er wird zu Ihnen kommen, um Sie gleich

Digitized by Google

mir zu beschwören, für das Heil des Königs auf die Weise zu wirken, wie nur Sie allein es verstehen! Lady Rochester vereinigt ihre Bitten mit uns: sie hat mir aufgetragen, sie heute Abend nach der Oper bei Ihnen anzumelden und Ihnen zu sagen, wie sehr sie sich auf Ihre geistreiche Unterhaltung freue."

Er hatte mit einer solchen Wärme gesprochen, daß die Wahrheit seines Gefühls nicht zu verkennen war. Auch Catharina schwieg als er endlich innehielt und sagte erst nach einer Pause, indem ein bitteres Lächeln ihren Mund umspielte:

„Und diese hochstehenden und hochherzigen Lords und Ladys, halten sie es für edel und tugendhaft, den Einfluß und die Macht einer Geliebten, die sie zu andern Zeiten unrechtmäßig nennen, zu unterstützen, um dadurch ihre eignen Zwecke zu fördern?"

„Gott lenke meinen Sinn, daß ich das Beste wähle," sprach Rochester mit tiefem Ernst. „Er lasse mich die Tage meiner Eitelkeit, meiner Trübsal und meiner Gottlosigkeit zählen und lehre mich, ihm zu danken für Alles, was von seiner Hand kommt. Die Größe dieser Welt, von der mir ein Theil geworden, ist eitel und eine Versuchung mehr, die ich zu bekämpfen habe. Ich wünsche auf's Beste zu handeln; mein Wille ist rein. Wenn die Mittel, die ich für das Wohl des Königs und des Landes benutze, nicht lauter sind, so möge

Gott mir verzeihen und gnädig meine Schwachheit stützen!"

Der Lord hatte vor sich nieder gesehen und halblaut, wie im Selbstgespräch geredet. Obgleich ein Diplomat und Hofmann besaß er dennoch nicht die größte Kunst eines solchen, seine Gedanken zu verheimlichen und die Stärke seiner Empfindungen zu unterdrücken. Er war bekannt als ein Mann von tiefer Religiosität. Lady Sedley hielt es daher für gerathen, auf diese unerwartete Mittheilung nicht weiter zu antworten, sondern sagte nur hingeworfen:

„Wenn ich den König zu etwas bestimmen soll, so muß ich ihn erst wiedersehen. So lange er mir fern bleibt, vermag ich nichts über ihn."

„Allerdings müssen Sie ihn sprechen," sagte der Graf schnell. „Wir müssen suchen, dies zu veranlassen. Der König hat sich nicht im Unwillen von Ihnen getrennt, hoffe ich?"

„Keineswegs," versetzte sie. „Nur hat man mich nicht an den Hof berufen und läßt mich seit Monaten schon nicht in den engern Zirkel der Königin kommen. Wenn er abwesend ist, so schreibt er mir, daß ich fortgehen soll; dies sind die Eingebungen Sunderlands und des Pater Peter, die sich dadurch der Königin gefällig beweisen wollen."

„So werden Sie Sich immerhin vor der Majestät zeigen können," sprach der Lord. „Der König hat auf morgen früh seinen Besuch bei

Lady Rocheſter in Twickenham angeſagt. Sie werden dorthin kommen und ihm auf dieſe Weiſe begegnen können.

„Dies wird ſich machen laſſen,“ ſagte ſie beiſtimmend.

„Die fernere Geſtaltung der Dinge muß ich dann Ihnen überlaſſen,“ ſprach er aufſtehend.

„Haben Sie keine Sorge, Mylord,“ erwiederte ſie mit übermüthigem Lächeln. „Wenn ich der Majeſtät nur anſichtig werde, ſo will ich ſie bald zu mir zurück führen.“

„Lady Rocheſter wird heute Abend noch das Nähere mit Ihnen verabreden,“ fügte er ſich verabſchiedend hinzu.

„Ich werde ſehr erfreut ſein, ſie zu empfangen,“ ſprach Catharine Sedley, indem ſie mit ihrem Fächer eine gezierte Bewegung machte, welche ein Neigen des Kopfes begleitete. *)

---

*) Siehe über Lord Rocheſter Mac Auleys Geſchichte Englands. Desgleichen über Catharine Sedley.

14.

In der Mittagsstunde des folgenden Tages hielt die königliche Equipage vor dem alterthümlichen Palais in Twickenham, welches Lord Rochester mit seiner Gemahlin bewohnte, während der Hof sich in dem nahe gelegenen Windsor aufhielt. Das Innere des Gebäudes war zwar nicht mit so fürstlicher Pracht ausgeschmückt, wie die Stadtwohnungen der englischen Großen, jedoch immerhin so ausgestattet, um allen Anforderungen des Comforts und der Eleganz hinreichend zu genügen. Der König war nur von seinem Günstling, Lord Churchill, begleitet. Lady Rochester, eine stattliche, wenn auch nicht jugendliche Dame, mit hoher Frisur, milden Zügen und goldbesetztem, offenstehendem, grünem Damastgewande, erschien an der Thür des königlichen Wagens, um ihren hohen Gast mit gebührendem Respect und tiefen Verneigungen zu empfangen. Dieser begrüßte sie auf jene cordiale, ungenirte Weise, welche er mit seinem verstorbenen Bruder Karl dem Zweiten gemein hatte und führte sie sodann die Treppe hinan in die Staatszimmer des Hauses, wobei Lord Churchill ihnen folgte. Eine ältliche Verwandte war die einzige Gesellschaft, welche bei der Lady anwesend war.

„Ich hoffe, es geht Ihnen wohl, Mylady,“ gte der König, nachdem er auf dem Canapee atz genommen hatte. „Die Landluft wird wohlitig auf Ihre Gesundheit wirken; im Sommer ut man immer am Besten, so viel wie möglich r Stadt den Rücken zu kehren.“

„Der erste Wunsch, den Lord Rochester und hegen, ist stets derjenige, uns möglichst in der ihe Eurer Majestäten aufhalten zu dürfen,“ entgnete die Lady im Hoftone. „Was von Ihnen wählt wird, muß auch für uns am Zuträglichn sein.“

„Ich kenne Ihre Anhänglichkeit, Lady Roster,“ sagte der König in seiner unumwundenen eise. „Die Königin ist gleich mir davon überugt und grüßt Sie. Sie erwartet Sie morgen i Tafel in Windsor.“

„Ich werde zu den Befehlen Ihrer Majestät hen,“ erwiederte die Angeredete.

„Lord Rochester ist in London?“ fragte Jakob.

„Er hat sich nach dem Willen Eurer Majestät ute nach London begeben, um der Sitzung des taatsraths beizuwohnen, und muß daher das lück entbehren, Sie hier empfangen zu können.“

„Das kann nicht anders sein,“ sagte er. „Geäfte müssen dem Vergnügen vorgehen; das taatsinteresse darf nicht leiden, wenn wir uns eundschaftlich besuchen. Auch bin ich heute nur Ihnen gekommen, Mylady. Hat Lord Rochester

gestern Briefe von meiner Tochter Marie aus Holland gehabt?"

„Das nicht, doch theilte mir die Prinzessin von Dänemark, der ich gestern Nachmittag aufwartete, mit, daß die Prinzessin von Oranien ihr geschrieben."

„Ja, ja," warf der König ein, „Churchill sagte mir schon im Wagen, daß Anna neue Nachrichten von ihrer Schwester habe."

„Der Hof des Erbstatthalters hält sich in dem Schlosse Loo auf," fuhr die Lady fort „Der Prinz befindet sich dort ziemlich gut, obgleich ihm die Seeluft fehlt."

„Mein Sohn von Oranien ist ein geplagter Mann," sagte der Monarch. „Asthma, Kopfschmerzen, Brustbeschwerden — eigentlich ist sein ganzes Leben eine fortgesetzte Krankheit, die von gesunderen Zwischenräumen unterbrochen wird."

„Doch macht sich der Prinz gern eine mäßige oder auch stärkere Bewegung und liebt daher sehr das „Paume-Spiel," erzählte die Dame weiter. „Alle Tage schlägt die Prinzessin mit Seiner Hoheit und ihren Damen und Cavalieren Ball in dem Garten von Loo."

„Ein vortreffliches Spiel!" rief der König. „Mein Bruder von Frankreich hat es in die Mode gebracht; es wird täglich in Versailles gespielt. Auch hier in Winsor nehmen wir es oft vor. Die Prinzessin Anna und ihr Gemahl sind nicht so

große Freunde davon. Sie werden beide alle Tage wohlbeleibter und finden daher das Bücken, Schlagen und Herumlaufen etwas mühselig."

Lady Rochester lächelte über den Scherz des Königs. Dieser stand auf, trat an das Fenster, welches auf die eine Seite des Gebäudes hinausging und sagte dahindeutend:

„Sie haben hier einen vortrefflichen Platz zum Paume-Spiel. Dieser Bowling-Green ist wie geschaffen dazu; wir haben in Windsor keinen besseren."

„Er soll dazu benutzt werden," versetzte sie, „doch haben Lord Rochester und ich bis jetzt noch keine große Fertigkeit im Ballschlagen errungen. Ich besonders würde fürchten müssen, ausgelacht zu werden."

„Das müssen Sie in den Kauf nehmen, Mylady; es ist immer gut, wenn es bei gesellschaftlichen Spielen fröhlich hergeht. Uebung macht den Meister. Erst nachdem Sie ausgelacht worden sind, können Sie Andere wieder auslachen, die ihre Lehrzeit durchmachen, wie Sie es auch gethan haben."

„So will ich mich auf diese Tage der Vergeltung im Voraus freuen," versetzte die Dame.

„Aber, Mylady," fuhr der König fort, „Sie versprachen, mir das Gemälde von Vandevelde zu zeigen, welches das Seetreffen von 1665 an der Küste von Suffolk darstellt. Ich bin sehr

neugierig darauf, ob der Künstler die Sache richtig und getreu nach dem Leben aufgefaßt hat."

„Das werden Eure Majestät am Besten beurtheilen können, da Sie der beste Admiral Englands sind und jenes Treffen für Ihre Reiche gewannen," entgegnete die Lady. „Das Bild ist vor wenigen Tagen erst an mich abgeliefert worden. Lord Rochester hatte es bei Meister Vandevelde bestellt, um mir ein unerwartetes, aber desto schöneres Angebinde zu meinem Geburtstage damit zu machen."

„Eine angenehme Ueberraschung," bemerkte der Monarch.

„Ich werde es noch eine Weile hier behalten und es erst mit nach Clarendon-Hotel nehmen, wenn wir wieder in die Stadt ziehen. Dort will ich es in unserer Gemälde-Gallerie zwischen unsern Vandyks aufhängen."

„Eine würdige Gesellschaft," schaltete Jakob ein.

„Ich ergötze mich in jedem freien Augenblicke daran und freue mich besonders über die Portrait-Aehnlichkeit, welche in der Person Eurer Majestät so glücklich festgehalten ist. Sie stehen in der Admiralsuniform auf dem Verdecke Ihres Kriegsschiffes, der Capitain und einige andere Offiziere neben Ihnen, die Matrosen und einige Seesoldaten im Hintergrunde. Die Flagge Brittanniens weht lustig über Ihnen. Eure Majestät halten

in der einen Hand ein Fernrohr, welches Sie so eben vom Auge genommen; die andere haben Sie ausgestreckt und ertheilen jene denkwürdigen Befehle, durch welche der glorreiche Tag für England entschieden wurde."

Der König lächelte geschmeichelt.

„Darf ich Eure Majestät gehorsamst bitten, mit mir in den Gartensaal zu gehen?" fragte die Dame jetzt mit verbindlicher Miene. „Es ist dort aufgehängt worden, weil die Beleuchtung besonders günstig ist."

„Ich bin bereit dazu," sagte der König, indem er die Lady durch mehrere Zimmer begleitete. Lord Churchill, welcher einige Reden an die andere Dame gerichtet, folgte mit dieser, blieb jedoch, im Gartensaal angelangt, etwas im Hintergrunde mit ihr stehen. Der König war vor dem Bilde angelangt und betrachtete es mit offenbarem Vergnügen.

„Ich hoffe, daß Eure Majestät mit der Arbeit zufrieden sind?" fragte Lady Rochester.

„Gewiß, gewiß," antwortete Jakob. „Die Schiffe sind sehr gut gemacht, die Masten und Segel — und die Böte — und die Planken und Kanonenlöcher — Alles in bester Ordnung! — Sehr gefällt mir die holländische Fregatte dort im Hintergrunde, die ganz zerschossen ist, und in Rauch und Flammen in den Wellen versinkt."

„Die Person Eurer Majestät ist unbedingt der Punkt, der am Meisten in die Augen fällt,"

fuhr die Lady fort. „Jeder wahre Engländer wird seine Blicke mit Freuden auf ihm haften lassen.“

„Ich denke selbst, daß ich damals so ausgesehen haben kann; mein Bild dort an der andern Wand wird damit übereinstimmen,“ sagte der König.

„Es ist um die Zeit gemalt, als Eure Majestät Sich mit meiner Schwägerin, der ersten Herzogin von York, vermählten,“ erwiederte sie.

Der König hatte sich bei seinen letzten Worten umgewendet und erblickte plötzlich nicht ohne Ueberraschung einige Schritte hinter sich eine Dame, welche er beim Eintreten nicht bemerkt hatte. Sie mußte erst in den letzten Minuten hervorgekommen sein und den Winkel verlassen haben, in welchem sie sich befunden haben mochte. Lady Rochester sagte, als wolle sie die Anwesenheit einer Dame entschuldigen, von der der König nichts gewußt hatte:

„Lady Sedley traf eine Viertelstunde vor Eurer Majestät bei mir ein, um ihren dringenden Wunsch, das Gemälde zu betrachten, zu befriedigen. Ich verließ sie hier, als ich hinausging, um Eure Majestät zu empfangen, glaubte indessen, daß sie sich schon durch den Garten entfernt hätte, da ihr Wagen vor dessen Hinterthür hielt, und sie auch auf diesem Wege herein gekommen ist.“

Der König war einen Schritt vorgetreten. Seine Laune war so rosenfarben geworden, daß

dieſer Verſtoß in der Etikette ſeine Unzufriedenheit nicht weiter erregte. Er verbeugte ſich leicht und ſagte ohne Unfreundlichkeit:

„Wie befinden Sie Sich, Lady Sedley?“

„Nicht ſehr wohl, Eurer Majeſtät zu Befehl,“ antwortete dieſe, ſich tief verneigend.

„Nicht gut?“ fragte der König aufmerkſam. „Ich will nicht fürchten, daß Sie ernſthaft leiden?“

„Gewiß thue ich das,“ antwortete ſie, „da Diejenigen ſich von mir wenden, die mir die Theuerſten auf Erden ſind.“

Jakob erwiederte dieſe Bemerkung nur durch einen Blick der Theilnahme. Sie fuhr fort:

„Ich habe für den Augenblick mich meinem Gram entriſſen und mich aus meiner Verlaſſenheit aufgerafft, da mich ein alles Andere überwältigendes Intereſſe hier herzog. Da ich Eure Majeſtät ſelbſt nicht mehr ſehe, ſo wollte ich wenigſtens meine Blicke an Ihrer gemalten Geſtalt erfreuen. Ich habe meine Anſtrengung belohnt gefunden, denn ich ſehe Eure Majeſtät noch lieber als commandirenden Admiral, als ſelbſt im Krönungsornat. Man erinnert ſich dann am Lebhafteſten Ihrer Heldenthaten, ſo wie alles Deſſen, was England von jeher dem Matroſenprinzen verdankte.“

„Ja,“ ſprach der König geſchmeichelt, „das Flottenweſen kenne ich ſo gut, wie ich irgend Etwas verſtehen kann. Weder ein Matroſe, noch ein

Schiffszimmerer, noch ein Lord von der Admiralität macht mir ein X für ein U, denn Keiner wird mich hinter's Licht führen."

„Im Hermelin-Mantel sind Sie für mich der gewaltige Selbstherrscher, der seinen Scepter über drei Reiche erstreckt; in der kriegerischen Uniform der muthige Held, der seinen Feinden Schreck und Angst einjagt. Am Allerliebsten sehe ich Sie im einfachen Hauskleide, denn dann erblicke ich nur den liebenswürdigen Mann, der allein durch seine Persönlichkeit so siegreich ist, wie zu andern Zeiten durch seine königliche Würde."

Catharine begleitete diese Worte mit einem jener ausdrucksvollen Blicke, die Jakob von jeher so beredt gefunden hatte. Sie fügte noch gedämpfter hinzu:

„Kein weibliches Herz vermag Jakob Stuart zu widerstehen. Welch fürchterliches Schicksal, daß Sie Sich jetzt bei mir ennuyiren, Sire!"

Bei diesen letzten Worten wurde die Wehmuth, welche in den glänzenden Augen der Lady zu lesen gewesen war, von einem Strahl von Schalkhaftigkeit begleitet, so daß dadurch ein höchst origineller Gegensatz entstand. Der König lachte unwillkürlich und versetzte schnell:

„Wie kommen Sie zu so trüben Gedanken, Mylady? Ich habe noch nie gehört, daß sich irgend Jemand in Ihrer Gesellschaft langweilte."

„Eure Majestät beweisen es mir, indem Sie mich fliehen," entgegnete sie.

„Es giebt gewichtigere Gründe," sprach Jakob ernsthafter, „weshalb ich es für besser halte, daß wir uns nicht so oft sehen."

„Ach, Sie fürchten mich, Majestät? — Dies ist mehr als ich zu hoffen wagte! Der große König, der gewaltige Seeheld flieht die arme Catharine Sedley, die gar nichts hat als ihre beiden Augen, um ihr Unglück zu beweinen."

„Ich habe Ihnen bewiesen, daß mir Ihr zeitliches Wohl sehr am Herzen liegt, denn ich wünsche, daß Sie mit allen Erfordernissen umgeben sein sollen, die Ihnen das Leben lieb und angenehm machen können," erwiederte der Monarch.

„Sie wollen mir eine große Pension aus Ihrer Privat-Chatulle zahlen?" versetzte sie rasch. „Ich weise Ihre Großmuth zurück, denn ich will sie nicht, wenn Sie selbst mich verstoßen."

„Sprechen Sie nicht so," entgegnete der König mit einiger Bewegung. „Ich habe Sie gebeten, nach St. James Square zu ziehen, weil ich hoffte, Ihre Liebe würde mir dies Opfer bringen."

„Es ist zu groß für mich; zu jedem anderen bin ich bereit, nur zu diesem nicht. Ohne den häufigen Anblick meines Königs ist mir das Leben so unerträglich, daß ich mich freiwillig nie dazu verstehen werde."

Ein brennender Blick begleitete diese leidenschaftlichen Worte. Jakob sagte bekümmert:

„Denken Sie ruhiger nach, Catharine. Ich darf die Vorschriften der Religion und Moral nicht bei Seite setzen. Erschweren Sie mir meine Pflicht nicht noch mehr. Ich würde meinem Beichtvater nicht in's Gesicht sehen können, wenn ich meinen Gelöbnissen abermals untreu würde."

„Aha, der Pater Peter und alle andern Schwarzröcke sind gegen mich aufgestanden!" rief Catharine. „Ich kann mir ihre bedenklichen Mienen und ihre krausen Stirnen vorstellen, weil die arme Catharine hin und wieder ihren liebenswürdigen Monarchen einige Stunden heiterer Unterhaltung verschaffte! — Ich meinestheils denke, daß diese Sünde nicht so entsetzlich ist, daß Sie dafür im Fegefeuer brennen werden, Sire, und daß die Paters vielleicht selbst anderweitige auf ihren Gewissen haben, die schwerer abzubüßen sind als diese."

„Ich habe nicht mit ihnen darüber gerechtet," sagte der König, welcher seine Ernsthaftigkeit zu behaupten suchte. „Daß ich ein großer Sünder bin ist nur zu wahr."

„So lassen Sie Sich doch Absolution für Ihre Unthaten geben, und kasteien Sie Sich, wenn Sie so große Lust dazu verspüren!" rief Catharine mit frechem Scherze. „Keiner wird Sie daran hindern und auch dem Allergetreuesten Ihrer

Unterthanen wird es lieber sein, wenn Sie Sich selbst geißeln, als wenn Sie ihm diese Pönitenz auferlegten!"

Der König lachte fast gegen seinen Willen. Endlich sagte er mit wieder gewonnener Ernsthaftigkeit:

„Die Königin sieht es nicht gern, wenn ich viel mit Ihnen verkehre. Ich möchte sie nicht gern erzürnen."

„Wie kann die Königin darunter leiden, wenn Sie hin und wieder eine Viertelstunde harmlos mit mir verplaudern?" rief die Sedley keck. „Reden Sie nicht mit zwanzig andern Damen in den Gemächern der Königin, und diese befindet sich ganz wohl dabei? Wenn Sie zu mir in meinen Salon kommen, so sind wir ungenirter und lachen und plaudern ohne Gêne. Ich meine, daß es durchaus kein Verbrechen ist, wenn ich Ihnen mit Scherz und Fröhlichkeit die Grillen verjage, die Ihnen Ihre geistlichen und weltlichen Unterthanen durch alle ihre Beschwerden und Vorstellungen zu Wege bringen. Die Königin ist nicht so munter wie ich, das ist der ganze Unterschied. Ein Mensch ist so, der andere so, und wenn die Frauen auch nur halbe Menschen sein sollen, so ist es doch gar nicht selten, daß eine einzige eben soviel Humor besitzt, wie zwei Männer, und noch mehr lacht und spricht als diese." —

Jakob lachte wieder. Etwas leiser fügte sie nun hinzu:

„Ich habe ein Schreiben von Lady Annesley erhalten; sie fragt darin viel nach dem Könige und bittet mich dringend, ihm einige Stellen daraus vorzulesen. *) Wenn sie Ihnen nicht eben so gleichgültig wie ihre Mutter geworden ist, so kommen Sie wenigstens zu mir, um zu hören, was sie von Ihnen will und wie sehr sie ihren Vater liebt. Das wenigstens wird doch keine Sünde sein, wenn ein Vater Liebes und Gutes von seiner Tochter hören will."

„Ich werde Sie besuchen, sobald ich nach London komme," entgegnete der König. „Wir wollen mehrere Dinge dann überlegen. Wenn wir Alles mündlich erörtern, so werden Sie Sich vielleicht entschließen, auf Ihre Anstellung bei der Königin zu verzichten, wie diese es wünscht."

„Ich bin stets erbötig, den Befehlen Ihrer Majestät Folge zu leisten, wenn ich irgend dazu im Stande sein kann. Ich hoffe, daß sie noch besser mit mir zufrieden sein wird, wie Eure Majestät selbst. Ich erwarte Sie morgen in meinem Salon in Whitehall. Wir wollen dann die Sache weiter besprechen, und werden bald zu einem allerseits befriedigenden Schlusse kommen."

---

*) Die Tochter Catharine Sedleys war von Jakob an den Grafen von Annesley verheirathet worden.

Catharine hatte diese schnellen Worte mit jener Lebhaftigkeit in Miene und Bewegung gesprochen, welche sie gewöhnlich zeigte und welche ihrer Unterhaltung so viel Interesse verlieh. Auch Karl der Zweite hatte diese gern gehabt, wenn er gleich oft über die Häßlichkeit ihrer Person spottete. Jakob wurde durch diese Letztere nicht gestört, sondern war trotz ihrer der wärmste Bewunderer Catharinens. Diese war jetzt ihres Sieges gewiß und sandte der Lady Rochester einen ihrer sprechendsten Blicke, um sie wieder in die Nähe des Königs zu rufen.

Als dieser seine ersten Worte an die Lady Sedley richtete, war diese Dame einen Schritt zurückgetreten und hatte sich dann im Fortgange der stattgefundenen Unterredung mehr und mehr — jedoch immer ganz leise — zurückgezogen, ohne dabei dem Monarchen den Rücken zuzuwenden. Dies Manöver wurde so geschickt ausgeführt, daß sie Lord Churchill und ihre Gesellschafterin erreichte, ohne weiter die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen und durch einen Blick von ihm in ihrem Rückzuge aufgehalten zu werden. Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie bis jetzt sich noch wenig mit Lord Churchill habe beschäftigen können, da ihre Beachtung hauptsächlich dem Könige hatte gelten müssen. Sie fing also nun mit diesem eine flüsternde Unterredung an. John Churchill war eben so gewandt als Hofmann wie als Schlachten-

lenker und ermangelte daher nicht, das Gespräch gleich eifrig fortzusetzen, ohne dem Anschein nach den beiden Redenden an der andern Seite des Gemaches die mindeste Aufmerksamkeit zu zollen. Die Anhänglichkeit des Königs an seine langjährige Freundin war noch immer so stark, daß er vielleicht in seinem Innern von Anfang an nicht unzufrieden mit diesem nicht von ihm selbst veranlaßten Zusammentreffen mit ihr gewesen war. Ebenso fühlte er sich jetzt sehr befriedigt, daß er einen Grund gefunden hatte, der triftig genug war, um gegen sich selbst und gegen Andere sein Wiederaufsuchen der Lady Sedley rechtfertigen zu können, wenn diese darnach fragen sollten.

Lady Rochester kam nun so unbefangen mit dem Obersten Churchill näher, als sei sie erfreut, Gelegenheit gefunden zu haben, eine bisher verabsäumte Pflicht der Höflichkeit gegen diesen zu erfüllen. Alle mischten sich jetzt in das Gespräch und es wurde dies bei der so heiter gewordenen Laune des Königs sehr lebhaft. Der kecke Witz Catharine Sedleys zeigte sich in seinem vollsten Glanze und besonders Churchill erhielt so viele doppelsinnige Reden und kecke Repliken von ihrer schlagfertigen Zunge zur Erwiderung, daß diese oft genug das herzliche Lachen des Königs erregten. Nach einigen Stunden erst brach dieser auf und die beiden Damen Sedley und Rochester wechselten noch mancherlei Reden über den glücklichen

Erfolg und die fernere, geeignete Fortführung des so geschickt angelegten Unternehmens. —

Die Verhältnisse gestalteten sich ganz nach ihren Wünschen. Dem ersten Besuche des Königs bei der Lady Sedley folgten viele andere und bald flüsterten die Höflinge sich zu, daß diese niemals mehr in seiner Gunst gestanden als jetzt. Lady Rochester gab sich dazu her, der Königin im engsten Vertrauen zu eröffnen, daß die Aufmerksamkeiten des Königs jetzt besonders einer andern jungen Dame gälten, welche gleichfalls im Hofhalte der Königin angestellt war, worauf diese ihre frühere Eifersucht gegen Catharine Sedley einstweilen gänzlich vergaß und diese nach wie vor ihre Wohnung im Pallast behauptete.

15.

Der Hof hatte wieder den Pallast von Whitehall bezogen und Jakob saß eines Tages neben der Lady Sedley auf den schwellenden Kissen des Kanapees in ihrem prächtig ausgestatteten Salon. Die Unterhaltung hatte sich bisher um allerlei Hof- und Stadtgeschichten gedreht und es war ihr

gelungen, die Wolken zu verscheuchen, welche auf der Stirn des Monarchen gelagert hatten, indem sie ihm verschiedene pikante Mittheilungen dieser Art machte, bei denen sie nicht verfehlte, Menschen und Dinge in das Lächerliche zu ziehen und allerlei Bonmots als Würze der Unterhaltung beizumischen. Diese größte Waffe Catharinens leistete ihr auch heute die gewohnten Dienste; wenn sich jedoch auch der König augenscheinlich amüsirte, so blieb er doch schweigsam. Catharine kannte ihn zu wohl, um nicht auf den ersten Blick gesehen zu haben, daß er sich heute nicht in der Laune des chevalereskeu Cavaliers, sondern in der des finstern Despoten befinde und daß seine Gedanken immer wieder zu den Staatsangelegenheiten zurückkehrten, wenn er ihrer auch nicht laut erwähnte. Sie hielt es daher für gerathen, auf diese überzugehen und fragte nach einer kurzen Pause:

„Ist es wahr, daß Sie Rochesters Bruder, den Lord Clarendon, nach Irland schicken wollen, um dort anstatt Ihrer zu regieren?"

„Ich will die Macht des Vicekönigs von Irland theilen," antwortete Jakob. „Clarendon soll nur die Civilverwaltung leiten."

„Da haben Sie eine gute Wahl getroffen," versetzte sie, „denn es giebt keine treueren Anhänger des Königs als diese beiden Brüder."

„Ich denke, daß ich Einiges bei ihnen von Alters her zu fordern habe," entgegnete er, „denn

ich habe vor Jahren viel Verdruß und Widerwärtigkeit überwinden müssen, weil ich ihre Schwester zu meiner Gemahlin machte. Die gemeinen Leute können es nicht haben, wenn eine Frau, die nicht im Purpur geboren ist, mit diesem erst später als die Gemahlin ihres künftigen Königs bekleidet wird."

„Und die Lords noch weniger," bemerkte sie. „Sie werden nie damit zufrieden sein, daß Jemand aus ihrer Mitte über sie alle erhöht wird, vorausgesetzt, daß nicht ihre eigne Tochter oder Schwester die Erwählte ist. In diesem letzteren Falle ist es möglich, daß einige Nachsicht mit den königlichen Wünschen stattfindet."

Der König verzog die Lippe nur unmerklich und sagte dann:

„Auch habe ich damals Niemanden um Erlaubniß gefragt als nur meinen Bruder Karl. Dem machte es Vergnügen, mit mir die hochnäsigen Lords auszulachen. Gerade, weil sie ein solches Geschrei erhoben, wollte ich meinen Kopf ihnen zum Trotz durchsetzen und ließ mich mit Anna Hyde trauen."

„So wird Clarendon wohl bald abgehen?"

„In der nächsten Woche. Zum Oberbefehlshaber der Militairmacht von Irland will ich den General Tyrconnel einsetzen."

„Gott sei gelobt!" rief Catharine lebhaft; ‚da werden wir endlich den unausstehlichsten Prahl-

hanns am ganzen Hofe los! — Ich wundere mich nur, wie Sunderland darin willigen kann, sich von seinem besten Freunde zu trennen."

„Er wird es müssen, wenn ich es will," sagte Jakob kurz.

„Richard Tyrconnel, oder richtiger der lügende Dick Talbot, denn so heißt er noch immer, trotz dessen, daß Sie ihn zum Grafen von Tyrconnel machten, wird in Irland mehr Bewunderer seiner Flüche und Radomontaden finden als hier," versetzte sie. „Die liebenswürdigen Kartoffelesser haben noch mehr Sinn dafür als die englischen Branntweintrinker. Ich denke mir das Leben in Irland sehr angenehm, besonders so recht mitten im Lande, unter allen diesen Häuptlingen, die sich O. und Mac nennen und die ihren Stolz darin setzen, nie ein Wort englisch zu lernen, und unter diesen Bauern, die noch immer nichts Anderes als celtische Barbaren sind. Man soll sich dort vorkommen, wie Cortez und Pizarro, als sie unter den Kaziken und Indianern landeten, denn auf höherer Stufe als diese Letzteren stehen unsere anmuthigen Nachbarn noch immer nicht. Daß sie auch einen Federschmuck auf dem Haupte und goldene Reife in der Nase tragen, vermuthe ich; diesen Putz kann Richard Tyrconnel sich noch leicht zulegen, wenn er an Ort und Stelle ist."

Der König lächelte wieder leicht, sagte dann aber mit gerunzelter Stirn:

„Lassen Sie Tyrconnel in Ruhe, Catharine. Er hat mir seine große Anhänglichkeit an meine Person vielfältig bewiesen. Er erbot sich, Cromwell niederzustoßen, als wir unsers Thrones beraubt in Flandern lebten und wollte mich auch von Anna Hyde losmachen, indem er damals schwor, daß er ihr begünstigter Liebhaber gewesen sei."

„Doch mußte er diese infame Lüge öffentlich vor dem ganzen Hofe und Ihrer unschuldigen Braut selbst zurücknehmen," warf sie unverzagt ein, „es war nur eine von Dick Talbots Wahrheiten, wie so manche andere."

„Das wohl; auch war es nur ein Vorschlag von ihm, daß ich meine Braut im Stiche lassen und mein ihr verpfändetes Wort brechen sollte. Ich hatte nie die bestimmte Absicht, dies zu thun. Doch dürfen Sie am Wenigsten unzufrieden mit ihm sein, Catharine, denn er hat Ihnen in früheren Zeiten manches Briefchen und manche Botschaft von mir gebracht."

„Aber nicht mir allein, sondern mehreren anderen Damen auch"! versetzte sie mit dem Finger drohend.

„Der Herzog von York war von jeher ein arger Schmetterling!"

„Der König ist desto ernsthafter geworden", entgegnete er. Dann fuhr er finster fort:

„Tyrconnel und seine Freunde sagen mir täglich, daß ich es der Würde meiner Krone schuldig bin, fest gegen alles Geschrei ketzerischer Opponenten zu stehen und allen drei Parlamenten meiner Reiche zu beweisen, daß ich allein der Herr bin, und daß alle ihre Widerspenstigkeit mich nur zu einem noch strengeren Gebieter macht. Hat mein Bruder sie mit Ruthen gezüchtigt, so will ich sie mit Scorpionen geisseln."

„Ach, da höre ich die ganze Clique vereint zu Ihnen sprechen, Sire!" rief sie keck. „Die Patres und Arundel und Sunderland, und wie sie sonst noch alle heißen! — Aber ich sage Ihnen, daß Sunderland seine Seele dem Bösen verkaufen würde, wenn er sonst nichts mehr auszubieten hätte, blos um Geld für seine Hazardspiele zu haben, und daß Arundel ein alter Faselhanns ist! — Warum hören Sie nicht lieber auf den päpstlichen Nuntius? — Der ist ein heiliger und wirklich achtungswerther Mann, der wird Ihnen immer am Besten rathen und kennt die geistlichen Angelegenheiten der ganzen Christenheit vortrefflich."

„Die von England nicht so gut, wie die des übrigen Europas," sagte der König. „Ich lasse mir von Keinem drein reden, weder vom Kaiser noch vom Erbstatthalter, denn was hier in England geschehen soll, will ich am Besten wissen. Jeder mag vor seiner Thür fegen."

„Blos Ludwig fegt mit Ihnen vor der Ihrigen", warf sie ein. Der König antwortete hierauf nicht, sondern fuhr laut in seiner Gedankenreihe fort:

„Nun werden sie auch in Schottland aufsässig. Dort habe ich mit allen den näselnden Puritanern zu thun, während hier im Süden die Verehrer der Hochkirche die Mehrheit bilden. Sie sind alle mit einander Protestanten und mir daher gleich feindlich gesinnt. Aber ich will sie dort in Schottland zu Paaren treiben, wie ich es hier in Englaud gethan habe. Das ganze schottische Parlament hat eine einzige große Opposition aufgestellt; ich habe es aufgelöst und werde auch dort ohne dasselbe regieren."

„Das schottische Parlament widerspenstig gegen den König!" rief die Sedley. „Dies ist unerhört. Kein englischer Monarch hatte je eins, das unterthäniger war, als das, was zuletzt hier in London saß; dennoch entzweiten Sie Sich auf das Aeußerste mit ihm. Und nun das von Schottland! — Es besteht nur aus einer geringen Anzahl großer Lords und geistlicher Herren; ihre Intressen sind fast alle diejenigen der Krone, und sie haben von jeher dieser beigestimmt. Ihre jetzige Widerspenstigkeit ist daher doppelt auffallend!"

„Aber ich will sie lehren, mir zu gehorchen!" rief der König mit zusammen gebissenen Lippen.

„Alle diese Lords kennen Sie persönlich und waren Ihnen sehr attachirt, als Sie als Vicekönig von Schottland noch vor vier Jahren in Holyrood Hof hielten. Damals war alle Welt entzückt von der Geradheit und Jovialität des Matrosenprinzen, der auf dem Meerbusen von Forth Regatten und Ruderwettläufe unternahm und alle seine Gewinne unter seine Ruderer vertheilte, damit sie dafür auf seine Gesundheit trinken möchten."

„Und eben so sehr pries man die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit meiner Gemahlin, der Herzogin von York", murmelte er etwas besänftigter.

„Alles drängte sich an den Hof des Vicekönigs, um ein freundliches Wort oder einen gütigen Blick von den Hoheiten zu erhalten und sich Monate lang mit Freuden dessen zu rühmen. O, Sire, dies ist eine schreckliche Veränderung!"

„Ich werde die ersten Würdenträger absetzen und so viele Katholiken wie möglich in allen Zweigen des Staatsmechanismus anstellen," sagte der König rauh. „Diejenigen, die sich so weit vergessen, daß sie festgesetzt werden müssen, sollen bei der Untersuchung die eisernen Stiefel kosten, bis sie gestehen, was sie von Verschwörungen und sonstigen Machinationen gegen mich wissen, und nach aller ihrer früheren Hartnäckigkeit so sanft und gelenkig wie die Schaafe auf der Weide werden."

„Die Folter!“ sprach die Sedley schaudernd. „Sie ließen diese schon früher sehr oft anwenden.“

„Immer das beste Mittel, um die Halsstarrigen mürbe zu machen; sie thut bessere Dienste als alle Geschicklichkeit der Richter und Inquisitoren, sagte Jakob mit düsterem Lächeln.

„Aber Sie sind auf falschem Wege, Majestät!“ rief Catharine dringend. „So lange das dumme Volk nur murrte und revoltirte konnten Sie mit Verachtung darauf herabsehen, denn nachdem er diese vereinzelten Regungen niedergeschlagen, befestigte der gewaltige Selbstherrscher seine Macht nur immer mehr. Aber wenn die Großen des Reichs, die da Macht und Einfluß durch ihren Reichthum und ihre Stellung besitzen, sich in Masse zu den Unzufriedenen schlagen — dann steht es schlimm um die Kronenträger von Brittannien und Irland!“

„Das werden sie nicht,“ sprach der König, welcher sich aufgerichtet hatte. „Unzufriedene mag es geben, aber niemals werden diese gegen ihren legitimen Souverain aufstehen. Was dieser auch thut, ob sie ihn auch tadeln — sein Wille und seine Person ist ihnen heilig, denn seine Macht ist ihm von Gott gegeben, und sie werden sich stets dieser unterwerfen.“

„O glauben Sie dies nicht, Sire!“ Es giebt einige wenige Punkte, bei denen ihr Royalismus nicht Stich hält, wenn sie es auch nicht laut ein-

gestehen. Der unwissende Plebs, der beschränkte Mittelstand, der kluge Lord, der stolze Bischof — sie alle kommen in einer Eigenschaft überein: in der Unduldsamkeit gegen die Katholiken! — Um dies Panier schaaren sie sich alle mit gleichem Grimme, mit gleich vorurtheilsvollem Eifer. Sire — wenn Sie diesen aufregen, wenn Sie ihm schonungslos entgegentreten wollen — so riskiren Sie Ihre Krone!"

„Und wenn es wäre", murmelte Jakob dumpf, „ich thue es, ich will es thun als der beste Sohn der Mutterkirche. Wird die Palme des Siegers nicht mein Theil, so soll es diejenige des Märtyrers sein!"

„Aber dies ist ganz unnöthig", rief Catharine erschrocken über die fanatische Starrköpfigkeit des Königs. „Gehen Sie langsam vor; schonen Sie die Vorurtheile Ihrer Unterthanen, entkräften Sie sie, geben Sie ihnen das beste Beispiel durch Ihr eignes Handeln — und Sie werden weit mehr erreichen!"

„Nein", sagte der König hart, „ich will nicht nachgeben. Mein Vater gab nach und das Ende war, das man ihn enthauptete*). Ich bin durch sein Beispiel klug geworden und will meinen eigenen Weg gehen."

*) Eigene Worte Jakobs des Zweiten.

Digitized by Google

„Aber fast ein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen", sprach Lady Sedley, „und jetzt bestehen ganz andere Menschen und andere Verhältnisse. Bedenken Sie dies und nicht allein das schreckliche Factum selbst. Sie kämpfen nicht nur gegen die wilden Puritaner, gegen grimmige Republikaner, sondern zum großen Theil gegen die Söhne jener Cavaliere, die für Karl den Ersten ihr Blut vergossen. Diese verbinden sich mit Ihren alten Gegnern; die großen Lords und Bischöfe treten zu ihnen — nicht einmal die wenigen Katholiken sind alle auf Ihrer Seite, denn sie finden, daß Sie schlimmer als gewaltthätig handeln: unklug!"

„Alle dünken sich klüger als ich, doch wir werden das Ende sehen", murmelte der Monarch.

„Jakob", sagte Catharine plötzlich, indem sie seine Hand ergriff „alle diese schmeichelnden Höflinge und gewiegten Staatsmänner haben ein Intresse, Ihnen nicht die volle Wahrheit zu sagen, dasjenige, ihre einträglichen Aemter und Pensionen zu behalten oder noch andere Vortheile zu erlangen. Sie vermeiden jede Aeußerung, die Ihnen unangenehm sein und dadurch Ihre Ungnade auf sie herabziehen könnte. Ich allein habe den Muth, Ihnen diese Wahrheit mitzutheilen, denn ich meine es von Allen am Besten mit Ihnen. Wollen Sie mich hören?"

Sie hatte seine Hand an ihre Lippen geführt und ließ einen Blick auf ihm ruhen, der bis in das Innerste seiner Seele ging. Es lag noch immer in ihm der nämliche Zauber, der schon vor Decennien Jakobs Herz berückt und es fester an Catharine Sedley gekettet hatte, als an alle andern Frauen.

Die Erinnerung an alle Stunden des Glücks, die er mit ihr verlebt hatte, erhob sich in ihm und sänftigte für den Augenblick die Härte seines Gemüthes. Ein unklares Gefühl, daß er hier eine Stimme höre, die über sein wirkliches Interesse rede, beschlich ihn. Er drückte ihre Hand, die noch immer in der Seinigen lag, und sagte ohne Zorn und Bitterkeit:

„Rede!"

Die Lady fuhr mit tiefem Ernst fort:

„Man wird nicht nach Ihrem Leben trachten, wie nach demjenigen Ihres Vaters, sondern nur allein nach Ihrem Throne. Wenn die Unzufriedenheit so allgemein steigt, wie es bis jetzt während der kurzen Zeit Ihrer Regierung geschehen ist, so wird man Sie endlich davon herab stoßen — Sie fortjagen und einen Andern an Ihre Stelle setzen."—

Sie schwieg wie bedrückt durch das Gewicht der ausgesprochenen Worte. Der König fragte endlich:

„Und wer sollte dies sein?“

„Die Prinzessin von Oranien ist Ihre Erstgeborene“, sprach sie langsam und gedämpft. „Aller Blicke richten sich nach Holland — und besonders diejenigen der Unzufriedenen in England.“

„Dies ist ein Hirngespinst, mit dem sich schon Mehrere gequält haben“, versetzte Jakob sorglos. „Es wird nie zur Wahrheit werden. Meine Tochter Marie wird nie als Feindin gegen ihren Vater aufstehen und mein Sohn von Oranien ist viel zu staatsklug, um ein so großes Risiko zu laufen. Anstatt eine Königskrone zu gewinnen würde er leicht dabei seinen Einsatz, die Erbstatthalterschaft von Holland, verlieren. Ludwig würde wie immer sich bereit finden lassen, mir Hilfe zu leisten. Wilhelm wird nie so toll sein, gegen England und Frankreich zugleich den Krieg zu wagen.“

„Aber wenn England nicht mit Ihnen, sondern wider Sie ist, Sire?“ fiel Catharine lebhaft ein. „Man wird der Prinzessin sagen, daß man einen Andern auf den Thron berufen wollte, wenn sie ihn nicht besteigen würde — denn Jakob der Zweite solle für immer davon entfernt werden. Dann wird sie zugreifen müssen — und Alles, was Sie für die katholische Religion gethan haben, wird umsonst sein, wenn Sie nicht mehr die Macht haben, sie zu schützen!“

Sie hielt inne. Er ſchwieg wieder und ſag endlich halblaut:

„Ich will darüber nachdenken, Catharine.“

„O thun Sie das, Sire! Dann kann no Alles gut werden!“ rief ſie, indem eine Thrä in ihren Augen glänzte.

Seine dunkeln Augen hafteten lange auf ih Dann ſtand er auf, ging einige Male im Zimm auf und nieder, ſtand wieder vor der Lady ſti welche jeder ſeiner Bewegungen mit der größt Aufmerkſamkeit folgte, und ſagte endlich in ve ändertem Tone:

„Catharine, ich habe ſchon länger über ei Sache nachgedacht, die ich jetzt zur Ausführu bringen will.“

„Welche iſt es, Sire?“

„Ich will Dich zur Baroneſſe von Darlingt und zur Gräfin von Dorcheſter machen.“

Das Roth der Freude war für den Auge blick ſo lebhaft auf Catharinens Wangen, daß d Schminke davon überſtrahlt wurde. Ihr ganz Antlitz trug den Stempel des Glückes.

„Sire,“ ſtammelte ſie, „dies iſt eine außero dentliche Gnade; ich erkenne ſie tief. Sie übe trifft meine kühnſten Wünſche.“

„Hat mein Bruder mehrere Herzoginnen g ſchaffen, ſo werde ich doch wohl eine Baroneſ und Gräfin machen können,“ ſprach der Köni indem ſeine düſteren Züge etwas freundlicher wu

ben. „Eine Grafschaft bekommst Du dabei und
ast Keinem dafür zu danken als nur mir, denn
Du sollst auf Lebenszeit so unabhängig sein, als
enn Du eine geborene Erbtochter gewesen wärest!“

„Und dennoch — dennoch, ich lehne diese
nade ab — ich muß es thun — denn die Ge-
ahren sind zu groß, die im gegenwärtigen Augen-
licke für mich aus dieser Standeserhöhung ent-
hen würden.“

Sie hatte mit wankender Stimme, wie im
ampfe mit sich selbst gesprochen. Der König
ief schnell:

„Welche Gefahren? Wer will Dir etwas thun,
enn ich Dich schütze?“

„Die Königin wird auf's Neue gegen mich
zürnt werden, die Paters werden ihr beistimmen
— alle werden Ihnen zusetzen — und werden Sie
on mir entfernen, mich endlich ganz von Ihnen
rennen. Ich werde Ihnen das Feld räumen
müssen — und meine neue Würde würde für mich
er erste verhängnißvolle Schritt zu gänzlicher Ver-
reibung sein. Darum danke ich Ihnen, Jakob;
ch danke Ihnen, wie damals, als Sie mir vor
langen Jahren das erste Zeichen Ihrer Liebe gaben
— allein ich weise Ihre Güte wenigstens für jetzt
zurück, wenn auch meine schönsten Träume dadurch
erfüllt sein würden. Ich will vorläufig noch Ca-
tharine Sedley bleiben; die Gräfin von Dorchester

muß bis auf einen glücklicheren Zeitpunkt verscha
ben werden."

„Das soll sie nicht; ich will es so und Kö
ner soll Dir in den Weg treten!" rief der Kön
heftig. „Ich beschütze Dich, so wirst Du sich
sein. Du wirst mich noch heute wiedersehen!"

Er verließ hastig das Gemach. Sie sah ih
sorgenvoll nach und sagte dann leise:

„Immer starrköpfig, im Guten wie im B
sen; Gott weiß, wie dies endigen wird!" —

Manche Unterredung ähnlich dieser war
der letzten Zeit zwischen dem Könige und der La
Sedley vorgefallen. Sie verfolgte bald auf die
bald auf jene Weise immer den nämlichen Zw
bei ihnen. Keine hatte jedoch so überraschend g
endet wie die heutige.

Schon nach zwei Stunden trat der Kön
wieder bei ihr ein. Er ging rasch auf sie zu, e
faßte ihre Hand und wollte in diese einen groß
Brief legen, auf welchem das königliche Siegel
erblicken war.

„Hier ist die neue Gräfin von Dorchester
rief er aufgeräumt. „Ich habe die Ernennun
vollzogen und unterschrieben Nehmen Sie diese
königlichen Gnadenbrief Jakobs des Zweiten un
halten Sie ihnen allen Denen entgegen, die Ihne
etwas zuwider thun wollen."

Die Blicke der Sedley hafteten auf dem Pa
pier, wie auf einer Sache, die ihr glühendste

Digitized by Google

langen erregt hatte; es schien ein Magnet zu , der sie unwiderstehlich fesselte. Dennoch zog die Hand, wenn auch widerstrebend, zurück und ich langsam:

„Ich wage nicht es anzunehmen, Sire. Ich hte mich!"

„Schämen Sie Sich, von Furcht zu sprechen, n ich Ihnen ein Geschenk bringe, für welches andern Damen am Hofe mir zu Füßen fallen den. Wenn Sie Sich fürchten wollen, Catha=, so sage ich Ihnen, daß ich selbst Sie zum last hinausjagen werde!"

Der König hatte in jener derben Manier rochen, die bei ihm nicht ungewöhnlich war welche nicht selten den alten Seemann in ihm nnen ließ. Lady Sedley zögerte noch immer. t stampfte er leise mit dem Fuße und rief eduldig:

„Nimm den Wisch, Catharine, oder ich stecke in's Feuer, und dann sollst Du in Deinem zen Leben keinen solchen wieder erhalten; wenn heute nicht willst, so sollst Du nie und nim= Gräfin und Baronesse gescholten werden!"

Sie wußte, daß sie jetzt keinen Widerspruch r wagen durfte und sagte nach kurzer Pause zsam:

„Ich nehme Ihren Gnadenbrief an, Jakob, r ich stelle Ihnen eine Bedingung dabei."

„Gut, gut — und welche ist es?“ fragte e
hastig.

„Ich fordere nicht ein Versprechen von Ihne
daß Sie mich niemals verlassen wollen. Ein so
ches gaben Sie mir schon früher und verließe
mich doch, also kann es immer wieder so komme
Aber wenn Sie mich trotz meines neuen Tite
dennoch eines Tages wieder zu verstoßen genei
sein sollten, so sollen Sie selbst zu mir komm
und mir mit Ihren eignen Lippen Ihren En
schluß ankündigen.“

„Dies ist eine seltsame Forderung,“ sagte d
Monarch lachend. „Wenn Sie indessen nur d
wünschen, so kann ich es Ihnen bewilligen.“

„Geloben Sie mir feierlich, daß Sie mir v
einer völligen Trennung stets eine Abschiedsunte
redung mit Ihnen gestatten wollen.“

„Ich gelobe es,“ sprach er ernster.

„So nehme ich die Ernennung zur Grä
an und stelle mich unter den besondern Schutz d
Königs,“ sagte sie, indem sie das Siegel erbra
und den Inhalt des Papiers überlas. Der K
nig nahm ihre Hand als sie geendigt und sag
lächelnd:

„Am Ende denke ich doch, daß ich es rec
gemacht habe, Catharine.“

„Gewiß,“ erwiederte diese. „Ich bin Ih
dankbarste Schuldnerin, Sire.“

Sie drückte ſeine Hand an ihre Lippen, und verging noch eine halbe Stunde, während wel- r die neue Gräfin die Unterhaltung wieder rch ihre gewohnte Munterkeit belebte. Dann erſt ließ ſie ihr königlicher Gönner augenſcheinlich froherer Laune, als man ſie in den letzten Ta- ı bei ihm bemerkt hatte.

16.

Als eine der hauptſächlichſten Pflichten ihrer hen Stellung war es ſeit Lange ſchon von den gliſchen Souverainen betrachtet worden, die beſte ſellſchaft von London um ſich zu verſammeln. ırl der Zweite hatte dieſe Obliegenheit auf ıe ſo liebenswürdige Weiſe zu erfüllen gewußt, ß ſeine Untergebenen darüber nicht ſelten den rechten Tadel vergaßen, den ſie den Fehlern iner Regierung angedeihen laſſen mußten. Sein ichter Anſtand, ſeine amüſanten Geſchichten, ſeine rt zu tanzen und zu ſpielen, ſein fröhliches La-

chen waren allen Londonern bekannt. Gewöhnlich sah man ihn Morgens im Park von St. James, wo er früh in der Begleitung einiger Dichter und Schöngeister die Enten im Teiche fütterte; zu andern Zeiten erfaßte er den Arm eines Gelehrten oder Künstlers von ausgezeichnetem Rufe, fragte nach den Werken des Erstern oder ließ sich von dem Letztern en passant einige seiner Lieblingsmelodien vorsingen. Der Pallast von Whitehall war der Mittelpunkt politischer Intriguen und fashionabler Fröhlichkeit. Alle lebenslustigen Personen der höheren Klassen versammelten sich unter dem Dach der Königswohnung. Wer sich den Monarchen oder seinen anerkannten Günstlingen auf irgend eine Weise angenehm machen konnte durfte hoffen, in der Welt zu steigen, ohne dem Lande erhebliche Dienste geleistet zu haben, oft ohne den Ministern auch nur von Angesicht bekannt zu sein. Ein Höfling erlangte das Commando einer Fregatte, ein anderer Dasjenige einer Compagnie, ohne jemals seine Fähigkeit dazu bewiesen zu haben; ein dritter erhielt die Begnadigung eines reichen Uebelthäters, ein vierter einen Theil Kronland auf sehr vortheilhafte Bedingungen. Wenn der König seinen Wunsch aussprach, daß ein unbedeutender Rechtsgelehrter zum Richter oder ein leichtfertiger Baronet zum Peer gemacht werden sollte, so stimmten ihm auch seine ernsthaftesten Rathgeber nach einigem Murren bei.

Das Interesse zog beständig eine Menge von Begehrenden zu den Thoren des Pallastes, und diese Thore standen stets offen. Diese persönliche Liebenswürdigkeit, diese Gemüthlichkeit seines Wesens hatten eine so große Anziehungskraft besessen, daß er auch widerstrebende Herzen dadurch gewann. Selbst der finsterste Republikaner fühlte den Einfluß dieser guten Laune seines Fürsten auf sein grollendes Gemüth und wurde wenigstens einstweilen etwas nachgiebiger in seinen Grundsätzen; mancher grauhaarige Cavalier, an dessen Seele die Erinnerung an die unbelohnten Opfer und an seine von seinem Monarchen vergessenen Dienste, die er ihm in den Tagen des Kampfes geleistet, zwanzig Jahre lang genagt hatte, fühlte sich in einer einzigen kurzen Stunde für alle seine Wunden und für seine Verluste entschädigt, wenn Karl ihm freundlich zunickte, ihm die Hand schüttelte und dabei ausrief: „Potz Fischchen! Sehen wir uns endlich wieder, alter Freund? — Gott segne Sie, wir sind Beide alt geworden, halten aber noch eben so fest zu einander wie damals, da ich von den rundköpfigen schottischen Generalen unter Schloß und Riegel gehalten wurde!“

Die derbe, unumwundene Manier Jakobs konnte nicht so allgemein gefallen, doch war auch er gewöhnlich beredt und da er selbst weder Steifheit noch Gemessenheit zeigte, so waren auch seine Umgebungen dieser überhoben. Wenn er auch

weit weniger Lebhaftigkeit und weit weniger Gutmüthigkeit besaß als sein Bruder, so war er dennoch zugänglich und höflich gegen Diejenigen, die ihm nicht entgegentraten. Er hielt gleichfalls jeden Tag offnes Haus für die gute Gesellschaft von London, doch waren die anerkannten Whigs mehr noch als während der Regierung des früheren Königs davon ausgeschlossen. Statt ihrer sah man eine weit größere Anzahl Herren in geistlichen Gewändern, besonders von katholischer Confession, doch fand noch immer mancher distinguirte Mann leicht Zutritt zu der königlichen Gegenwart, wenn auch die großen, protestantischen Lords sich grollend mehr und mehr von dieser zurückzogen. Immer kamen auch jetzt noch an jedem Morgen einige Herren zum Levée des Königs Jakob, wo sie mit ihm plauderten, während seine Perücke gekräuselt oder sein Halstuch gebunden wurde. Jeder Eingeführte durfte ohne besondere spätere Einladung kommen und den König essen und Karten spielen sehen, so wie ihn sich unterhalten hören, wobei auch den Fernerstehenden häufig ein gütiges Wort zu Theil wurde. Nach und nach vermehrte sich allerdings die Anzahl der Unzufriedenen so sehr, daß auch die Reihen der Höflinge in Whitehall sich zu lichten begannen; dennoch sah man noch immer die gewiegtesten Staatsmänner unter ihnen, so wie in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Männer. Man gewahrte das alternde

Angesicht John Drydens, jenes ruhmgekrönten Dichters dem, wenn er auch durch den glänzenden Rhythmus und den erhabenen Gedankenflug in seinen Versen eine Zierde des englischen Parnassus genannt werden mußte, doch alle wahre Unabhängigkeit des Geistes fehlte, da ihm die Hofluft so nothwendig war, wie der eigentliche Athem des Lebens. Auch Sir Christofer Wren war nicht selten sichtbar, dessen ehrwürdiges Haupt mehr als achtzig Winter schon gebleicht hatten, jener erste Baukünstler des Inselreiches, als dessen großartigstes Werk der Dom von St. Paul in die Wolken ragt. Dieser majestätische Bau muß der erhabenste Tempel der protestantischen Christenheit genannt werden, wie die Kirche von St. Peter in Rom der gewaltigste der katholischen. Gleichfalls eilte Sir Isaac Newton hin und wieder von der Universität Cambridge herbei, deren Zierde er war, um sich in Whitehall zu präsentiren. Stets aber stand er bescheiden im Hintergrunde, die majestätische Stirn und das gedankenreiche Antlitz unter der Menge verbergend. Wenn er die Stimme seines Monarchen hörte, so richtete er das zahlenerfüllte Haupt empor; dieser fragte dann zuweilen diesen größten Mathematiker der letzten Jahrhunderte, der weiter in die Geheimnisse der Natur eingedrungen war als jemals ein Sterblicher vor ihm und dessen Forschungen von so tiefer Gelehrsamkeit waren, daß nur drei oder vier seiner Zeitge-

nossen sie ganz zu begreifen vermochten, welche neue Sonnenbahnen er entdeckt habe und ob seinem erhabenen Gedankenflug ein neuer Irrthum des bisher bestandenen Menschengeschlechtes über die ewigen Gesetze der Natur und des Sternenhimmels klar geworden sei? —

In dem gegenwärtig von Zeitschriften und Flugschriften so überschwemmten London kam damals nur ein einziges Blatt heraus, welches wöchentlich zweimal auf wenigen Spalten nur sehr spärliche Mittheilungen enthielt. Außer den amtlichen Bekanntmachungen fand man sehr wenige und immer nur ganz kurze politische Nachrichten darin, zuweilen die Beschreibung eines Straßenräubers oder eines Duells, oder auch Anzeigen, welche eine Belohnung für die Einlieferung abhanden gekommener Hunde versprachen. Auch die Kaffeehäuser, deren es schon viele in der Metropolis gab, bezogen ihre Neuigkeiten fast nur von den aus dem königlichen Schlosse zurückkehrenden Herren, und daher war es natürlich, daß dieses als ihr Hauptstapelplatz betrachtet wurde. Wenn irgend ein Gerücht erscholl, daß etwas Wichtiges sich ereignet habe, oder sich noch ereignen würde, so eilten die Leute dahin, um sich an der ersten Quelle davon zu unterrichten. Die Gallerien boten alsdann den Anschein eines modernen Clubbzimmers in Tagen der Aufregung. Man drängte sich in ihnen um zu erfahren, ob die Post aus

Holland angelangt sei, welche Nachrichten der Courier aus Frankreich gebracht habe, ob wirklich das Edict von Nantes proclamirt sei, ob Spanien dem Bündniß gegen Frankreich beigetreten wäre? Nach solchen Vorfällen durfte man laut fragen, doch gab es noch andere, über die man nur zu flüstern wagte. Würde das Parlament wieder zusammen berufen werden? War der „lügende Dick Talbot" — wie sein Beiname lautete — wirklich zum Grafen von Tyrconnel ernannt worden und würde er als Obergeneral nach Irland geschickt werden? Wurde es bestätigt, daß Wilhelm von Oranien nicht mehr in so freundlichen Verhältnissen mit seinem königlichen Schwiegervater lebte wie zuvor und daß der holländische Gesandte seinen Posten verlassen sollte, um einen Nachfolger Platz zu machen? — Man suchte auf den Zügen eines jeden Ministers zu lesen, welcher sich durch das Gedränge zu dem Cabinet des Königs Bahn machte oder von dort zurückkehrte. Alle Arten von Prophezeiungen wurden aus dem Tone gezogen, den Seine Majestät gegen den Lordkanzler annahmen, oder aus dem Lachen, mit dem Sie einen Scherz des Lordpräsidenten beehrten; in wenigen Stunden verbreiteten sich die also erregten Befürchtungen und Hoffnungen durch die ganze Reihe der Kaffeehäuser von einem Ende der fashionablen Stadtquartiere zu dem andern, um von dort in die neugierig daheim harrenden Familien der londoner

Gentlemen zu wandern und Stoff für das Ge
spräch des ganzen Tages abzugeben.

Die Fragen, welche heute die Neugierigen be
schäftigten, lauteten: Ist Lady Catharine Sedley
wirklich durch eine königliche Ordre zur Gräfin
von Dorchester ernannt? — Wird sie im Hofhalte
der Königin bleiben und wird diese sie als eine
der ersten Damen nach ihr selbst empfangen, wie
Catharine von Braganza, die Gemahlin Karls des
Zweiten, es bei den Herzoginnen von Cleveland,
von Mazarin und von Portsmouth hatte thun
müssen, diesen drei Frauen, deren Schönheit der
Ruhm, und deren Laster die Schande dreier ver
schiedenen Nationen waren? —

Der König hatte seine Gemahlin durch die
große Gallerie von Whitehall geführt, welche ein
bewunderungswürdiges Andenken an die Pracht
liebe der Tudors war, und in welcher auch Heinrich
der Achte und Elisabeth sich bewegten. Die vor
zeitig gealterte Gestalt Jakobs bot noch immer
einen auffallenden Gegensatz gegen diejenige seiner
königlichen Lebensgefährtin, wenn auch diese die
Blüthe ihrer Jugend hinter sich liegen hatte. Die
ovalen Züge Marie Beatrices von Modena hatten
vor einem Decennium eine große Aehnlichkeit mit
denjenigen ihrer Cousine, Hortense Mancini, der
stolzen Nichte Mazarins, aufgewiesen, welche so
lange das Herz des verstorbenen Königs besessen.
Die dunkelhaarige Schönheit des Südens war

uch das Eigenthum der Tochter des erlauchten
)auſes der Eſte geweſen, nur war der Mund zu
roß, um mit der Regelmäßigkeit der Züge über-
inzuſtimmen. Auf dieſen lagerte heute ein düſt-
:r Trübſinn, eine zornige Erbitterung; ſie hatte
ch nicht jene geduldige Sanfmuth zu eigen ge-
lacht, welcher der größte Schatz deſſen iſt, der von
em Stachel der Widerwärtigkeiten heimgeſucht
ird. Wenn die Hand des Schickſals ſchwer auf
r geruht hatte, ſo fand ſie unter ihr nicht jene
lle Ergebung, welche die wahre Frucht der See-
nläuterung iſt. Heftig wallte noch immer das
lut Italiens in ihr und trieb ſie an, ſich den
ſentlichen Beleidigungen ihrer weiblichen Würde
ckſichtslos durch Wort und That zu widerſetzen.
)re Geſtalt war mittelgroß und wohlgebildet,
ch waren ihre Züge ziemlich hart und ſcharf
worden; nur die großen, dunkelgrauen Augen
tten noch die Schönheit und das Feuer früherer
ige behalten. Ihre Bewegungen zeigten jenen
ſtand und jene Anmuth, welche ihrer königlichen
ürde angemeſſen waren. Das kaſtanienbraune
iar ringelte ſich theils um Hals und Stirn,
ils war es ſo hochaufgethürmt, daß dieſer Putz
nig zu der claſſiſchen Form der Züge paßte.
n blaues, dichtanſchließendes Sammtgewand,
f dem zahlreiche Juwelen blitzten, rauſchte mit
ier weiten, faltenreichen Schleppe hinter jedem
:er Schritte auf dem mit Teppichen bedeckten

Fußboden der Gemächer der Königswohnung her. Nach der Sitte der Zeit saß das königliche Paar allein an der Tafel, während die Minister und Gesandten und eine Menge weniger hochstehender Männer sich herum gruppirt hatten. Man war gewohnt, die Königin beredt und lebhaft zu sehen, wenn sie sich den Blicken so Vieler aussetzte. Seit mehreren Tagen aber saß sie fast stumm an der Seite ihres Gemahls; die dargebotenen Schüsseln wurden nicht von ihr berührt und Thränen strömten häufig über ihre Wangen. Sie beherrschte die Heftigkeit ihrer Empfindungen so wenig, daß sie die sämmtlichen Höflinge zu deren Zeugen machte. Diese warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu, wenn sie auch erst später über dies auffallende Ereigniß zu flüstern wagten. Der König mußte allein die Kosten der Unterhaltung tragen, doch merkte man ihm auch heute einige Gezwungenheit an. Endlich stand er auf und bot der Königin den Arm, um sie nach der aufgehobenen Tafel in ihre Gemächer zurück zu führen. An deren Schwelle angelangt, fragte sie, zum Erstenmale den Blick gegen ihn erhebend:

„Werde ich Eure Majestät heute wiedersehen?“

„Ich werde in einigen Stunden wiederkommen, um Eure Majestät zu einer Spatzierfahrt in St. James Park abzuholen.“

Jakob verabschiedete sich bei diesen Worten; ob das antwortende Zeichen der Königin bestimmend oder ablehnend war, hatte er nicht genau unterschieden, nahm indessen an, daß es das Erstere gewesen sei. Diese ließ nun auch die sie begleitenden Damen im Vorzimmer und zog sich allein in ihr innerstes Cabinet zurück.

Die Einsamkeit war Bedürfniß für Marie Beatrice. Sie warf sich auf das Canapee, barg das Haupt in die Kissen; erhob es dann wieder und stützte es in die Hand. Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück. Wieder stand der Tag vor ihr, an welchem ihr zum Erstenmale die Kunde wurde, daß Englands Thronerbe Jakob, Herzog von York, ihre Hand begehre, und jene lange Zeit, während welcher sie, das fünfzehnjährige Kind, sich hartnäckig sträubte, diese Werbung anzunehmen. Ihr Sinn war auf die heiligen Mauern eines Klosters gerichtet; in diese wollte sie schon im Lenze des Lebens sich von dessen Eitelkeiten zurückziehen. Es war ihr, die so streng in allen Gebräuchen des Katholicismus erzogen war, ein Entsetzen, sich in ein Land zu begeben, von dessen Bewohnern damals höchstens der fünfzigste Theil diesem Bekenntnisse angehörte und wo die lauen Lüfte, die Lorbeerbäume und die Myrthenhaine ihrer väterlichen Erde fehlten. Nur das gewaltige Machtwort ihres Vetters, Ludwigs des Vierzehnten, hatte sie endlich genöthigt, sich in

das Jungfreich zu begeben und dem ihr aufgedrungenen Bräutigam, der ein Vierteljahrhundert vor ihr voraus hatte, ihre Hand zu reichen. Vier Kinder hatte sie ihm geboren; sie alle sah sie mit dem blutenden Herzen einer gebeugten Mutter in ein frühes Grab sinken. Die wenigste Zeit nur hatte sie während der Regierung Karls des Zweiten in London zugebracht, wenn sie gleich persönlich stets in freundlichen Beziehungen zu ihm gestanden, denn als eine treue Gefährtin begleitete sie ihren Gemahl in die Verbannung von dem königlichen Hofe, die er bald außerhalb Brittanniens, bald innerhalb der Grenzen desselben zu erdulden hatte. Immer starrköpfig und immer verkehrt hatte Jakob sich schon als Herzog von York durch seine Handlungsweise so sehr den Widerwillen des Parlamentes und des größten Theiles seiner zukünftigen Unterthanen zugezogen, daß es durchgesetzt worden war, ihn von seinem königlichen Bruder zu entfernen. Die Freundlichkeit und Leutseligkeit Marie Beatrices hatte damals Manches wieder gut gemacht, was die eigenwillige Härte und der blinde Eifer Jakobs in Edinburg und an andern Orten Brittanniens verbrach. Ihr Wandel war inmitten der Ueppigkeit, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den höheren Gesellschaftsklassen herrschte, rein geblieben; auch nicht der Hauch einer Verläumdung haftete auf ihm. Jakob dagegen war ihr nicht

en ein treuloser, wenn auch keineswegs ein
reundlicher Gemahl gewesen. Seine Vorliebe
Katharine Sedley war die stärkste aller jener
echtmäßigen Neigungen, denen er sich überlas=
hatte. Jetzt hatte er dieser einen Beweis sei=
außerordentlichen Gunst gegeben, der von al=
Welt, weit über die Grenzen Englands hin,
erkt werden mußte, hatte sie ihr als eine trotzi=
Nebenbuhlerin gegenüber gestellt, die mit fre=
Stirn sich ihrer Grafenkrone rühmte, anstatt
sie sonst als ihr Hoffräulein demüthig ihre
hle hatte erwarten müssen. Allein Catharine
ley hatte wirkliche Demuth nie gekannt, wenn sie
ihrer Gebieterin nie unumwunden entgegen ge=
n war. Dies wußte die Königin nur zu wohl,
jedoch schweigend ignorirt, was sie nicht än=
konnte. Jetzt war diese Zeit gelassenen Dul=
vorüber; Marie Beatrice wähnte sich selbst
tlich beschimpft und in der steigenden Pein
jagenden Spiels ihrer Gedanken ballte sie die
ale Hand, knirschte mit den Zähnen und
pfte mit dem Fuße auf die Erde, den ein
ner, goldgestickter, hochfersiger Schuh umgab.
„Und Lady Rochester," murmelte die ent=
te Fürstin vor sich hin, „die ich meine Freun=
nenne, ist die schwärzeste Verrätherin an mir!
Sie hat mich getäuscht, belogen über Verhält=
welche die zartesten für mich sind, mich zum
t der Höflinge, zum Gelächter der Klatsch=

schwestern gemacht, indem sie meine Eifersucht
der Schuldigen entfernte und sie auf eine Unsch
dige lenkte, die ich übel genug durch schnöde K
und geflissentliche Herabwürdigung behandelt hal

Der eintretende Page meldete Seine Maje
den König; in der nächsten Minute stand di
vor seiner aufgeregten Gemahlin.

„Noch nicht fertig, Madame?“ sagte diese
seiner derb jovialen Weise, die jedoch heute et
forcirt klang. „Ich dachte, Sie würden so v
Sehnsucht wie ich selbst haben, die frische Luft
Parks zu athmen, die Bäume grünen zu se
und die Vögel singen zu hören! Dies ist zuwei
angenehmer als alle Bücklinge und alle honigsü
Reden der Hofleute.“

„Ich bin weder für die Freuden der Na
noch für die der Gesellschaft empfänglich,“ sa
die Königin.

„Eure Majestät fühlen Sich unwohl?“ fra
Jakob.

„So krank am Herzen, daß es peinlicher
als das qualvollste Siechthum des übrigen K
pers,“ war die dumpfe Antwort.

„So wird gerade die Bewegung und die fr
Luft Ihnen heilsam sein,“ versetzte der Mona
in ermunterndem Tone.

Die Königin schüttelte heftig den Kopf. Da
sprang sie auf und die ganze Heftigkeit ihrer si
lichen Natur brach hervor.

„Laß mich in Ruhe," rief sie mit sprühenden
gen, „und beleidige mich nicht ferner durch
inen Anblick! Du hast wie mein Todfeind an
: gehandelt, wie ein Verräther und Böſewicht!"
„Marie!" sprach der König mit gerunzelter
irn, „Du bist wirklich krank, denn Du redest
sinn. Was sollen diese Schmähungen? Ich will
gessen, daß der König sie hat hören müssen,
en dessen geheiligte Person sie auch von seiner
mahlin ein Verbrechen sind."
„Verbirg Dich hinter den Schild Deiner Ma-
ät, denn Du hast ihn nöthig!" rief sie außer
). „Du kannst Deinem armen, beleidigten Weibe
ht mehr in die Augen sehen, und sie ist eine
nigin so gut wie sie Deine Gattin ist! Du hast
se Person, die Du mir vorziehst, zur Gräfin
t einer Grafschaft gemacht! Schmach über Dich,
r Sitte und Tugend also öffentlich mit Füßen
tt!„
Der König sah schweigend zu Boden; die ein-
ge Seite, an der er sich verwundbar fühlte, war
troffen.
„Und wie heilig hast Du mir versprochen,
ß Du sie nicht wieder beachten wolltest! Der
önig dreier Reiche ein Lügner! O, Schmach über
n und über mich!"
„Ich bat sie schon vor Monaten, Whitehall
u verlassen," sagte der König gedämpft, „aber sie
ollte nicht!"

„Und Du ließeſt Dich wieder von ihr beth
ren und am Gängelbande führen, ſo daß der le
Skandal ärger denn der erſte wurde!“

Der König ging ſchweigend langſam auf u
nieder, die Hände auf dem Rücken übereinand
gelegt.

„Mache ſie nun auch noch zur Königin!“ fu
ſeine erzürnte Gemahlin fort. „Vollende D
Werk der Schmach noch durch den letzten, äuß
ſten Schritt! Reiße die Krone von meinem Hau
und ſetze ſie auf das ihrige. Mich aber ſchicke ſo
und geſtatte mir nur, Deine und meine Schma
in einem Kloſter zu verbergen. Wenigſtens wer
ich dann des verhaßten Anblicks dieſer frech
Buhlerin überhoben ſein!“

Der König ſetzte noch immer ſtumm ſei
Wanderung fort, ohne das geſenkte Haupt zu e
heben. Man hörte nur das krampfhafte Schlu
zen ſeiner Gemahlin, welche das Geſicht in d
Händen verborgen hatte. Nach einer langen Pau
ſprach dieſe etwas ruhiger:

„Wie kannſt Du Dein Betragen mit Dein
religiöſen Grundſätzen vereinigen? Du rühm
Dich, der eifrigſte Sohn der Mutterkirche zu ſei
Du biſt bereit, Dein Königreich zu wagen um d
Heils Deiner Seele willen, weil Du glaubſt, da
Dir die Miſſion geworden iſt, in dieſem die kath
liſche Religion von ihren Feſſeln zu befreien un
ſie dann zur Herrſchenden darin zu machen, un

es Dein Seelenheil verscherzest Du wieder, indem
u Dich an dies Weibsbild hängst?"

Der König blieb jetzt vor der Redenden stehen
d richtete seine Blicke auf sie. In seinen Zügen
alte sich eine düstre Energie. Es war als wenn
mit Mühe nur die Worte aus den zusammen-
preßten Lippen hervorzudrängen suchte. Der
mpf der Leidenschaften sprach sich auf eine fast
rcht erweckende Weise in seiner Bläſſe und in
nen dräuenden Augenbraunen aus. Selbst
ne so heftig aufgeregte Gemahlin wurde dadurch
schüttert. Endlich sprach er:

„Ich weiß es, ich bin ein großer Sünder und
rde mir Pönitenz und Kasteiung nicht ersparen.
h habe schon damit begonnen. Eine Geißel be-
det sich in meinem Besitze, und wenn in den
tunden der Einsamkeit sich laut mein Gewissen
ebt, wenn ich zerknirscht bin ob meiner eignen
chwäche und Thorheit — so greife ich zu ihr,
tblöße meinen Rücken — und zerfleische ihn mit
gner Hand, indem ich sie schwinge — wie unsere
iligsten Männer es gethan haben, wenn sie den
ten Adam nicht überwältigen konnten — trotz
eichte und Gebet!" *)

*) Marie Beatrice bewahrte bis an das Ende ihres Le-
ns diese Geißel, mit welcher ihr Gemahl seinen irdischen
enschen gezüchtigt, als ihren theuersten Schatz auf und ver-
achte sie alsdann in Frankreich den Nonnen des Klosters
n Chaillot. Sie erwähnte dabei mit Stolz, daß ihr Ge-

Die Königin schwieg betroffen einige Augenblicke und sagte dann gemäßigter:

„Und wenn dies so ist, wenn Du wirklich bereust, so weißt Du auch, daß der erste Schritt nach der Buße das Unterlassen der Sünde sein muß!“

„Wiederhole mir nicht, was ich mir zu oft selbst gesagt habe! Ich kenne meine Pflicht — es ist mein glühender Wunsch, ihr nachzukommen — und doch — ich kann es nicht — ich kann mich nicht von diesem Weibe losreißen, welches mir Sinn und Gedanken wie durch einen Zauber gefesselt hält! Meine innerste Natur, mein ganzes Wesen zieht mich zu ihr mit allen Banden der heißesten Zuneigung! Ich möchte sie erhöhen über Viele, möchte ihr jedes Glück verleihen, was diese Erde ihr bieten kann — und dann wieder möchte ich sie fliehen — nie sie wiedersehen — ich demüthige mich vor Gott auf den Knieen — gelobe mir alsdann, nie meinen Fuß wieder zu ihr zu wenden — nie ein Wort wieder an sie zu richten — und dennoch — der Ton ihrer Stimme ist für mich der stärkste Magnet, dem zu widerstehen alle menschliche Kraft nicht ausreicht — ich kann es nicht — Marie — und wenn die Hölle mit allen ihren Qualen im Jenseits dahinter steht — ich kann es nicht!“

---

mahl das Unrecht, was er ihr zugefügt, an seinen eignen Schultern auf das Strengste gerächt habe.

Die dunkeln, tiefliegenden Augen Jakobs leuchteten in einem wilden Feuer und seine Aufregung steigerte sich so sehr, daß seine Worte nach und nach in ein wüstes Geschrei übergingen. Seine Geberden waren dabei immer eifriger geworden, so daß sich in seinem ganzen Aeußern eine so heftige Leidenschaft aussprach, daß sie für den Augenblick auch die Königin erschreckte. Jetzt verließ er mit eiligen Schritten das Zimmer, ohne ihr einen Abschiedsgruß zu spenden. Sie sank zurück auf ihren Sitz in einer fast noch größeren Trostlosigkeit als zuvor.

17.

Mehrere Tage vergingen, während welcher Marie Beatrice sich als unwohl meldete, und ihre Gemächer nicht verließ. Von den Frauen ihres Gefolges gestattete sie nur ihrer getreuen Kammerdame, der Lady Strickland, den Zutritt zu sich. Da indessen eine mechanische Beschäftigung stets der beste Ableiter für Seelenleiden ist, so vermochte

diese Vertraute sie, an der Verfertigung eines großen Straußes farbiger Wachsblumen Theil zu nehmen, welche höchst künstliche Nachahmung der Natur durch die Mutter der Königin, die Herzogin von Modena, zuerst in England eingeführt worden war. Auch die Vollendung von Gummi-Früchten und Blumen war damals eine Lieblingsarbeit der Damen am Hofe und in der Stadt. Die Stimmung der Königin war allmählich ruhiger geworden und sie hatte heute beschlossen, wieder eine vollständige Toilette anzulegen. Der Haarputz wurde so künstlich wie jemals aufgethürmt und auch in den Farben ihres Antlitzes folgte sie der Mode des Tages, indem sie dessen natürliches, marmorgleiches Colorit mit Röthe bedeckte. Sie willigte ein, den Jesuitenpater Peter und einen andern ihr bekannten Geistlichen zu empfangen und bald standen diese vor ihr, indem sie das Zeichen des Segens machten, welches von der Königin mit derjenigen Ehrfurcht entgegen genommen wurde, welche sie einer jeden heiligen Handlung schuldig zu sein glaubte.

Der Pater Edward Peter war ein Mann von angenehmen Zügen und gefälligen Manieren. Er sprach fließend und überzeugend. Er stand in großer Gunst bei Jakob dem Zweiten, der ihn zu seinem Cabinetssekretair gemacht hatte, war aber eitel, ehrgeizig und habsüchtig. Dem Orden Jesu angehörend war er der Hauptvertreter jener extre

men Partei am Hofe, und von allen den bösen Rathgebern des Königs trug vielleicht er den hauptsächlichsten Theil des endlichen Verderbens des Hauses Stuart.

Der Pater Seraphin dagegen, ein Capuziner, der in dem Rufe großer Heiligkeit stand, trug an seiner hagern Gestalt, auf seinen eingefallenen Wangen und in den zahlreichen Runzeln seines lederfarbenen Gesichtes die Spuren aller der Strapazen, welche er durch strenge Enthaltsamkeit und Kasteiung seinem Körper auferlegte. Kaum hatte er sich der Königin genähert, als seine Blicke mit dem Ausdrucke höchster Mißbilligung auf ihr ruhten; er hob die knöcherne Hand empor, so daß der weite Aermel seiner Kutte zurücksank und die erschreckende Magerkeit seines Armes dadurch kraß in die Augen fiel.

„Was muß ich sehen, Madame? Sie haben Schminke aufgelegt? Es kann Gott nicht wohlgefällig sein, daß der Mensch selbst sein Antlitz entstellt, das Er ihm verliehen, indem er es anfärbt.“

„Es war der Wunsch des Königs schon früher, daß ich der hier am Hofe herrschenden Mode des Rothauflegens folgen sollte“, sagte die Königin sanft. „Auch mag bei der Bläße meiner Wangen wohl das Zuhülfenehmen des Rothes nothwendig sein.“

„Niemals!“ rief der Pater Seraphin, ich wollte lieber Eure Majestät gelb oder grün, als roth angemalt sehen.“ *)

So wenig die Königin noch immer zur Fröhlichkeit geneigt war, so konnte sie sich doch eines Lächelns über die unumwundene Kundgebung der Meinung des alten Mönches nicht erwehren, die so sehr von der Art verschieden war, in welcher die Höflinge sie vor ihr zu äußern pflegten. Sie versetzte dann:

„Ein so heiliger Mann, wie Sie, mein Vater, der sich so wenig von den Eitelkeiten der Welt berühren läßt, wird die Thorheiten ihrer Kinder stets verwerflich finden. Ich hoffe, Pater Peter wird nachsichtiger sein und sie wenigstens begreifen, wenn er ihnen auch niemals beistimmen kann.“

„Ich gewahre so viele Tugenden bei Eurer Majestät“, erwiederte der gewandte Jesuit, „daß ich stets überzeugt sein kann, daß auch eine anscheinende Schwäche nur eine solche zum Grunde hat. Es wird die Liebe zu Ihrem königlichen Gemahl sein, der Wunsch ihm zu gefallen, welcher Eure Majestät zu dem Gebrauch der Schminke veranlaßte.“

„Sie reden nur zu wahr, mein Vater!“ rief Marie Beatrice mit plötzlich ausbrechender

*) Siehe die Memoiren Mariens von Modena, wo dieser Vorfall angeführt ist.

Schmerze. „Will ich aber nicht noch mehr zum Spott der Höflinge werden, als es ohnehin schon der Fall ist, so muß ich mich mit der Farbe des freudigen Lebens schmücken, ob auch blasser Tod darunter lagert. Was meine Wange ihrer natürlichen Blüthe beraubt, was meinen Geist niederdrückt und was mein Gemüth mit Zorn und Kummer erfüllt, ist mein Unvermögen, den König zu bewegen, meine freche Nebenbuhlerin, seine schamlose Geliebte, aus meinem Hofhalt zu entfernen!“

„Was höre ich?“ rief der Pater Seraphin mit erstaunten Blicken. „Hat der Satan den allerfrömmsten Sohn der römischen Kirche verblendet, daß er in die Netze einer Buhlerin gefallen ist, welche der Königin von England entgegen tritt? Wer ist dieses ruchlose Weib?“

„Catharine Sedley, die sich jetzt sogar Gräfin Dorchester nennen darf“, murmelte die Fürstin.

„Aber es wird ein Mittel geben, diese Tochter Babylons von ihrem Thron der Schande herabzustoßen, denn er steht auf thönernen Füßen!“ rief der Kapuziner mit ausgestreckter Hand.

„Ich weiß keins mehr“, seufzte Marie Beatrice.

„Ich muß dennoch glauben, daß Eure Majestät Siegerin in diesem Kampfe bleiben werden“, bemerkte der Pater Peter. „Sie haben Schönheit, Jugend und das Gewissen Ihres erhabenen Gemahls auf Ihrer Seite, dem die Lady Sedley nur ihre Unverschämtheit und Keckheit entgegen zu

ſetzen hat. Bald werden wir ein glückliches Ende dieſer trauervollen Angelegenheit herannahen ſehen."

„Sie hat ſchon zu lange gedauert", ſprach die Königin kleinmüthig.

„Das Herz des Königs wird von ſeiner Verirrung zurückkommen", fuhr der Jeſuit fort. „Wenn Eure Majeſtät Ihren ganzen Einfluß aufbieten wollen, ſo wird ſie Ihnen weichen müſſen."

„Ich habe alles verſucht, allein der König iſt unverbeſſerlich", erwiederte ſie. „Mehrere große Lords ſind mit ihren Damen auf ihre Seite getreten und unterſtützen ſie mit allen ihren Kräften. Die Thorheit des Königs iſt ihr wirkſamſter Verbündeter; ich vermag nichts gegen ſie."

„Es wird dennoch Wege geben, um alle unſere Gegner zu vertreiben", fuhr Pater Peter fort. „Eine Aufbietung aller Kräfte wird erforderlich ſein, doch alsdann hoffentlich zum Ziele führen. Eure Majeſtät müſſen jedoch immer die hauptſächlich Handelnde bleiben."

„Wir müſſen dem Könige ſeine Sündhaftigkeit vorhalten, mit Ernſt und Strenge zu ihm reden als ſei er ein Abtrünniger unter den Erwählten", ſprach der Kapuzinermönch laut. „Es gilt vor dem Herrn nicht Anſehen der Perſon. Sein Gewiſſen muß erſchüttert, der Zorn Gottes ihm verheißen werden!"

„Wir wollen das Nähere überlegen, wenn es Eurer Majestät gefällt", sagte der Pater Peter, zu der Königin gewendet.

„Helfen und rathen Sie mir, mein Vater", sagte diese. „Ich bin ganz Ohr. Ich will mich noch einmal zusammenraffen und handeln, wenn es sein muß."

Am folgenden Morgen erhielt der König die Botschaft von der Königin, daß sie ihn zu sprechen wünsche und ihn einladen lasse, zu ihr zu kommen. Da dies in längerer Zeit nicht geschehen war, so begrüßte er diese Annäherung als ein Zeichen, daß Ihro Majestät wenigstens ein äußerlich gutes Vernehmen mit ihm wieder herzustellen gesonnen sei, und beeilte sich, ihren Wünschen zu entsprechen. Zu seiner größten Ueberraschung fand er jedoch eine zahlreiche Versammlung bei ihr, welche aus allen katholischen Peers, ihrem Beichtvater, und seinem eignen und mehreren andern Priestern bestand, welche die Eigenschaft großer Heiligkeit in Anspruch nahmen. Die Königin stand in ihrer Mitte, drohend, zornentflammt, aufgerichteten Hauptes.

Jakob erwiederte die tiefen Verneigungen der versammelten geistlichen und weltlichen Würdenträger mit einer leichten Begrüßung und trat dann auf die Königin zu.

„Madame", sprach er artig, „Sie haben mir Ihren Wunsch, mich zu sehen, zu erkennen gegeben. Ich bin um so mehr erfreut, ihn sogleich erfüllen zu können, da ich darin ein Zeichen erblicke, daß Eure Majestät Sich von Ihrem letzten Unwohlsein erholt haben."

„Sire", sprach die Königin mit finstern Blikken, „ich habe Eurer Majestät Anwesenheit bei mir gewünscht, weil ich Ihnen eine Erklärung zu machen habe, die ich nicht länger aufschieben will. Ich bin entschlossen, meine eigene Entwürdigung und die Mißachtung Ihrer heiligsten Pflichten nicht länger zu ertragen. Entweder Sie entlassen Ihre Maitresse oder ich ziehe mich in ein Kloster zurück."

Ihre Anfangs feste Stimme war zuletzt undeutlich geworden und erstickte nun ganz in tiefen und wiederholten Seufzern. Jetzt sprach der Pater Peter feierlich:

„Eure Majestät werden nicht die edelste und treueste Gattin verstoßen um eines leichtfertigen Frauenzimmers willen. Gott schütze Sie und Eure Majestät!"

„Es würde eine Sünde sein, für die es keine Absolution gäbe", fügte der Beichtvater des Kö-

nigs, der Franziskanermönch Manſuete, hinzu.

„Gott verhüte ſolchen Frevel! Er würde durch keine Kaſteiung abzubüßen ſein!“ wurde die harte Stimme des Pater Seraphin vernehmlich.

„Eure Majeſtät wollen gnädigſt dem Reiche ein ſo großes Unglück erſparen,“ ſagte Lord Sunderland gedämpfter.

„Es würde das tiefſte Bedauern Ihrer getreuſten Unterthanen erregen“, bemerkte Lord Powis.

„Und welch' ein ewig beklagenswerthes Beiſpiel gebe dadurch der frömmſte König in allen ſeinen Reichen!“ fuhr der Benedictinermönch Franzis Alban fort.

Der König ſtand überraſcht da. Er wußte den vereinigten Aeußerungen dieſes verſammelten Chorus nicht ein Wort entgegenzuſetzen. Sein Gewiſſen ſprach deſto lauterer in ihm. Er blickte verwirrt bald auf ſeine erzürnte Gemahlin, bald auf die zahlreichen Verbündeten, welche ſie zu ihrer Unterſtützung um ſich verſammelt hatte. Der Pater Peter fuhr nun fort:

„Möge es Eurer Majeſtät gefallen die Jugend der Königin, und Ihre Liebenswürdigkeit zu bedenken.“

„Ihre Majeſtät eheliche Zärtlichkeit für den König“, ſetzte deren Beichtvater der Pater Givelui, hinzu. „Ihre tadelloſe Tugend“, bemerkte der Pater Seraphin.

„Die Anmuth und Schönheit Ihrer Majestät“, schaltete Lord Sunderland ein.

„Eure Majestät wollen nicht Ihr ganzes Reich in die tiefste Betrübniß stürzen“, sprach Pater Peter.

„Und den Unwillen des allerchristlichen Königs dadurch reizen, indem Eure Majestät dessen erhabene Cousine verlassen“, sagte Lord Powis.

„Es würde nie der verlassene Platz Ihrer Majestät wieder würdig besetzt werden können, weil alle Ihre Unterthanen nur dessen gedenken würden, was sie an Ihr verloren haben“, bemerkte Lord Arundell.

„Für ein solches Vergehen darf keine Fürbitte an die Heiligen gesandt werden!“ rief der Kapuziner Seraphin. „Die Qualen des Gewissens werden den Sünder schon hienieden so peinigen, wie diejenigen des Fegefeuers im Jenseits.

„Erhören Eure Majestät Ihre allergetreuesten Unterthanen, gewähren Sie deren heißeste Bitte und beendigen Sie eine Verbindung, welche Ihrer vortrefflichen Gemahlin einen so unsäglichen Kummer macht! Entfernen Eure Majestät die Lady Dorchester aus Whitehall!“

Bei diesen mit tiefster Innigkeit ausgesprochenen Worten war der Pater Peter auf die Kniee gefallen. Die ganze Versammlung folgte auf der Königin seinem Beispiele, welche noch immer wie ein Bild leidenschaftlichen Schmerzes in ihr

Mitte ſtand. Alle erhoben die gefalteten Hände zum König und riefen im vielſtimmigen Chorus:

„Gewährung, allergnädigſter König! Um Gottes- und der Königin Willen, geruhen Sie, Sich von der Gräfin Dorcheſter zu trennen! Mögen Eure Majeſtät ſie vom Hofe entfernen! Gott wird Ihnen ſeinen reichſten Segen dafür angedeihen laſſen! Es iſt ein Opfer, das ihm wohlgefälliger ſein wird als Weihrauch und Myrrhen! Möge die Lady Sedley England verlaſſen und es nie wieder betreten!“

Der König ſtand wie angewurzelt. Er war überraſcht worden. Alle Einflüſſe, welche am Meiſten vermögend waren, ſein ſtörriſches Gemüth zu bewegen, waren auf eine geſchickte und ganz unerwartete Weiſe auf ihn eingedrungen. Er fühlte, daß dieſe dringenden Bitten in Uebereinſtimmung mit den Vorſchriften waren, die er ſelbſt heilig und ehrwürdig nannte. Er überblickte die ganze Reihe der Knieenden und ſagte endlich langſam:

„Ich will über die Sache nachdenken und ſehen was möglich iſt auszuführen!“

„Nein, mein Gemahl,“ rief die Königin ſchnell, indem ſie ihm näher trat, „ich laſſe mich heute nicht durch ein unbeſtimmtes Verſprechen beruhigen. Wenn die Vorſtellungen Ihrer gewiegteſten Räthe, wenn die Ermahnungen aller dieſer heiligen Männer, durch welche Gott ſelbſt zu Ihnen ſpricht, wenn alle die Bitten und Thränen derje-

nigen, die nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Ihnen am Nächsten stehen soll, nichts mehr über Sie vermögen, wenn Sie mir nicht gewiß geloben im Angesichte aller dieser verehrungswürdigen Herren, daß Sie Catharine Sedley aus England entfernen wollen — so bin ich es, die das Land verläßt, dessen Krone ich getragen! Ich gehe nach Frankreich, stelle mich unter den Schutz meines erhabenen Vetters Ludwig — und werde in einem der Klöster seiner Monarchie die Verirrung meines Königs beweinen, so lange mir noch der Wille Gottes zu leben gebietet — aber ihn dennoch täglich anflehen, dem Manne zu verzeihen, der am Meisten an mir verbrach, wenn er gleich mein treuester Freund und Beschützer hätte sein müssen!"

Jakob war endlich bezwungen. Er streckte die Hand aus, erfaßte diejenige der Königin und sprach:

„Halten Sie ein, Madame! Ich gelobe Ihnen, daß ich die Lady Sedley vom Hofe entfernen will. Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

„Sie geben mir Ihr Wort darauf?" fragte die Fürstin, seine Hand festhaltend.

„Mein königliches Wort," sagte er fest.

„Gott erhalte Eure Majestät!" riefen die sämmtlichen Herren, indem sie aufstanden. *)

*) Siehe über diese Scenen: Burnet — Lingard — Mackintosch — Barillon u. a. m.

Einige Zeit ſpäter finden wir die vielbeſpro-
ne Gräfin von Dorcheſter in ihrem Boudoir.
ch ſie hatte den ihr jetzt paſſend ſcheinenden
rwand bedeutenden Unwohlſeins gewählt, um
ht in der Welt auftreten zu müſſen und um
gleich ſich dem Könige wieder doppelt intereſſant
machen. Ein elegantes Négligée bekleidete ſie,
lches, wenn es gleich zu der vorgeſchützten Krank-
t paßte, dennoch faſt ſo reich beſetzt und ge-
mückt war, wie eine vollendete Toilette. Sie
an einem Schreibtiſche, welcher die Form
erer gegenwärtigen Rococomöbeln trug und
lt eine Feder in der Hand. Noch immer aber
erte ſie, das Papier zu beſchreiben, welches, mit
er Borde von Roſen und Vergißmeinnicht ge-
mückt, vor ihr lag. Dann betrachtete ſie wieder
en Brief, der ſich gleichfalls vor ihr befand und
en letzter Theil lautete:

„Sie erinnern mich, daß ich Ihnen verſpro-
n habe, Ihnen perſönlich Lebewohl zu ſagen,
nn wir dereinſt uns trennen müßten. Ich ge-
e Ihnen zu, daß dieß geſchehen iſt. Allein ich
ne zu ſehr meine Schwäche Ihnen gegenüber.
nn ich Sie vor mir ſehe und Ihre Stimme
e, ſo beſitze ich nicht ſo viele Gewalt über mich,
mich von Ihnen loszureißen. Darum müſſen
ohne mündlichen Abſchied ſcheiden. Erſchweren
e mir die bittre Nothwendigkeit nicht noch mehr
rch längeres Sträuben. Ich muß den Frieden

wiederherstellen, der mir von allen Seiten durch Sie getrübt wird, ich muß das Interesse des Staates, ich muß die Rechte der Königin, ich muß die Pflichten des Souverains, ich muß das Heil meiner Seele bedenken! — Ich darf Sie nicht wiedersehen, und um dies am Sichersten zu bewerkstelligen befehle ich Ihnen als Ihr König, und bitte ich Sie als Ihr wahrer Freund, England zu verlassen. Meine ferneren Bestimmungen über diesen Punkt sollen Ihnen mitgetheilt werden."

Jakob R.

Ein verächtliches Lächeln umspielte bei der Lectüre dieses Briefes ihren Mund und sie sagte vor sich hin:

„Er thut diesmal, als wenn er Ernst machen wollte. Die Königin und seine Priester müssen ihm scharf zugesetzt haben. Sehr klug, daß er mich nicht sehen will, denn wenn dies geschähe, so würden alle seine guten Entschlüsse wieder über den Haufen geworfen. Vielleicht wird es aber dennoch so kommen, denn Catharine Sedley ist nicht leicht aus dem Felde zu schlagen, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hat. Aber die Sache fängt an, mich gründlich zu ennuyiren. Seine Majestät und ich correspondiren schon seit vierzehn Tagen darüber und anstatt meine Vorstellungen zu beherzigen oder zu entkräften, kommt er nach seiner gewohnten Weise immer wieder auf die Behaup-

ngen zurück, mit denen er begonnen hat, als tte ich ihm durchaus gar keine Gründe entge= ngestellt. Dieser letzte Brief lautete fast eben wie der erste, den er mir schickte. Ich will ihm eder antworten, daß ich mich nicht forttreiben sen will!"

Sie setzte die Feder an. Nun erschien ein kei an der Thür und meldete:

„Seine Herrlichkeit, der Graf von Sunder= id, wünschen Mylady zu sprechen."

„Ich bin krank und nehme keine Besuche an," rschte sie ihm ungnädig zu.

Der Diener wollte sich entfernen. Plötzlich r rief sie ihn zurück.:

„Ich habe mich besonnen. Führe ihn herein."

In der nächsten Minute trat der Gemeldete sie. Ein in den Sphären der Hofkreise er= rener Blick würde sogleich bemerkt haben, daß Verbeugung des Ministers weniger tief und emoniös war, als sie noch vor Kurzem gewesen würde. Lady Sedley entging diese Verän= ung nicht, wenn sie gleich durchaus nichts da= ber kund gab. Sie begnügte sich mit den spöt= hen Worten:

„Es ist so lange her, Mylord, daß ich das ück hatte, Sie in meinen Gemächern zu sehen, ß ich Ihren Besuch heute als eine besondere unst des Schicksals betrachten muß."

„Ich komme im Auftrage Seiner Majestät des Königs," sprach der Staatsmann ernst.

„Was haben Seine Majestät mir zu eröffnen?" fragte die Gräfin von Dorchester, welche diese Antwort erwartet hatte, „und warum lassen Sie mich nicht zu Sich bescheiden, um selbst Ihre Befehle gegen mich auszusprechen?"

„Sie sind krank, Mylady," erwiederte er nicht ohne ein Lächeln leichten Spottes.

„Gut," sprach sie, indem sie den Kopf auf die Seite warf, „was weiter?" —

„Seine Majestät kennen so wohl die Macht welche Sie über ihn besitzen, daß er Ihren Anblick zu vermeiden wünscht," fuhr der Lord ernst fort. „Wenn Sie in England blieben, so würde leicht gesagt werden, daß sie noch ferner bestände.

„Die Macht gehört dem Könige, doch sage ich ihm und Ihnen, Mylord, daß ich mich lieber von Pferden zerreißen lassen als einwilligen will, mich von ihm zu trennen!"

Sunderland blieb trotz dieser kräftigen Betheuerung so unbewegt, als wenn er sie gar nicht gehört hätte und fuhr mit dem größten Gleichmuth fort:

„Seine Majestät bietet Ihnen eine vortrefflich ausgerüstete Jacht an, in welcher Sie, umgeben von allem Comfort und allen Ehren, welche der Gräfin von Dorchester gebühren, nach Flandern segeln können. Dort oder in Frankreich

wird der König Sie mit den reichsten Mitteln zum Lebensunterhalt versehen; welcher Ort Ihnen am Besten gefällt wird ganz von Ihnen abhängen."

„Niemals!" rief sie entrüstet. „Ich, das protestantische Opfer katholischer Cabalen sollte nach katholischen Ländern gehen? Meine Freundin, die Herzogin von Mazarin, sagte mir oft, daß ich mich niemals irgendwo hin begeben sollte, wo viele Klöster anzutreffen seien, denn ehe man sich es versehe, könne man in ein solches gesteckt werden und niemals wieder herauskommen!"

„Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, Mylady," sprach Sunderland sarkastisch, „ob Ihr bekannter Eifer für die protestantische Religion in Frömmigkeit und Tugend, oder nur in einer spöttischen Verachtung der katholischen besteht, die Sie oft genug zum Gegenstand krasser Bonmots gemacht haben."

„Sie sind schon ein halber Papist, Mylord, denn Sie wissen nur zu gut, daß es sehr vortheilhaft hier am Hofe ist, ernsthafte Zeichen bald eintretender gänzlicher Bekehrung blicken zu lassen!"

Bei diesen Hohnworten der Dame verlor sich auf einige Augenblicke der Gleichmuth des Lords. Eine leise Röthe stieg in seine Wangen und er biß sich — freilich fast unmerklich — auf die Lippen.

„Und ich wiederhole Ihnen", fuhr sie fort, „daß ich bleiben will. Wenn der König darauf

besteht mich zu entfernen, so wird dies nur durch Gewalt geschehen können."

„Diese Letztere wird im äußersten Falle angewendet werden müssen", sprach der Graf langsam und sehr deutlich, „obwohl der König sie zu vermeiden wünscht, wenn es möglich ist."

„Wie, Mylord?" rief die Lady aufgeregt. „Sprechen Sie die Wahrheit? Der König könnte seine Tyrannei so weit treiben, mich von Soldaten und Häschern fortbringen zu lassen?"

„Ich habe auch dazu die bestimmtesten Ordres", versetzte Sunderland.

„So werde ich die Gesetze des Reiches zu meinem Beistande anrufen," sprach die Gräfin entschlossen. „Noch besteht die Magna-Charta; noch hat der König die Habeas-Corpus-Acte nicht vernichten können. Ich bin eine freie Engländerin. Er kann mich nicht in Fesseln schlagen, blos weil es ihm beliebt, ohne nach Gesetz und Recht zu fragen. Ich kann leben wo es mir gefällt in England, denn ich habe Niemanden beleidigt!"

„Nur die erste Frau des Landes und mit ihr die öffentliche Moral und Sittlichkeit," sprach der Graf bedeutungsvoll. „Das Recht des Königs, Sie aus dem Hofhalte und aus seinem Pallast zu entfernen, sobald es ihm gefällt, ist unbestreitbar. Wir sind schon lange nicht besondere Freunde gewesen, Lady Dorchester; dennoch will ich heute mit Ihnen sprechen, als wenn ich ein solcher wäre.

Ich rathe Ihnen, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden und die Vorschläge des Königs anzunehmen. Nennen Sie mir irgend eine Gegend, in welcher Sie zu leben wünschen würden."

Sie schwieg und sah vor sich hin. Ihre kecke Zuversicht war erschüttert. Nach einer Pause hob Sunderland wieder an:

„Ich erinnere mich, früher von Ihnen bei Hofe gehört zu haben, daß Sie in Irland leben möchten, wenn Sie Sich nicht in England aufhielten."

„In Irland ist Rochesters Bruder Vicekönig," sprach Catharine nachdenklich.

„Diese Brüder sind Ihre Gönner," sprach er weiter. „Sie würden dort Unterhaltung und Zerstreuung genug finden."

Sie sprang auf und trat an's Fenster, indem sie ihm den Rücken zuwandte. Nach einer Pause kehrte sie sich wieder um. Ihre Züge waren ruhig, ihre Stimme gemäßigt geworden.

„Ich gebe den König auf," sprach sie. „Er will es nicht anders. Mag er in sein Verderben rennen, ich kann ihn nicht länger davon zurückhalten. Ich willige ein, nach Irland zu gehen, wenn der König mir einen bedeutenden Landbesitz dort schenken will, denn ohne Grundeigenthum ist man nichts in Irland."

„Ich glaube, daß ich Ihnen die Erfüllung dieser Bitte im Namen Seiner Majestät verheißen

darf," sagte der Graf von Sunderland, erfreut seinen unangenehmen Auftrag zu einem erträglich befriedigenden Ende bringen zu können.

„Gut, ich will Ihnen meine Wünsche genau auseinandersetzen, Mylord," erwiederte die Lady, indem sie sich wieder auf ihrem Sitz niederließ. —

Lord Sunderland besaß in hohem Grade das Talent, sich den ihn umgebenden Menschen und Verhältnissen anzupassen und diese auf eine glücklich zum Ziel führende Weise zu behandeln. Es hätte daher Jakob nicht leicht einen Mann finden können, der auch in diesem häkelichen Falle besser die Rolle eines Vermittlers beendet haben würde. Gern bewilligte der König die Forderung seiner entlassenen Geliebten; er sprach ihr sogleich ein großes Gut in Irland als Eigenthum zu, und sie reiste wirklich bald dahin ab. Nach einigen Monaten traf sie zwar wieder in London ein, bezog indessen alsdann in der Stille die ihr schon früher in St. James Square angebotene Wohnung. Sie war von der politischen Bühne des Inselandes abgetreten und benutzte später den Rest ihres Einflusses auf den König nur dazu, um ihm soviel Geld abzulocken, wie er hergeben wollte. Die Königin, froh, sie aus Whitehall verbannt zu haben und ihres häufigen Anblicks ferner überhoben zu sein, ignorirte sie fortan. Anstatt durch Thränen und leidenschaftlichen Zorn ihre Aufregung kund zu geben schlug sie hinfort einen ihrer

Stellung mehr angemessenen Weg ein, indem sie sich den Anschein gab, von dem Dasein ihrer unwürdigen Nebenbuhlerin durchaus nichts zu wissen. —

18.

Lord Rochester und seine Gemahlin sahen bald ein, daß sie und ihre Freundin ihr Spiel verloren hatten, und entschuldigten ihr Benehmen bei der Königin so gut es gehen wollte. Diese hörte sie zwar gnädig an, hätte indessen kein Weib sein müssen, wenn sie diese Verschwörung wirklich ergeben hätte, welche die Familie der ersten Gemahlin Jakobs gegen ihr häusliches Glück angestiftet hatte. Der päpstliche Nuntius, welcher so gern die gewaltsamen Maßregeln der extremen Partei im Cabinet vereitelt hätte, indem er mit der gemäßigten ging, konnte sich bei dieser Gelegenheit nicht mit Ehren von dem Pater Peter

zurückziehen, der diesmal die Sache der Moral und Tugend geführt hatte. Als der König nur erst durch die See von der Frau getrennt war, die ihn so fest in ihren Banden gehalten hatte, konnte er nicht umhin, Diejenigen mit Verachtung zu betrachten, die seine Schwächen förderten, indem sie ihn durch diese zu lenken hofften. Es war Sitte unter den englischen Protestanten, die Jesuiten als die unzuverlässigsten aller geistlichen Führer, als gefährliche Sophisten und als Schmarotzer zu bezeichnen, welche ihren Einfluß hauptsächlich der Nachsicht verdankten, mit welcher sie die Sünden der Großen behandelten, und dennoch hatten ihn diese vielgeschmähten Seelenhirten mit ihren Freunden von einem Leben der Sünde zurückgebracht, indem sie Ermahnungen an ihn richteten, die so scharf waren, wie David sie von Nathan und wie Herodes sie von Johannes dem Täufer hörte. Dagegen hatten diese eifrigen Protestanten Vortheile für ihre Kirche von ihm durch Mittel zu erlangen gesucht, welche jeder Christ als verbrecherisch betrachten mußte. Es war daher natürlich, daß seine eigne Kirche immer höher in seinen Augen stieg und er noch mehr darin befestigt wurde, sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, über diejenige seiner trügerischen Gegner zu erheben. Er behandelte seinen Schwager Rochester mit sichtbarer Kälte und sehr bald gewahrten die Höflinge und fremden Gesandten, daß der

Einfluß des Lord-Schatzmeisters sehr im Abnehmen begriffen sei. —

Auffallend genug war es, daß Jakob, welcher sonst gar keine Hinneigung zu den Protestanten kund gab, diese dennoch einer ihrer extremsten Secten zeigte, welche von den Engländern mit eben so großer Intoleranz behandelt wurde, wie die Katholiken. Es war dies die sogenannte Gesellschaft der Freunde, oder die Quäker. Gewiß waren sie von jeher die gehorsamsten Unterthanen gewesen, da ein vollständiges Unterwerfen unter die Obrigkeit, — mit der Ausnahme, daß sie weder schwören noch den Zehnten an die Geistlichkeit bezahlen wollten, weil beides die Bibel verböte — so wie ein gänzliches Verzichten auf alles Handeln und Reden in der Politik zu ihren ersten religiösen Grundsätzen gehörte. Sie waren durch wiederholte Verfolgungen allmählich fast ganz aus den Städten vertrieben und hatten sich auf dem Lande angesiedelt, indem sie sich meistens mit Ackerbau beschäftigten. Vielleicht erregten sie seine Sympathie, weil sie gleich den Katholiken von den Bekennern der herrschenden Kirche unterdrückt wurden, und er ließ ihnen mancherlei Vergünstigungen und Erleichterungen angedeihen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, den Vorschriften ihres erwählten Glaubens nachzuleben, ohne damit irgend Jemanden zu beläftigen, der nicht zu ihnen gehörte.

Das hervorragendste Mitglied in dieser „Gesellschaft der Freunde" war William Penn. Lange schon war dieser Jakob persönlich bekannt gewesen und nach dessen Thronbesteigung fast sein Günstling geworden. Er hatte seinen dringenden Vorstellungen die Freilassung von mehr als fünfzehnhundert Quäkern bewilligt, welche festgesetzt worden waren, weil sie die durch das allgemeine Gesetz des Landes bestimmten Eide nicht hatten schwören oder nicht die Kirche hatten besuchen wollen. Eine noch größere Anzahl von Katholiken war zugleich aus den Gefängnissen entlassen worden. Täglich sah man jetzt das lange, schwarze Gewand, die schlanke Gestalt und die sanften Züge William Penns in der Gallerie von Whitehall, wobei er das dunkle, mit einem schwarzen Hut bedeckte Haar schlicht gescheitelt trug, anstatt nach der herrschenden Mode eine Perücke darüber zu setzen. Diese einfache Erscheinung war mehr umringt und gefeiert, als mancher General und Minister, denn nur zu bald war es in jenem Mittelpunkte der Intriguen des Ehrgeizes oder der Galanterie, des unaufhörlichen Strebens nach weltlichen Ehren, des Handels um Aemter und sonstige Gnadenbezeigungen, wie diese Gallerie genannt werden mußte, bekannt geworden, daß er mehr wirkliche Macht zu schaden und zu nützen besitze, als mancher der höchsten Würdenträger. Er hatte stets freien Zutritt zum Könige und oft

ıug war ſeine Wohnung in Kenſington ſchon
ſeinem Aufſtehen von mehr als zweihundert
ſuchern angefüllt, welche ihm ſchmeichelten und
ı ihre Bitten darlegten, damit er dieſe vor das
ıigliche Ohr bringe.

Auch heute wurde der Quäker in das könige Cabinet beſchieden, wo mehrere katholiſche iſtliche, ſo wie einige Miniſter und höhere Miıirs anweſend waren, welche im Begriff ſtanden, ı entlaſſenden Zeichen des Königs zu folgen. eſer nahm bei der Annäherung Penns ſeinen ıt ab, welcher darauf unbefangen fragte:

„Freund Jakob, warum entblößeſt Du Dein ıupt?“

„Weil es hier meiſtens Sitte iſt, daß nur ner ſeinen Hut auf behält,“ antwortete der nig mit einem Lächeln. *)

Die ſämmtlichen umſtehenden Höflinge ermanten nicht, Zeichen zu geben, welche mit der gu- ı Laune des Monarchen übereinſtimmten, und mer noch glänzte ein roſiges Lächeln auf ihren ahlenden Antlitzen, als ſie ſich endlich mit tiı Verneigungen rückwärts durch die Thür entnten.

„Freund Penn,“ ſprach der König darauf ıiſter, „ich habe oft genug der Auseinanderſetzung

*) Siehe Agnes Strickland: Leben der Königinnen von ıgland.

Ihrer erleuchteten Ideen über Menschenfreundlichkeit und christliche Pflichten zugehört; Ihre Beredtsamkeit hat mir oft genug eben so viel Vergnügen gemacht, als die Darlegungen meiner Seeoffiziere über den guten Zustand der Flotte und über die Siege, die wir aller Wahrscheinlichkeit nach bei vorkommender Gelegenheit mit ihr über unsere Feinde erringen können."

„Du bist so empfänglich für die Lehren der Aufklärung und Philosophie wie für den Ruhm der brittischen Seemacht," entgegnete Penn. „Gott lenkt Dein Herz nach beiden Seiten hin; es ist weich wie Wachs in seinen Händen."

„Ich möchte Ihnen," fuhr der König fort, „jetzt einen Auftrag ertheilen, den ich nur einem meiner besten Vertrauensmänner übergeben kann. Ich wünsche, daß Sie nach dem Haag reisen und dort alle Ihre Beredtsamkeit aufbieten, um auf meinen Sohn von Oranien und auf meine Tochter Marie zu wirken. Wenden Sie Alles an, um von Beiden die Erklärung zu erhalten, daß sie alle Veränderungen, die ich in den Gesetzen meines Königreichs vorgenommen habe, billigen und daß sie diese Billigung öffentlich aussprechen. Stellen Sie ihnen Alles in dem freundlichsten Lichte dar und suchen Sie jede Gehässigkeit, die etwa in ihnen erregt sein könnte, zu beseitigen. Es ist eine Mission des Friedens und der Liebe zwischen einem Vater und seinen Kindern, die ich Ihnen übertrage."

„Ich werde stets zu einer solchen gern bereit sein und Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, um Deine Wünsche zu erfüllen," sprach der Quäker.

„Marie ist noch immer die nächste Erbin meines Reiches," fuhr der König fort. „Ich habe zwar meine zweite Tochter Anna lieber und würde ihr gern anstatt der Aeltesten die Krone zuwenden, wenn ich sie nicht mehr tragen kann; doch wird sich dies nicht machen lassen, da Anna selbst hierin nie willigen wird."

„Die Gesetze, welche Gott selbst den Menschen vorgeschrieben hat, dürfen von ihnen nicht verletzt werden," erwiederte der Quäker ernst. „Die Erstgeburt war Esaus Recht, bis er sie leichtsinnig dahin gab.

„Dies wird Marie nie thun," entgegnete der König. „Gott hat meine Söhne in ihrem zartesten Alter wieder zu sich berufen und meinen heißesten Bitten einen nochmaligen männlichen Erben versagt. Ich bin erst vorgestern von einer Pilgerschaft nach der Kapelle des heiligen Winfried zurückgekehrt; ich habe aus der gebenedeiten Quelle getrunken und ihn im heißen Gebete um seine Fürbitte bei dem Herrn der Heerschaaren angefleht, daß dieser meine demüthigen Wünsche erhören möge."

Der Monarch bekreuzte sich andächtig und der Quäker fand es diesmal angemessen, nichts

zu erwiedern. Sein königlicher Gönner fuhr darauf fort:

„Wenn es aber dennoch nicht geschehen sollte, was sehr möglich ist, denn Gott züchtigt oft genug Diejenigen, die er am Meisten liebt, so muß ich streben, alle die neuen Einrichtungen, die ich getroffen habe, auch auf spätere Dauer mit allen meinen Kräften zu befestigen. Darum wünsche ich schon jetzt deren feierliche Bestätigung von meiner wahrscheinlichen Nachfolgerin. Ich will Ihnen genau alle Einzelheiten meiner Meinung aussprechen."

„Laß mich sie hören, Freund, so werde ich thun, was möglich ist, um Dir gefällig zu sein," sagte Penn, indem er das klare Auge aufmerksam auf dem Redenden weilen ließ.

„Wenn mein Sohn von Oranien meinen Wünschen nicht geneigt sein sollte, was möglich sein kann, da er etwas starrköpfig ist, so wenden Sie Sich an seinen Minister Fagel, um durch diesen eine Privataudienz bei meiner Tochter zu erhalten. Versuchen Sie alsdann, wenigstens sie für meine Absichten zu gewinnen."

Penn gab seine Zustimmung zu erkennen, doch brechen wir gegenwärtig seine diesmalige Unterredung mit dem Könige ab, da wir deren Ergebnisse bald auf einem andern Schauplatze vorführen werden, indem Penn nach einigen Wo-

:n ſchon in Holland landete, nachdem er die
aſſerreiſe dahin glücklich zurückgelegt hatte. —

William Penn ſtand jetzt ungefähr in dem
ter von drei und vierzig Jahren, war der Sohn
ıes engliſchen Admirals und von ſeiner ſehr
chen Familie zu hohen Würden in der Welt
ogen. Eine Hinneigung zu ſtiller Schwärmerei
r durch das zufällige Anhören der Predigt ei=
s beredten Quäkers in fromme Begeiſterung
:rgegangen, welche er auch während eines län=
en Aufenthaltes in dem üppigen Paris nicht
'gaß. Auch nicht der Zorn ſeines Vaters, der
zu enterben drohte, konnte den zwei und zwan=
jährigen Jüngling bewegen, ſich von Georg
x, dem hervorragendſten unter den Quäkern,
trennen, wenn gleich ſeine eigne Schwärmerei
en weit ſanfteren und gemäßigteren Character
g als diejenige dieſes Mannes. Allem Spott
d allen Beſchimpfungen ſetzte er ein unbeflecktes
)en entgegen, ging lehrend und predigend um=
:, gab religiöſe Schriften heraus und gewann
unbeſchränktes Anſehen unter ſeinen Glaubens=
ıoſſen. Mehrere Male in's Gefängniß gewor=
., aber in ſtets unerſchütterter Glaubenstreue
:ſöhnte er ſich endlich mit ſeinem Vater und
)te deſſen große Beſitzungen, mit ihnen eine
huldforderung, welche dieſer an die Regierung
jeſſen. Für dieſe erhielt er einen bedeutenden
ndſtrich am Delaware, über den jedoch die Ober=

hoheit der Krone blieb. Hier eröffnete er nich
nur seinen verfolgten Glaubensbrüdern — dere
er Hunderte schon in England unterstützte un
unterhielt — sondern Allen, die fleißig den Bo
den bebauen und nach den bürgerlichen Gesetze
leben wollten, eine Freistätte. Eine allgemein
Duldung sollte hier herrschen und sich hier ei
Brudervolk aus allen Völkern und Religionspa
teien sammeln, ein Vorbild für die ganze Christe
heit, an welche nach und nach alle Christeng
meinden sich anschließen würden. Ein neues gold
nes Zeitalter, das tausendjährige Rei
Christi auf Erden, sollte hier geschaffen we
den. Pennsylvanien wurde dies Reich d
Friedens genannt, Philadelphia dessen Haup
stadt, zum Zeichen, daß die Menschenfreundlichke
in ihr regieren solle. Penn begab sich selbst na
seiner neuen Niederlassung und ordnete deren G
setze. Eine größere Freiheit geistiger Anschauun
brach sich nach und nach in dieser seiner Gemein
Bahn, in welcher die Quäker von manchem Eige
sinn und manchen religiösen Grillen abließen, d
denen sie in England hartnäckig festhielten. W
der ein gewinnreiches Handelsunternehmen no
eine blutige Eroberung war Penns Absicht bei d
Errichtung dieser Colonie. Die Religion der Lie
sollte nicht durch Feuer und Schwert — wie b
Cortez und Pizarro — sondern durch das Beispi
eines untadelhaften Wandels ihrer Bekenner, dur

lehrung und Ermahnung unter die Indianer
breitet werden, welche damals im Zustande
ızlicher Wildheit diese Landstriche bevölkerten.
kehrte darauf nach Europa zurück. Sein Name
ört zu Denen, auf welche England mit Recht
ɜ ist; seine Glaubensbrüder betrachten ihn noch
t wie einen erleuchteten Apostel und jene groß=
ige Niederlassung jenseits des Oceans, die sich
enwärtig um das Sternenbanner der Vereinig=
Staaten von Nordamerika geschaart hat, ver=
t sein Andenken, wie die Athener dem Theseus
) wie die Römer dem Quirinus als den Grün=
n ihrer Staaten ihre dankbare Hochschätzung
hten. Bei diesen großen Tugenden fehlte dem
uchteten Gesetzgeber einer sich bildenden Ge=
nde und dem Cultivator wenig bevölkerter
ıdereien jedoch jene scharfe Menschenkenntniß,
che auf dem europäischen Schauplatze seines
rkens inmitten der verdorbenen und oft genug
niedrigen Leidenschaften bewegten Gesellschaft
ıdons, und besonders des Hofes der letzten
ıarte, so nothwendig war. Er war mehr wohl=
lend als scharfsichtig und traute auch dem ver=
nitzten Heuchler gern gute Absichten zu. Gegen
rfolgung und Drangsale war er fest geblieben,
h geschah dies nicht immer bei den Aeußerun=
der Gunst eines Königs, oder bei der zarten
ɜmeichelei weiblicher Zuvorkommenheit, oder bei
fließenden Beredtsamkeit erfahrener Höf=

linge und gewiegter Diplomaten, weshalb er
Unterhändler auf dem Felde der Politik, wo
blos Redlichkeit, sondern auch Scharfblick
Schlauheit erforderlich ist, weniger geeignet
als Jakob dies voraussetzte. —

Wir sehen nach dem Verlaufe von mehr
zwei Jahren den Prinzen und die Prinzessin
Oranien in ihrem Lieblingsaufenthalte, dem So
merpallaste von Loo, wieder, den sie mit sei
blühenden Umgebungen als eine Oase in der W
in den sandigen Ebenen Guelderns geschaffen
ten. Marie hatte selbst den Grundstein zu
von rothen Ziegeln errichteten Gebäude ge
und die mit holländischer Nettigkeit vollendete A
schmückung desselben, so wie seiner weiten Gä
hatte ihr lebendigstes Interesse in Anspruch
nommen. Unter den Fenstern des nur von
bewohnten Flügels breiteten sich diese aus;
ihnen warfen stolze Fontainen ihre Strahlen
por und an ihn schloß sich ein Irrgarten, in
sen labyrinthischen mit Statuen geschmückten
gen man den Faden Ariadnes hätte gebrau
können, um sich glücklich wieder aus ihm her
zufinden. Hinter diesem sah man einen di
Hain, in dessen einsamen Pfaden Marie
lustwandelte und der noch jetzt „der Hain der
nigin" genannt wird. Vogelgärten, in denen g
zende Pfauen einherstolzirten und in welchen
Prinzessin manche ausländische Wasservögel

umfangreichen Teichen zog, vervollständigten diese Anlagen. In ihren breiten Gängen mit den geraden Beeten, auf denen ein so prangender Tulpenflor, wie ihn nur der Kunstfleiß Hollands hervorzubringen vermag, unter den zahlreichen Kindern Floras die hauptsächlichste Stelle einnahm, und hinter welchen sich die rothen Mauern des Lustschlosses erhoben, bewegten sich Wilhelm und Marie mit allem jenen Vergnügen, welches man genießt, wenn man sich inmitten einer wohlgelungenen, großartigen Schöpfung befindet, welche man denkend und handelnd selbst in's Leben gerufen hat.

Theils aus Rücksicht auf die Wünsche ihres Gemahls, theils der ängstlichen Besorgniß ihres eigenen Herzens folgend hatte Marie von den Generalstaaten eine Leibwache für den Erstern verlangt, welche seiner Person Sicherheit gegen jeden Ueberfall Fremder verleihen sollte. Dieser Wunsch war von den großmögenden Mynheers bewilligt worden und die Prinzessin fühlte sich dadurch so sehr beruhigt und erfreut, daß sie mit Dankbarkeit sich erinnerte, daß es Elisabeth Villiers gewesen, deren schlaue Gewandtheit jenen gefährlichen Anschlag auf die Freiheit ihres Gemahls entdeckt und ihn durch diese vorzeitige Bloslegung unwirksam gemacht hatte. Sie vergab daher der Gespielin ihrer Jugend das Unrecht, welches diese ihr zugefügt; Elisabeth ihrerseits hielt sich innerhalb der Grenzen, welche ihre Stellung ihr vorschrieb,

wurde auch durch den Prinzen zu keiner weitern Ueberhebung veranlaßt, und so herrschte nach wie vor der vollkommenste Friede im Innern der holländischen Fürstenwohnungen, welcher so lange in den stolzen englischen Palläſten gefehlt hatte.

William Penn erschien vor dem fürstlichen Paare, indem es ihn in einem der sehr comfortabel und prächtig ausgeschmückten Empfangzimmer von Loo erwartete, mit bedecktem Haupte und mit dem Gruße der Brüderschaft, mit welchem er jeden Sterblichen anredete. Nachdem er darauf die Briefe übergeben, welche ihm der König Jakob eingehändigt, fuhr er fort:

„Jakob hat mir aufgetragen, bei Euch Klage über den Doctor Burnet zu führen, welcher jede seine Regierungshandlungen auf eine ihm nicht beikommende Weise in seinen Flugschriften beleuchtet, die er im Haag herauskommen läßt.“

„Der König hat uns seine Unzufriedenheit mit dem Doctor schon früher kund gegeben,“ versetzte der Prinz, „und da ich Seiner Majestät gefällig zu sein wünschte, so habe ich ihn schon seit sechs Monaten nicht an meinem Hofe gesehen. Die Freiheit der holländischen Presse kann ich nicht beschränken, da mir die Macht dazu fehlt und ich [illegible]rf ihm also seine Federübungen nicht unter[illegible]gen, auch wenn diese England und seine Zu[illegible]inde betreffen.“

„Der König wünſcht ſeine Auslieferung nach
ıgland hin," fuhr der Quäker fort.

„Hierin kann ich nicht willigen," entgegnete
ː Statthalter, „denn er iſt in Holland natura-
irt und ein holländiſcher Bürger ſteht unter den
ːſetzen dieſes Landes. Burnet iſt von Geburt
ı Schotte; der König wünſcht ihn nach Edinburg
ſchicken und ihn dort die eiſernen Stiefel der
ılter koſten zu laſſen, ehe er ihn aufhängen läßt,
ı ſeinen ganzen Zorn an ihm zu kühlen. Er
ißt, daß er in Holland ſicher iſt; darum hat er
ːt großen Koſten Schurken gemiethet, welche ihn
imlich mit Gewalt nach England ſchleppen ſollen;
ː große Ludwig billigt dieſen Plan, doch iſt
ırnet auf ſeiner Huth und verſäumt keine Vor-
ȳtsmaßregeln, lebt ſonſt aber ruhig nach wie vor
ː Haag."

„Hiervon hat Jakob mir nichts geſagt," ſprach
ːnn nicht ohne hörbare Verwunderung. „Er hat
ːr wiederholt Verſicherungen ſeiner väterlichen
ːbe für ſeine Tochter und ſeinen Sohn von
ːanien gegeben.".

„Thätige Beweiſe davon bemerken wir nicht,"
ȳr der Prinz fort, welcher ſich einem jener ſelt-
n Ausbrüche der Beredtſamkeit überließ, die ihn
Augenblicken der Aufregung ergreifen konnten.
Jakob der Zweite iſt der reichſte Fürſt, der je-
ıls auf dem brittiſchen Thron geſeſſen; ſeiner
ːeiten Tochter, der Prinzeſſin Anna, giebt er an

bestimmter Apanage und mit deren Zuschüssen acht und vierzig tausend Pfund jährlich, wogegen er gegen seine älteste Tochter nie irgend eine seiner Versprechungen erfüllt. Sie hat seit ihrer ersten Ankunft in Holland noch durchaus gar keine baaren Zuschüsse von ihm erhalten, wie es doch der Würde der englischen Thronerbin angemessen gewesen sein würde."

„Vielleicht denkt Jakob," versetzte Penn kleinlaut, „daß er seine Gelder lieber zum Besten seiner eigenen Unterthanen, in dem Lande, über welches ihn Gott gesetzt hat, verwenden will, obwohl alle christlichen Brüder ein gleiches Anrecht auf seine Milde haben."

„Er hat einen anderen Plan verfolgt," fügte der Prinz hinzu, „der gleich unväterlich war. Er beabsichtigte mit Hülfe des Generals Tyrconnel Irland, diese größte Colonie Englands, um welche die Engländer fünf Jahrhunderte lang gekämpft haben und welche erst Elisabeths glorreichem Scepter ganz unterworfen wurde, nach seinem dereinstigen Ableben unter Ludwigs des Vierzehnten Herrschaft zu stellen, da Tyrconnel lieber der Vicekönig des katholischen französischen Königs, als derjenige einer protestantischen englischen Königin sein will. Kann er dieser nicht ihr ganzes Erbe entreißen, so will er sie wenigstens um einen Theil davon bringen."

„Hiervon habe ich nichts in Whitehall gehört," erwiederte der Quäker mit einiger Betroffenheit.

„Es werden dort noch andere Dinge verhandelt, die man Ihnen auch nicht öffentlich erzählt," sprach Wilhelm weiter. „Ein Theil der extremen Partei ist so weit gegangen, den ältesten Sohn von Arabella Churchill, der früheren Geliebten des Königs, als einen möglichen Thronfolger für das ganze Reich aufzustellen. James Fitzjames hat sich so sanft in seinem Wesen gezeigt, daß sie ihn dereinst leicht nach ihrem Willen zu lenken hoffen, und daß er nur von der Königin gehaßt wird. Er ist zum Herzog von Berwik trotz seiner zwanzig Jahre ernannt worden, mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft; man will ihn die nämliche Rolle spielen lassen, welche Monmouth übernahm, obgleich die Thorheit dieses Plans offen zu Tage liegt. Moumouth wurde von einem großen Theil der Bevölkerung für den echten Sohn des Königs gehalten, was bei Berwik Niemand voraussetzt; der Erstere trat als Vorkämpfer des Protestantismus auf, während der Letztere katholisch ist, ihm also alle jene Sympathien der Protestanten fehlen, welche Monmouth allein zu einem Thronbewerber von einiger Bedeutung machten."

Bei dem ersten Anführen des Namens Monmouth war es bemerklich, daß die Prinzessin zusammenzuckte und leicht die Farbe wechselte, ob-

gleich sie bisher wenig an der Unterhaltung Theil genommen hatte. Penn versetzte nur:

„Dies Alles sind schlimme Dinge, doch wollen wir sie nicht glauben, denn so lange uns erlaubt ist zu zweifeln müssen wir stets das Beste bei Jedermann voraussetzen. Wenn Ihr über den König zu klagen habt, so will ich ihm Eure Beschwerden mittheilen; gewiß wird er ihnen abhelfen — und wenn es nicht sein sollte, so haltet es ihm zu Gute, wie liebende und gehorsame Kinder es ihrem Vater schuldig sind."

„Der König spricht in seinen Briefen noch von anderen Wünschen," sagte Wilhelm kalt.

„Jakob bittet Dich, die Einrichtungen und Bestimmungen, so wie die Veränderungen, die er in den Gesetzen vorgenommen hat, zu bestätigen und diese Bestätigung öffentlich auszusprechen. Du hast oft genug gezeigt, daß Gewissensfreiheit ein Gut ist, was allen Menschen bewilligt werden muß, darum wirst Du auch ohne Zweifel den Befehlen Jakobs beistimmen, die diese den Katholiken gewähren, Freund Wilhelm."

„Weder die Prinzessin noch ich werden jemals Jemanden wegen seines Glaubens verfolgen," entgegnete dieser. „Wir Beide werden immer mit der größten Freude sehen, wenn sowohl die Katholiken wie auch die von der englischen Hochkirche abweichenden Protestanten von allen Bedrückungen befreit und unter geeigneten Bedingungen auch zu

öffentlichen Aemtern zugelassen werden. Doch fürchten wir, wenn der König so rücksichtslos fortfährt, die hunderttausend Katholiken Englands vor seinen fünf Millionen Protestanten zu bevorzugen und eine so unverhältnißmäßige Menge von ihnen aller Orten anzustellen, daß dies die traurigsten Folgen haben kann. Wir können nur dem Könige rathen, daß er strenge nach den Gesetzen regiere; manche seiner Einrichtungen können theilweise gut sein, doch kann nur die Bestätigung des Parlamentes sie rechtskräftig machen. Wir bedauern auf's Tiefste den Weg, den der König bis jetzt in seiner Regierung verfolgte. Gegen alle jene Vorrechte, welche er sich ungesetzlich anmaßt protestiren wir nicht nur als Freunde der bürgerlichen Freiheit, sondern auch als Mitglieder des königlichen Hauses, denn wir haben das höchste Interesse, die Sicherheit der Krone zu wahren, die wir vielleicht einst tragen werden. Diese wird von dem König täglich mehr und mehr auf's Spiel gesetzt. Wir haben zu traurige Beispiele in der englischen Geschichte und in der Geschichte unsers eigenen Hauses gesehen, denn die brittische Nation empfindet einen solchen Abscheu gegen den schrankenlosen Despotismus, daß sie eher zu der wildesten Anarchie übergehen wird, ehe sie sich einen solchen auf die Dauer gefallen läßt."

Der Quäker sah mehr und mehr überrascht auf die Prinzessin, welche jetzt das Wort nahm:

„Der Prinz spricht mit seiner Meinung nur die meinige aus; ich stimme ihm in Allem, was er sagte, auf das Vollkommenste bei.“

„Nicht um der Krone von England Willen, nicht um die Herrschaft der ganzen Welt würde ich gegen die Gesetze, die ich beschworen habe, und gegen mein Gewissen handeln,“ fügte der Prinz hinzu.

„Dies ist lobenswerth und Gott wohlgefällig,“ entgegnete Penn sanft. „Wir wollen hoffen, daß Jakob sich diesen nämlichen Grundsätzen bald zuwenden wird, auch wenn er sie jetzt noch nicht auf allen seinen Wegen befolgt, denn Gott erleuchtet seine Erwählten oft genug zur rechten Zeit. Heute spricht er aus, daß es möglich ist, daß er Euch einen großen Gefallen thun würde, wenn Ihr vorher in seine Forderungen willigt. Er würde seine Allianz mit Frankreich alsdann aufgeben und der Coalition gegen dieses beitreten, was Du ihm mehrfältig vorgeschlagen hast, Freund Wilhelm. Nur möge Gott Blutvergießen verhüthen, wie ich hoffen will, und die Schwerter der Gewaltigen in der Scheide halten.“

„Dieses Anerbieten wird uns wenig Nutzen bringen, selbst wenn es ehrlich vom Könige gemeint ist, woran ich zweifle,“ versetzte der Prinz kalt. „So lange er sich im offenbaren Streite mit seinem Parlamente und seinem Volk befindet, ist er als Regent ohnmächtig und seine Hülfe kann

nur sehr unbedeutend sein. Sobald wie er sich mit dem Erstern vereinigt und mit diesem in Gemeinschaft nach den Gesetzen regiert, die er bei seiner Thronbesteigung angenommen hat, ist er der stärkste und gewaltigste Monarch in Europa, der vor keiner andern Macht auf Erden sich zu demüthigen braucht. Erst dann also, wenn er wieder auf diesen Weg zurückkehrt, den er auf so traurige Weise verlassen hat, kann sein Bündniß für uns wünschenswerth und erspießlich sein."

Der Quäker mochte nach den unbewegten Zügen und nach dem entschlossenen Ton des Prinzen voraussetzen, daß in diesem Augenblicke nicht viel auf diesen zu wirken sein möchte und wandte sich daher an die Prinzessin, die er für weniger bestimmt in ihrem Willen hielt:

„Bist auch Du mit der Regierungsweise Deines Vaters so unzufrieden, Freundin Marie? — Gewiß werden kindliche Gefühle für ihn in Deinem schönen Herzen leben, obgleich Dich die Zustände Englands am Meisten angehen müssen, da Du menschlichem Ermessen nach dereinst Gottes erste Dienerin darin werden wirst."

„Wenn ich dereinst den Scepter Brittanniens ergreife," sprach die Prinzessin mit einer Entschiedenheit, welche man in früheren Jahren nicht an ihr gekannt hatte, „so werde ich ganz im Geiste der Königin Elisabeth regieren, welche England so groß machte."

„Dennoch ist auch ihr Andenken von Flecken nicht rein, da ihre Hände nicht von Gewaltthaten frei blieben," sprach Penn bedeutungsvoll. „Bedenke wohl, daß sie nicht in allen Dingen zum Vorbilde dienen darf."

„Dies weiß ich nur zu gut," erwiederte die Prinzessin. „Auch meine Urgroßmutter Maria Stuart, die Königin der Schotten, steht noch weniger ohne Makel in der Geschichte da. Wenn Fürstinnen auf diese Weise handeln, so müssen sie erwarten, daß die Nachwelt an ihrem Andenken die Rache ausübt, welche das mit ihnen lebende Geschlecht nicht an ihren Personen nehmen konnte." *)

„Du wirst stets das Reich der Brüderlichkeit und Menschenfreundlichkeit auf Erden beschützen, ich weiß es," nahm Penn wieder das Wort. „Es wird fortschreiten trotz aller Drangsal, die dem Gerechten hier angethan wird. Das goldene Zeitalter der Freiheit aller Religionsbekenntnisse auf Erden bricht heran. Es wird kommen, das tausendjährige Reich Gottes hienieden, denn es ist mir entschleiert worden durch einen jener Hochbegnadigten, welche gleich Abraham und Moses gewürdigt wurden, von Angesicht zu Angesicht mit den Engeln des Herrn zu verkehren. Wir Alle müssen

*) Eigene Worte der Prinzessin von Oranien. Siehe Burnets Geschichte seiner eigenen Zeit.

unsere Sendung diesseits des Grabes vollbringen, die uns zu diesem glorreichen Endzweck auferlegt ist."

Der Quäker war jetzt auf die Themate gerathen, welche seine schwärmerische Begeisterung besonders zu erregen pflegten und ermangelte nicht, diese fast eine halbe Stunde lang vor seinen fürstlichen Zuhörern mit einer Beredtsamkeit auszuführen, von welcher er selbst glaubte, daß sie unwiderstehlich sein würde. Er erlebte indessen die Enttäuschung, daß allen seinen Auseinandersetzungen nur die wiederholte Antwort von dem prinzlichen Paare wurde, „daß sie in jeder Privatsache es sich zum größten Vergnügen machen würden, dem König Jakob gefällig zu sein, daß sie aber in jedem Punkte, welcher die öffentlichen Handlungen der Regierung von England beträfe, unwandelbar bei ihrer ersten Erklärung bleiben müßten."

Auch als dem Quäker später auf seinen Wunsch eine Audienz bei der Prinzessin allein gewährt wurde, äußerte sie sich nicht nur ganz auf die nämliche Weise gegen ihn, sondern berührte auch wiederholt die gänzliche Verschiedenheit, welche zwischen den Ansichten ihres Vaters und den ihrigen obwaltete, wobei sie ihm die letzteren in das hellste Licht setzte, indem sie hinzufügte:

„Ich spreche zu Ihnen, Herr Penn, mit weniger Zurückhaltung, als ich diese gegen den König

selbst beobachten würde, da diese mich durch die Achtung, welche ich ihm sowohl als diesem, wie auch als meinem Vater schuldig bin, stets veranlassen würde, seine Gefühle zu schonen und seinen Ansichten nicht direct zu widersprechen."

Mit diesem Bescheide mußte Penn sich trotz aller wiederholten Bemühungen begnügen und endlich nach England mit dem unbefriedigenden Bekenntnisse zurückkehren, daß die übernommene Mission als gänzlich gescheitert zu betrachten sei.

19.

Der König war höchlich erzürnt über dieses unerwartete gänzliche Mißlingen seiner Botschaft und sprach in mehreren Briefen an seine Tochter sein Mißfallen aus, worauf diese zwar stets mit kindlichem Respect antwortete, jedoch keine ihrer mündlichen Aeußerungen zurücknahm. Die Entfremdung zwischen den Höfen am Haag und in London wuchs daher immer mehr, da Jakob, anstatt den Vorstellungen seiner Kinder Gehör zu

geben, immer tyrannischer und unkluger in seinen Handlungen wurde.

Der bisherige Beichtvater des Königs, der Franziskaner Mansuete, ein frommer und milder Mann, wurde entlassen, weil seine Ermahnungen diesem nicht mehr angenehm waren, und ein Werkzeug der extremen Partei an dessen Stelle gesetzt. Der päpstliche Nuntius war von Rom aus zum Erzbischof von Amasis erhoben worden und es wurde seine Bekleidung mit der neuen Würde in der katholischen Kapelle von St. James-Pallast mit allem der Gelegenheit entsprechenden Pomp gefeiert. Als er am Abende in seinem bischöflichen Schmuck in dem Staatsgemach von Whitehall in den Kreis der zahlreich versammelten Hofgesellschaft trat, erhoben sich der König und die Königin von ihren Thronen und fielen vor ihm auf die Knie nieder, ein Schauspiel, welches seit fast einem halben Jahrtausend — als Johann ohne Land vom Bannstrahl getroffen war und darauf sein Reich vom Papst zum Lehn nahm und sich vor dessen Legaten Pandolph demüthigte — nicht in Brittannien gesehen worden war. Die stolzen Engländer waren der Meinung, daß der Erste unter ihnen vor keinem andern Menschen das Knie zu beugen habe und gaben sichtliche Zeichen des Mißvergnügens, ein bis dahin in der Geschichte der königlichen Gemächer unerhörter Vorfall. Trotz dessen bestand der Monarch darauf, daß der

Nuntius bald nachher in feierlicher Prozession zu Hofe gehen sollte. Der zweite weltliche Peer des Reiches, Charles Seymour, Herzog von Sommerset, welcher königlicher Kammerherr war, sollte ihm das Reichsschwert vorantragen, weigerte sich aber dessen. Der König sagte ihm:

„Ich glaubte Ihnen eine große Ehre anzuthun, Mylord, indem ich Ihnen diesen Auftrag gab."

„Sire," sagte der Herzog, „ich habe erfahren, daß ich das Gesetz verletze, wenn ich ihn vollführen würde."

„Ich will Sie lehren mich eben so sehr zu fürchten wie das Gesetz!" rief Jakob grob. „Wissen Sie, daß ich über dem Gesetz stehe?"

„Aber ich nicht, und weil ich dem Gesetz gehorche, so fürchte ich Niemanden."

Diese Antwort des stolzen, fünf und zwanzigjährigen Jünglings war das erste Beispiel von offenbarer Widersetzlichkeit unter den Großen, die dem Throne am Nächsten standen. Zwar wurde Charles Sommerset seines Amtes entlassen, doch fand sein Beispiel in Kurzem Nachahmer. Bald auch wurden der Graf von Rochester und sein Bruder von ihrem Posten entfernt, weil sie sich weigerten zur katholischen Religion überzutreten. Dann wandte sich der reformirende Eifer des Königs zu den beiden großen englischen Universitäten Cambridge und Oxford. In der erstern setzte er

durch königlichen Befehl katholische Geistliche als Lehrer an, obgleich diese die durch die Statuten vorgeschriebenen Eide nicht leisten wollten. In Oxford erschien er selbst, hielt den protestirenden Mitgliedern der Universität ihr Unrecht mit Härte vor und verwandelte darauf das dort befindliche Magdalenen-Collegium mit seinen sehr reichen Einkünften in ein katholisches Seminar, aus dem die meisten der früheren Professoren vertrieben wurden. Es verließen darauf fast alle Studenten diese sonst so hochgeachtete Hochschule. Die beiden Universitäten waren nicht nur der Sitz großer Reichthümer, sondern auch der größten Intelligenz in allen drei Königreichen und besonders Oxford war von jeher wegen seines erklärten Royalismus bekannt gewesen. Hier war oft der Aufenhalt der Könige Englands und der erste und der zweite Karl suchten hier Schutz und Sicherheit, wenn es ihnen in ihrer stürmischen Hauptstadt zu unruhig wurde. Diese ganze geistige, auch ihm bisher ergebene Macht brachte der König jetzt so sehr gegen sich auf, daß auch sie in offenbare Opposition gegen ihn trat, welcher sich sogar der stille Professor Newton anschloß, von dem man hätte glauben müssen, daß die Verhältnisse der Erde nicht die feste Aufmerksamkeit seiner stets nach dem Plan des Himmels gerichteten Blicke würden anziehen können. Nun traten sieben Bischöfe der anglicanischen Kirche, die ersten Prälaten des Reichs, zu-

ſammen und unterſchrieben eine Bittſchrift, in welcher ſie unter vielfältigen Verſicherungen ihrer Anhänglichkeit an die königliche Perſon dieſer ſehr demüthige Vorſtellungen gegen ihr Verfahren machten und ſie in den beſcheidenſten Ausdrücken um deſſen Aenderung erſuchten; ſie könnten ſich nicht willig finden laſſen, die ihnen untergeordnete Geiſtlichkeit zu der Verleſung der die Religion betreffenden königlichen Erklärung von den Kanzeln anzuhalten, da ihr Inhalt gegen die Geſetze ſtreite, obgleich der König dies geboten habe. Dieſer ließ darauf die ſieben Biſchöfe in den Tower werfen und ſie als Aufrührer vor Gericht ſtellen, während er die untere Geiſtlichkeit in Maſſen ihrer Aemter entſetzte. Dieſe Maßregel brachte die ungeheuerſte Aufregung im ganzen Lande und beſonders in London hervor. Faſt alle übrigen Biſchöfe gaben ihren Collegen in ſchriftlichen Adreſſen ihre Beiſtimmung zu ihrem Verfahren zu erkennen; mehrere trafen in der Hauptſtadt ein, um ihnen perſönlich Troſt und Ermuthigung zu bringen. Täglich ſah man die Equipagen der vornehmſten Lords vor den Thoren des Towers, indem ſie gleichfalls die Gefangenen beſuchten. Der Gerichtshof war während der Verhandlung von Tauſenden umlagert und als endlich die Geſchwornen nach langer, vielbewegter Sitzung trotz der zu erwartenden Rache des Königs muthig genug waren, das „Nicht ſchuldig“ auszuſprechen, erhob ſich ein tauſend-

stimmiges Freudengeschrei draußen schallte weiter durch alle Straßen der ungeheuren Stadt, ging von Boot zu Boot über die Themse hin und wurde von Freudenschüssen begleitet, welche vom Bord der Schiffe ertönten. Man eilte herzu, um den Geschwornen mit Händeschütteln für ihr Benehmen zu danken, als sie die Gerichtshalle verließen und laut seine Genugthuung auszusprechen, daß England noch Männer besäße, welchen Gott und das Gesetz höher stände als alle Güter der Erde. Man betrachtete die ehrwürdigen Bischöfe als Märtyrer der guten Sache; das Volk fiel bei ihrem Heraustritt aus dem Gerichtshof auf die Knie, streckte die Hände aus und rief laut: „Gott schütze Eure Herrlichkeiten!“ indem es zugleich um ihren Segen flehte, den auch die Soldaten demüthig verlangten, welche sie im Tower bewachten und hierher geleiteten.

Jakob befand sich an diesem Morgen im Lager von Hounslow. Als er dies verließ hörte auch er hinter sich ein vielstimmiges Jubelgeschrei ertönen. Er fragte nach dessen Bedeutung und erfuhr, daß die Soldaten es wegen der Freisprechung der Bischöfe erhoben. Er schwieg betroffen, sagte jedoch bald darauf:

„Desto schlimmer für sie.“

Diesen Satz wiederholte er auch später noch, seiner Gewohnheit gemäß. Der hohen Geistlichkeit

Englands verdankte Jakob seine Krone, da sie allein mit ihrer ganzen Macht das Durchgehen jener Bill im Oberhause hintertrieb, welche ihn bei Lebzeiten seines Bruders von der Thronfolge ausschließen sollte. Sobald sie ihm aber jetzt eine wenn auch noch so bescheidene Opposition machte, verfolgte er sie mit der ganzen Härte seiner Tyrannei. Das Lager von Hounslow wurde aufgelöst und Jakob ließ nun eine Anzahl Irländer herüberkommen, bei welchen er weniger Sympathie mit den Interessen seiner englischen Unterthanen voraussetzen konnte. General Tyrconnel hatte diese jungen Landbewohner jetzt zu wohlgeschulten Soldaten eingeübt, die also sehr geeignet waren, den Unmuth der Engländer mit der Gewalt der Waffen niederzuhalten. Mit Recht besorgte indessen der König, daß diese hierdurch auf's Höchste empört werden würden. Irland war für sie eine unterworfene Provinz, welche in jeder materiellen und geistigen Hinsicht England weit untergeordnet sei. Die Feindseligkeit der Racen war damals in dem Inselande noch weit größer als selbst in unsern Tagen; die irischen Bauernsöhne wurden nicht ganz mit Unrecht von den Britten als Halbwilde betrachtet, und von diesen nun dominirt zu werden verwundete ihren Nationalstolz so sehr, daß laute Kundgebungen oft genug darüber erfolgten. Unverständig wie immer schlug Jakob nun eine halbe Maßregel ein. Er ließ die

Ueberschiffung der Irländer aufhören, nachdem er
eren genug in England hatte, um den Zorn von
essen Bewohnern zu reizen, jedoch nicht hinrei-
hend, um sie gänzlich niederhalten zu können.
In diesem Gefühl der Erbitterung stimmten alle
teligions- und politischen Parteien überein; die
atholischen Edelleute, welche ruhig unter ihren
rotestantischen Nachbarn im Innern des Landes
uf ihren Besitzungen wohnten, zeigten sich fast am
Meisten von Allen erzürnt, denn in dieser Bezie-
ung waren Alle nur Engländer, die gleich tief
ie Schmach empfanden, die irischen Bauern als
hre Herren betrachten zu müssen.

Früher schon war es dem Lande verkündet
orden, daß der König von seiner Gemahlin ei-
en abermaligen Thronerben zu erwarten habe.
Da die Königin noch nicht das dreißigste Jahr
reicht hatte und nur fünf Jahre seit der Geburt
rer letzten Prinzessin — welche bald darauf
arb — verstrichen waren, so konnte dies Ereig-
iß an und für sich nichts besonders Auffallendes
ben, wenn nicht wiederum die Unklugheit des
önigs und seiner eifrigsten Rathgeber und An-
inger es in ein solches, unter den bestehenden
mständen höchst gefährliches Licht gesetzt hätte.
iese Letzteren verkündeten, daß durch die Ver-
ittelung der Heiligen ein Wunder geschehen sei,
ß deßhalb mit Bestimmtheit ein Sohn geboren
erden würde. Die Damen der Königin sprachen

es laut im Pallast aus, daß man zwei Prinz
erwarten dürfe — wie dies im Traum ein
heiligen Manne verkündet sei — und daß d
Eine von ihnen König von England, der and
Papst werden würde, welche Plaudereien die K
nigin mit Vergnügen anhörte. Die Entbind
der Königin geschah einen Monat früher als m
nach den öffentlichen Bekanntmachungen erwar
hatte. Sie begab sich vorher nicht nach ihrem jetzt
wöhnlichen Aufenthaltsort Whitehall, sondern n
dem Pallast von St. James, welcher mehr Hint
treppen und Winkelgänge hatte, als der erst
Auch hatte die Königin sich in dem letzten hal
Jahr fast gar nicht öffentlich gezeigt und als e
lich die entscheidende Stunde heranrückte, ließ
König nur diejenigen Damen und Würdenträ
in den Pallast entbieten, von denen man wu
daß sie ihm und seinen Absichten durchaus e
ben waren und sich also einem Betruge nicht
bedingt widersetzen würden. Weder die Prinze
Anna noch die beiden Onkel derselben — die n
sten Verwandten der bisherigen Thronerben
noch der holländische Gesandte Mynheer von
velt wurden herbeigerufen, dessen Zeugniß als
treter Wilhelms von Oranien, des ersten Prin
von Geblüt und des Gemahls der ältesten P
zessin von England, von der größten Wichti
für die Echtheit jenes Kindes gewesen wäre, d
dessen Geburt die Letztere von diesem Throne

ängt werden sollte. Wie meistens sonst so ver-
umte Jakob auf jeden Fall auch hier wieder die
:aßregeln umsichtiger Klugheit. Er wußte, daß
r Verdacht laut geworden sei, daß man ein Kind
iterzuschieben beabsichtige und that durchaus
chts, um diesen zu entkräften. Wenn gleich die
:inzessin Anna ihrer Schwester schon früher wie-
rholt ihre Zweifel über den Zustand ihrer bei-
rseitigen Stiefmutter brieflich aussprach, so nahm
ch Wilhelm hiervon keine Notiz, sondern sandte
ten seiner nächsten Freunde, den Grafen von
lestein, welcher ein natürlicher Sohn seines Groß-
ters war und wegen seiner männlichen Schön-
it der holländische Adonis genannt wurde, mit
ter förmlichen Beglückwünschung wegen der Ge-
rt des Prinzen von Wales an seinen Schwie-
rvater. Der Graf machte ihm darauf schon von
ndon aus die überraschende Mittheilung, welche
ihm später mündlich bestätigte, daß von hun-
rt Engländern kaum Zehn an die Aechtheit des
ngen Thronerben glaubten. Die Tyrannei des
nigs habe eine unglaubliche, wilde Aufregung
rvorgerufen, in welcher sich alle Stände zusam-
:nschaarten. Die geistlichen und weltlichen Lords,
: Landedelleute und die untere Geistlichkeit, die
niversitäten, die Gerichtshöfe, die Kaufleute,
ichter, die Straßenbevölkerung der großen Städte,
: Bauern, welche das Feld beackerten, stimmten
:rin überein. Die Soldaten, die Matrosen, so-

gar die Schildwachen vor den königlichen Pallästen hegten die nämliche Meinung. Man habe den Hader der Parteien und den Streit der Secten untereinander bei Seite gesetzt, um Alle vereinigt eine dichte Phalanx gegen diese Tyrannei des Königs zu bilden. Endlich im Sommer des Jahres 1688 kehrte auch der Gesandte Dykvelt nach dem Haag zurück, um dem Prinzen von Oranien die hochwichtige Botschaft von einer Anzahl der großen Lords zu bringen, daß sie ihn einlüden, mit Bewaffneten herüberzukommen, um den zu erwartenden Ausbruch einer wilden Anarchie in ganz England zu verhindern, und daß sie sich ihm sofort bei seinem Erscheinen in Großbrittannien anschließen würden. Andere weniger Entschiedene wollten sich ganz ruhig verhalten, und ihm auf keine Weise feindlich entgegentreten. Sunderland, welcher für Geld zu Allem erbötig war, verrieth den englischen Verschwornen Alles, was um die Person des Königs vorging und was dieser selbst beabsichtigte, indem er es zugleich übernahm, jeden Verdacht desselben hinsichtlich eines zu erwartenden feindlichen Ueberfalles seines Schwiegersohns mit schlauer Arglist zu entkräften. Sogar Churchill, der Liebling und jahrelange Begleiter des Königs, trat heimlich auf die Seite der Unzufriedenen, da auch er mit dem scharfen Auge des klugen Politikers gewahrte, daß sein persönlicher Vortheil nicht lange mehr bei

ihm zu finden sein würde, indem die Unzufriedenheit weit allgemeiner noch gegen ihn in seinem ganzen Reiche erregt sei als selbst vor Zeiten gegen seinen Vater, der durch sie auf's Schaffot geführt wurde.

20.

Der Prinz von Oranien ging an einem schönen Abende mit seiner Gemahlin in jenem einsamen Haine, welcher sich hinter Loo ausbreitete. Die Septembersonne blickte goldig durch das hin und wieder sich lichtende Laub und beglänzte den sammtnen Rasen, der unter ihm grünte, lagerte auf den Sträuchern, die das fürstliche Paar selbst hatte pflanzen lassen und versilberte die Wellen der Teiche, welche auf ihr Wort entstanden waren. Aber diesmal beseelte sie nicht die Freude an dem Gedeihen der eignen Schöpfung, welche so oft sonst die Herzen des Prinzen und seiner Gemahlin be-

wegte, wenn sie hier im stillen Frieden ländlicher Abgeschiedenheit lustwandelten, sondern es waren Gedanken von so schwerem Gewicht, die sie erörterten, daß das Vergnügen hierbei keine Stimme haben durfte und daß ihre Blicke fast achtlos über diese sonst mit so lebendigem Interesse betrachtete Umgebung schweiften.

Nach längerem Wandern langten sie in einem kleinen tempelartigen Lusthause an, dessen an der Vorderseite offenes Inneres ihnen Sitze bot, die, wenn auch einfach ausgestattet, sich ihnen als willkommene Ruhepunkte darstellten. Beide ließen sich auf ihnen nieder und Wilhelm fuhr in dem begonnenen Gesprächsthema fort:

„Ich habe unendliche Schwierigkeiten bei dem beabsichtigten Unternehmen zu überwinden. Du kennst sie. Ich werde morgen nach Minden aufbrechen, um dort mit dem Churfürsten von Brandenburg noch eine letzte Zusammenkunft vorher zu halten. Dennoch kann ich Dir nicht aussprechen, wie sehr der Gedanke mich anwidert, wie Wilhelm der Eroberer in England auftreten zu sollen und — gleich wie er es vor mehr als sechshundert Jahren that — mit der Gewalt des Schwertes mir den Weg nach London zu bahnen. Jetzt sind die Engländer gegen die Irländer erbittert, welche sie unterjochen; wird nicht ihr Haß sich gegen die Holländer kehren, wenn ich mit ihnen herannahe? Sie verabscheuen die Tyrannei des Königs —

rden sie aber nicht noch mehr einen Befreier rwünschen, der an der Spitze fremder Truppen ter ihnen erscheint und werden nicht Manche nken, daß, wenn durchaus ein fremdes Regiment ragen werden soll, sie dies noch lieber von dem ichtigen Frankreich als von dem kleinen Holland gefallen lassen wollen?"

„Dies ist denkbar, doch ist man im Allgemei- n wohl zu sehr in England gegen Ludwig er- tert, als daß man im Ernst solcherlei Gedanken sführen würde," sprach die Prinzessin mit der iene tiefen Nachsinnens.

„Es ist nicht meine eigentliche Absicht," fuhr r Prinz fort, „England zu erobern, sondern nur jenige, es fest in die große europäische Allianz gen Ludwig zu ziehen, welches auf keine andere eise zu erreichen ist. Ich muß mit möglichst elen Truppen landen, denn niemals werde ich onmouth's thörichtes Beispiel nachahmen, welcher t einer Handvoll Leute in England erschien und f den Beistand keines einzigen Mannes von deutung rechnen konnte."

„Der arme Monmouth!" sagte die Prinzes- seufzend. „Er hat seine Verwegenheit zu theuer ßen müssen — und mein Vater ist es, den ich nen Mörder nennen muß!"

„Ich glaube, Du wirst ihm den Tod Deines ters nie verzeihen," sprach Wilhelm freundlich, dem er mit Theilnahme die tiefe Bewegung be-

merkte, welche sich in den Mienen seiner Gemahlin kund gab.

„Nie," sagte sie schaudernd. „Die blutige Härte meines Vaters hat eine ewige Scheidewand zwischen ihm und mir aufgerichtet. Du weißt wie heiß meine Thränen um Jakob Monmouth geflossen sind; er war der Gefährte meiner Jugend, mir der liebste von allen meinen Vettern. Er schied von mir in aller Liebenswürdigkeit seines Wesens, und der Gedanke an seinen Tod ist so fern, wie es nur jemals bei der Kraft und Schönheit eines jungen Mannes sein kann. Wenige Wochen später hatte mein Vater ihn enthaupten lassen — den Sohn seines eignen Bruders — dies ist zu entsetzlich!"

Sie bedeckte das Gesicht und noch einmal flossen dem Andenken ihres so viel von ihr betrauerten Verwandten jene bittern Thränen, denen sie sich auch jetzt — nach drei Jahren — sie nur mit Mühe erwehren konnte, wenn sie sich in der Einsamkeit lebhaft seinem Andenken überließ. Wilhelm ließ sie gewähren und sagte endlich sanft:

„Für diese Härte gegen seinen ältesten Neffen verdient jedoch der König wohl mehr Entschuldigung als für manche andere seiner begangenen Grausamkeiten. Monmouth war ein Rebell und erlitt die Strafe eines solchen. Der König will mich gleichfalls als einen solchen betrachten, weil auch der Wunsch fast der ganzen Nation mit

hinüberruft. Sollte das Glück sich gegen mich erklären und ich in seine Hände fallen, so wird er mich wahrscheinlich nicht gelinder behandeln als Monmouth."

Die Prinzessin fuhr zusammen und ergriff die Hand ihres Gemahls, als wolle sie diesen festhalten und ihn dadurch vor jedem Unglücksfall bewahren, der ihn treffen könnte. Mit angstvollem Tone sagte sie:

„Um Gottes Willen, Wilhelm, das wäre zu entsetzlich!"

„Beruhige Dich," versetzte dieser, „ich werde die äußerste Vorsicht anwenden und nur sehr langsam in England vorgehen. Aber wenn ich nun die Waffen dort erheben muß, wird dann Dein Herz nicht schwanken zwischen Deinem Vater und Deinem Gatten, wird nicht die kindliche Pflicht Dich zu ihm ziehen, wenn er mir zürnt?"

„Nein," rief Marie heftig, „ich traure tief über alle diese Zustände, allein ich sehe ein, daß die Verkehrtheit des Königs sie herbeigeführt hat und daß sie seinen Ruin veranlassen. Ich habe meinen Vater jung verlassen und ihn jetzt in manchen Jahren nicht gesehen. Nie hat er mir irgend eine Liebe seitdem erwiesen, nie etwas gethan, was diese bei mir hervorrufen könnte. Er that alles Mögliche, um nach meiner Vermählung mein häusliches Glück zu zerstören und richtete unter meinem eignen Dache ein System des Spionirens,

der Ohrenbläsereien und des Geklatsches ein, welches mir den größten Verdruß bereitete."

„Aber Du entrissest Dich ihm und schafftest Dir selbst Frieden, indem Du erklärtest, daß Du alle Zuträgereien verachtetest und die Einflüsterungen Deines Vaters so wie aller Andern zurückwiesest," versetzte der Prinz liebevoll. Seine Gemahlin drückte seine Hand und fuhr mit steigender Wärme fort:

„Er setzte meinen alten Freund und Erzieher, den Bischof Compton, ab, weil dieser sich weigerte, eine Handlung schreiender Ungerechtigkeit zu begehen, welche er von ihm verlangte; als ich ihn bat, Compton zu verzeihen und ihm seine Würden zurückzugeben, wies er mich unfreundlich ab. Er verschwor sich mit Tyrconnel, um mich, wo möglich, einer der drei Kronen zu berauben, welche meiner warten und nun endlich benachrichtigt er mich, daß ich einen Bruder habe, um mir sie alle drei zu entreißen — einen Bruder, den weder der Höchste noch der Niedrigste seiner Unterthanen für seinen wirklichen Sohn hält. Anna glaubt an diesen Betrug — und so muß auch ich es thun, an den Betrug eines Vaters gegen seine Tochter, die ihn nie kränkte oder beleidigte!"

Die Prinzessin hielt ein, indem ihre Stimme vor Entrüstung bebte. Der Prinz versetzte:

„Ich habe die Gebete für den sogenannten Prinzen von Wales hier in der englischen Kirche

einstellen lassen, da auch wir nicht an seine Aechtheit glauben können."

„Meinen Vater zu lieben ist mir lange schon unmöglich geworden," fuhr sie fort, „doch ist es die Pflicht eines Kindes, ihn auch dann noch mit Ehrerbietung zu behandeln. Ich werde dies thun, so lange es mir möglich ist, allein ich vermag meinem Herzen nicht zu gebieten. Der grausame Tyrann, der Menschen auf bloße Anklagen hin foltern läßt, der anstatt das göttliche Vorrecht der Gnade für entschuldbare Vergehen zu üben und seine Unterthanen durch Milde zu gewinnen, sie als Sclaven in die Fremde verkauft, wo ihnen der Tod gewiß ist, und sie zu Hunderten hängt und viertheilt, der alte geachtete Frauen enthaupten und verbrennen ließ, weil sie Barmherzigkeit mit Verfolgten hatten — der die Religion zu unterdrücken wünscht, an der ich mit dem Glauben meiner Kindheit so fest wie am Leben selbst hänge — ist mir ein Abscheu geworden, wenn ich ihn auch meinen Vater nenne!"

Sie hatte mit einer Heftigkeit gesprochen, wie selbst ihr Gemahl sie fast nie noch an ihr gesehen hatte, wenn er gleich längst wußte, daß sie mit dem Benehmen des Königs sehr unzufrieden war. Es waren lange unterdrückte Gefühle, welche sich endlich in einem unerwarteten Ausbruche kund gaben. Sie fuhr mit zitternder Stimme fort:

„Ich habe keinen Vater mehr — denn d
Gedanke an ihn ist mir ein Entsetzen geworden
Wilhelm — Du bist bei mir an die Stelle d
Eltern getreten, die ich Beide verloren habe —
Beide! Meine Mutter durch den Tod in mein
Kindheit — meinen Vater jetzt, in meinen sp
teren Jahren durch sein Benehmen, welches ich
sehr tadeln muß! Dich allein habe ich anstatt d
Kinder, die Gott meinen heißen Bitten versag
anstatt aller der theuren Bande des Vaterland
die ich in meiner frühsten Jugend verließ. Me
und mehr habe ich die Stärke Deines Geistes
wundert, da Du mich würdigtest, mir Deine gro
artigsten Pläne zu enthüllen, und eingesehen, d
ich nie etwas Besseres thun kann, als nur ga
nach Deiner Leitung zu handeln. In Dir fin
ich Alles wieder, was ich verloren habe — D
bist mein Alles — meine Liebe zu Dir ist imm
heißer und aufrichtiger geworden, je länger ich d
Deinige war — mein Herz ist nur zwischen D
und Gott getheilt!“ —

Sie war an seine Brust gesunken, schlang ih
Arme um ihn und brach wieder in Thränen au
die leidenschaftlicher als die vorhin vergossene
waren. Er erwiederte ihre Liebkosungen zärtli
und versetzte dann:

„Daß Du vollkommen mit mir in dies
Sache übereinstimmst ist mein größter Trost. No
sind meine Vorbereitungen nicht vollendet; m

chöpft schon Verdacht hinsichtlich ihres Endzwecks
nd ich werde diesen nicht lange mehr verheim-
ichen können. Ich habe gesagt, daß die Flotte,
elche ich ausrüste, gegen die Corsaren bestimmt
ei, deren sich einige in unsern nördlichen Gewäs-
ern haben blicken lassen; doch sammle ich auch
andtruppen, hinsichtlich welcher man sich nicht
nge täuschen lassen wird! Die Stadt Amster-
am ist von jeher meiner Familie feindlich gewe-
en; sie sowohl wie Ludwig der Vierzehnte können
eicht meinen ganzen Plan hintertreiben. Ich muß
panien, den Kaiser, das deutsche Reich, den
apst, über mein Unternehmen beruhigen, in Hol-
nd selbst die größte Sympathie dafür erwecken,
ie Engländer befreien und doch nicht ihre Eifer-
cht rege machen — muß Protestanten und Ka-
oliken zufrieden stellen. Du glaubst nicht, wie
h in der Stille leide; meine Unruhe ist schrecklich!"

„Kein Mensch wird sie Dir anmerken," ver-
etzte die Prinzessin mit einem trüben Lächeln.
Du scheinst so unbewegt und ruhig, als wenn
Dich nicht ein einziger ungewöhnlicher Gedanke
eschäftige. Niemand kann ahnen, was in Dir
orgeht."

„Ich sehe oft nicht ein," fuhr der Prinz fort,
wie ich alle Hindernisse besiegen kann. Niemals
n meinem Leben fühlte ich so sehr die Nothwen-
igkeit, mich allein der Führung Gottes zu über-
assen."

„Auf ihn müſſen wir bauen," entgegne Marie; „Du wirſt kommen, um einer ungerechte und tyranniſchen Regierung ein Ende zu mache und die Herrſchaft der Geſetze in einem groß Lande wiederherzuſtellen, in welchem alle Gräu eines blutigen Bürgerkrieges auszubrechen droh Er wird Dich unterſtützen in einem Werke, w nur Gutes bezweckt. Meine heißen Gebete werd Dir folgen!"

„Es trage Jeder von uns den Theil in ih der ihm auferlegt wird," fügte Wilhelm hin „das Uebrige legen wir in Gottes Hand. Ab wenn es mißlingt — wenn ich in England nic reuſſire — ſo bricht der franzöſiſche König a der Stelle in Flandern ein — erobert Holla das ich wehrlos zurücklaſſen muß — und ich v liere Alles, was ich bisher beſeſſen, während ſeine lange gehegten Pläne gegen mich zur wünſchteſten Ausführung bringt."

„Dies wäre entſetzlich!" ſeufzte Marie.

„Es bleibt immer ein höchſt gefährliches W geſtück," beſtätigte der Prinz.

„Doch denke ich," nahm die Prinzeſſin etwa muthiger das Wort, „daß Deine Staatsklug und außerordentliche Geſchicklichkeit alle di Schwierigkeiten beſeitigen wird."

„Eine von ihnen hat ſich bis jetzt von ſelb erledigt," verſetzte Wilhelm. „Du weißt, daß d hieſige franzöſiſche Geſandte d'Avaux den Kön

von England benachrichtigt hatte, daß er nach allen Anzeichen schließe, daß ich eine Landung dort beabsichtigte. Jetzt erfahre ich, daß Ludwig ihm für diesen Fall seine sofortige Hülfe angeboten hat. Jeder Courier, der von Versailles oder vom Haag in Westminster anlangt, hat dem König die ernsthaftesten Warnungen gebracht. Dennoch weist dieser das geschehene Anerbieten bestimmt ab, indem er behauptet, daß ich niemals wagen würde, Holland zu verlassen und dieses dadurch einem abermaligen schrecklichen Kriege preiszugeben; würde ich allen vernünftigen Erwartungen zuwider trotz dessen eine Landung in England versuchen, so würde kein Mann von Bedeutung sich an mich anschließen, wie man dies bei Monmouth gesehen habe, und er würde auf jeden Fall sehr wohl im Stande sein, mich mit seinen eignen Truppen zurückzujagen. Er glaubt, daß Ludwig ihn nur in Furcht setzen wolle, um ihn in dem Streite um die Kölnische Kurwürde auf seine Seite zu ziehen, denn Ludwig wünscht so gut in Köln wie im Elsaß zu herrschen."

„Dies ist sonderbar," sagte die Prinzessin nachdenkend. „Wer mag ihn in dieser Täuschung erhalten?"

„Ich glaube, daß es Sunderland ist, welcher ihm die Dinge so darstellt," versetzte der Prinz.

„Ein Erzverräther!" sprach Marie.

„Dennoch sind seine Dienste mir in dieser Zeit von großem Nutzen," fuhr Wilhelm fort. Ich darf keinen Alliirten zurückweisen, der mir so gute Dienste leistet, denn meine Aufgabe ist zu schwer. Ich werde Bentink mit mir nach Minden nehmen; er hat früher schon mit dem Kurfürsten von Brandenburg unterhandelt. Zulestein kann hier bleiben und mich sogleich benachrichtigen, wenn irgend etwas Wichtiges vorfallen sollte."

Er war aufgestanden. Seine Gemahlin folgte ihm, indem sie seinen Arm ergriff, als er den Rückweg in das Schloß antrat und am nächsten Morgen schon befand er sich auf dem Wege nach Minden, denn die Ereignisse drängten so sehr, daß keine Zeit mehr zu verlieren war.

21.

Das Fürstenthum Minden gehörte um die Zeit unserer Erzählung zu Kurbrandenburg. Es herrschte in den engen, unregelmäßigen Straßen der Hauptstadt ein reges Leben, denn der jung

Regent des Landes beehrte diese mit seinem Besuch. Ein ziemlich zahlreiches Gefolge begleitete ihn, und die altmodischen Häuser waren schön geschmückt und restaurirt, wie dies in Provinzialstädten zu geschehen pflegt, wenn der Landesfürst sie durch eine kurze Anwesenheit seiner Person verherrlicht. Anmuthig bekränzte die Bergkette die Gegend, die Porta Westfalica den Blicken des neugierigen Reisenden heute noch wie in den Tagen der Römer darbietend. Die stillen Fluten der Weser flossen so schweigsam dahin, als müßten sie in ihrem Schooße das hochwichtige Geheimniß bergen, was innerhalb der Mauern, die sie bespülten, verhandelt wurde. Der erlauchte Erbstatthalter der Niederlande war am Tage zuvor in sie eingezogen, um Friedrich von Brandenburg zu begrüßen, welcher vor kaum einem halben Jahr erst den Kurstuhl bestiegen hatte, den ihm sein Vater, der große Kurfürst, damals hinterließ.

Der Kurfürst Friedrich der Dritte hatte soeben das dreißigste Jahr überschritten. Sein Geist war hochgebildet, jedoch sein Körper so unschön, daß seine Gemahlin, die philosophische, geistreiche und schöne Sophie Charlotte von Hannover, ihn meistens nur ihren Aesop nannte. Die Fehler seiner kleinen Gestalt suchte er durch eine außerordentlich große Perücke zu verbergen, so wie sein goldbesetztes, sammetnes Hofkleid fast übermäßig prächtig verziert war. Bei dieser Liebe zu Ge-

pränge und Glanz war er von Natur gutherzig, jedoch sehr für das Ceremoniel eingenommen. Unter seinem Knie glänzte der Hosenbandorden, den er schon als sechszehnjähriger Jüngling sich von Karl dem Zweiten erbeten hatte; andere Orden bedeckten seine Brust, unter denen der Stern „de la générosité“ sich besonders auszeichnete. Das unaufhaltsame Streben nach hohen Dingen hatte sich schon bei dem zehnjährigen Knaben so sehr bemerklich gemacht, daß er in diesem zarten Alter diesen Orden stiftete. Er entwarf die Statuten selbst und schlug dann in der Kirche zu Altenlandsberg nach feierlichem Orgelspiel mit dem Ceremoniel des Ordens der Johanniter seine Hofleute zu Rittern „de la générosité“. Hierbei saß er auf einem großen Sessel, hatte rechts das Schwert, links das Cruzifix auf einem sammetnen Kissen neben sich, und beobachtete genau alle Förmlichkeiten. Jetzt saß er in einem schön ausgeschmückten Zimmer auf einem hohen Armstuhl, während hinter ihm mehrere Herren standen, die seine Begleitung bildeten. Ihm gegenüber saß Wilhelm von Oranien; hinter diesem stand Bentinck. Andere Herren, welche noch zu dem Gefolge der beiden Fürsten gehörten, waren im Vorzimmer geblieben. Wilhelm fuhr nach den überstandenen Förmlichkeiten der Eröffnungsreden also fort:

„Ich darf also aus Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht eigenem Munde hören, daß Sie die

Politik Ihres Herrn Vaters getreulich verfolgen wollen?"

„Eure Hoheit können dessen sicher sein," antwortete der Kurfürst mit einem gravitätischen Kopfneigen. „Der König von Frankreich wird mir hinsichtlich des feinen Hoftons, den er in Versailles eingeführt hat, so wie der ganzen Einrichtung seines Hofstaates stets ein verehrungswürdiges Vorbild bleiben, dem nachzustreben ich mich nach allen meinen Kräften bemühen will, allein in der Politik werde ich ihm nie beistimmen. Mein hochseliger Herr Vater, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ermahnte mich vor seinem Abscheiden, die Wege, die auch er verfolgte, nicht zu verlassen, doch hätte es dessen nicht bedurft, denn meine Gesinnung stimmt ganz mit der seinigen überein. Ich werde immer ein so hartnäckiger Gegner des Königs Ludwig bleiben, wie Eure Hoheit selbst und stets den Kaiser in allen Kriegen unterstützen, die er noch mit ihm oder mit seinen Alliirten, den Türken zu bestehen haben wird."

„Eure Durchlaucht wollen auch mir in nächster Zukunft Ihre Hülfe leihen?" fragte der Prinz.

„Ich werde auch hierin das Versprechen meines Herrn Vaters erfüllen," antwortete der Kurfürst. „Sechs tausend Mann stehen für Eure Hoheit bereit zur Landung in England."

„Die Brandenburger sind wackere Kriegsleute,“ bemerkte Wilhelm.

„Prinz Eugen Durchlaucht kennt sie aus dem letzten Türkenkriege,“ entgegnete der Kurfürst geschmeichelt. „Er nennt sie stets seine Lieblingssoldaten.“

„Der Kammerherr Bentink unterhandelte auch hierüber schon mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm,“ sagte der Statthalter. „Der Herr Oberpräsident Dankelmann hat die Sache in seine Hände genommen.“

Er richtete hierbei sein durchdringendes Auge auf einen Herrn im schwarzen Gewande, dessen Antlitz ein tief melancholisches Gepräge trug. Nie sah man Eberhard Dankelmann lachen. Er war früher Hofmeister oder „Studiendirector“ des Kurprinzen und dieser überließ sich noch jetzt unbedingt seiner Leitung. Dieser Colbert der brandenburgischen Staaten, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, verbeugte sich tief und versetzte:

„Ich bin den Befehlen Kurfürstlicher Durchlaucht dabei unterthänigst nachgekommen. Das Document über diesen Vertrag wird in den Händen des Kammerherrn von Bentinck sein.“

Dieser verbeugte sich jetzt seinerseits und deutete auf ein Papier, das er in der Hand hielt, indem er sagte:

„Hier ist es.“

Er übergab es dem Oberpräsidenten, welcher es dem neben ihm stehendem Kammerherrn überreichte, aus dessen Händen es erst der Kurfürst annahm. Der Prinz sagte:

„Eurer Durchlaucht gebührt der erste Federzug bei der Unterzeichnung; ich werde meinen Namen unter den Ihrigen setzen."

Der Kurfürst verbeugte sich mit gemessener Steifheit und schrieb seinen Namen, nachdem er das Document überlesen, mit einer Feder darunter, welche ihm diesmal der Oberpräsident Dankelmann darbieten durfte. Nachdem auch Wilhelm mit etwas weniger Feierlichkeit den seinigen beigefügt, sagte dieser:

„Ich werde Eure Durchlaucht ersuchen, mir im nächsten Monat die versprochenen Soldaten zu senden."

„Sie stehen zu Eurer Hoheit Diensten," sprach Friedrich.

„Ich werde nicht nur zum Schutze der Protestanten nach England gehen," fuhr der Prinz fort, „sondern eben so wohl zum Beistand der Katholiken, für welche bei der entsetzlichen Erbitterung, welche unter dem größten Theil der Engländer durch die Unklugheit des Königs Jakob hervorgerufen ist, eine zweite Bartholomäusnacht heranbrechen könnte. Ich werde Gesetz und Ordnung strenge bewahren und den Katholiken Englands ein ruhiges und friedliches Dasein dort

sichern, wenn sie sich diesem gemäß benehmen. Es soll ihnen gestattet werden, ihrer Religion ohne Kränkung anzuhängen und deren Gebräuche zu üben. Ich habe dieses bei den Höfen in Wien, in Rom und in Madrid auseinander gesetzt und Alle sind wohl mit meinem beabsichtigten Feldzuge zufrieden, dessen letzter Endzweck der dauernde Eintritt Großbrittanniens in die europäische Coalition gegen den König von Frankreich ist, den wir Alle gleich sehr als unsern Hauptfeind und Unterdrücker fürchten und hinsichtlich dessen Gesinnung gegen uns die Besetzung Englands keinen Unterschied machen kann, da diese nie freundlich gegen uns werden wird. Die Mehrheit der Katholiken wird am Meisten bei meinem Erscheinen gewinnen, da ich ihren Zustand dauernd sichern will; wenn dies nicht sogleich durch Parlamentsacte und geschriebene Statuten geschehen kann, was möglich ist, so muß eine aufgeklärte Regierung dies vorerst in der Praxis in's Leben treten lassen. Es sind also nur die Tyrconnels, Peters und andere katholische Abenteurer, die dabei verlieren werden. Zum Lohn für ihre Schmeicheleien und für ihre schlechten Rathschläge haben sie von ihrem zu leichtgläubigen Herrn Regimenter, Gesandtschaftsposten und Regierungsämter erhalten, welche bei einer neuen Gestaltung der Dinge ihnen nicht bleiben könnten."

Wilhelm hatte diese Auseinandersetzung mit

jener Klarheit mitgetheilt, welche ſtets ſeine Ideen belebte. Der Gebrauch des Wortes ſtand ihm ſehr wohl zu Dienſten, wenn er es nöthig hielt, ſich beredt über eine wichtige Staatsangelegenheit zu ergießen. Der Kurfürſt hörte ihm aufmerkſam zu, indem er das kluge Antlitz nicht von ihm abwandte. Als der Prinz geendet, neigte er abermals langſam das Haupt und ſprach ſehr ernſthaft:

„Sehr gut alles dies; ich bin ganz der Meinung Eurer Hoheit.“

Dann nahm er mit gleicher Feierlichkeit eine Priſe, welche ihm ſein Kammerherr präſentirte und fuhr darauf fort:

„Eure Hoheit wollen Sich eine Königskrone erringen; ein ſolcher Gewinn iſt ſchon den Einſatz einer Statthalterſchaft werth.“

„Wie ſich die Dinge in England geſtalten, wird ſich erſt ſpäter herausſtellen,“ verſetzte der Prinz. „Wenn ich nach London gelange, ſo werde ich ein freies Parlament zuſammenrufen, welches über die Zukunft des Landes entſcheide. Bis dahin habe ich nur die Abſicht, der Grauſamkeit und Tyrannei Jakobs des Zweiten entgegenzutreten.“

„Sehr politiſch und klug geſprochen,“ entgegnete der Kurfürſt. „Eine Königskrone iſt der höchſte Lohn für jeden Fürſten, der durch Tapfer-

keit oder durch politische Geschicklichkeit sie zu erreichen weiß."

„Eurer Durchlaucht Herr Vater hätte König von Polen sein können, wenn er gewollt hätte," bemerkte Wilhelm von Oranien. „Hätte er diese Krone angenommen, so hätten die Polen jetzt nach seinem Tode sie wahrscheinlich Ihnen, seinem Nachfolger angeboten."

„Dies hätte sein können," entgegnete Friedrich. „Noch eine zweite Wahlkrone war ihm zugedacht, denn die deutschen Kurfürsten beschäftigten sich ernsthaft damit, ihn zum Kaiser zu erheben. Aber in beiden Fällen hätte er seine Religion abschwören sollen — und für diesen Preis ist selbst eine Königs- und Kaiserkrone zu theuer, einen so hohen Werth sie auch sonst haben mag."

„Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat Preußen zum souverainen Herzogthum gemacht," sagte der Prinz lächelnd. „Vielleicht würde sich hierauf dereinst die Königswürde pflanzen lassen."

„Dies könnte möglich sein, doch ist es ein schwieriges Unternehmen," versetzte Friedrich nachdenkend, indem sein Blick seitwärts auf Dankelmann fiel.

„Schwierig, aber nicht unmöglich, wenn Zeit und Umstände gehörig benutzt werden," entgegnete dieser mit unveränderter Ernsthaftigkeit.

„Meine Minister Fuchs und Schmettau erklären es dennoch für eine Unmöglichkeit; wir müssen es also einstweilen ganz bei Seite legen.“

Der Kurfürst schloß mit einem Seufzer, denn allerdings vergingen noch zwölf Jahre, bis er endlich seinen Lieblingsplan verwirklichen und sich als Friedrich der Erste die Königskrone Preußens auf das Haupt setzen konnte. Der Prinz wandte sich jetzt an den dritten der hinter dem Erstern stehenden Herrn. Dieser war mehr als siebzig Jahre alt, zeigte jedoch die gerade, straffe Haltung des gedienten Militairs, während das schöne, kräftige Greisenantlitz Intelligenz und Muth ausdrückte. Er trug die Uniform eines preußischen General-Feldmarschalls. Dieser Mann war der Herzog Armand Friedrich von Schomberg, welcher nach Turennes und Condés Abgang der berühmteste Marschall Frankreichs gewesen war. Er verließ dieses nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes und ging nach Portugal, wo er sich schon früher um die Einrichtung des Kriegswesens verdient gemacht hatte. Von hieraus hatte ihn noch der große Kurfürst nach Berlin berufen, wo er General en chef aller Truppen, geheimer Staats- und Kriegsrath wurde und man für ihn eine Wohnung, das heutige sogenannte königliche Palais erbaute, in welchem später der König Friedrich Wilhelm der Dritte sich aufzuhalten pflegte.

„Mein lieber Schomberg," sprach der Prinz von Oranien, „ich kann mich also fest darauf verlassen, daß Sie in meine Dienste treten und mit mir nach England gehen wollen?"

„Ich stehe ganz zu den Befehlen Eurer Hoheit," sagte der Herzog, einen Schritt vortretend.

„Ich bewillige Ihnen," fuhr Wilhelm fort, „den nämlichen Rang, den Sie hier in Preußen bekleiden. Sie werden auch bei mir der Erste nach den Prinzen von Geblüt sein."

Der Herzog verbeugte sich. Der Prinz fuhr fort:

„Der Platz, den Sie ausfüllen werden, war schwer zu besetzen. Leicht kann ein Schuß aus einem Hinterhalt oder der Dolch eines Meuchelmörders meinem Leben schnell ein Ende machen. Mein Urgroßvater starb auf diese Weise."

„Wilhelm der Erste, der Befreier der Niederlande," bemerkte Bentinck, als der Prinz einen Augenblick inne hielt. Dieser sprach nun weiter:

„Der Zweite nach mir im Commando muß alsdann an meine Stelle treten können, damit unsere große Unternehmung nicht scheitere. Wenn ein Fremder den Engländern an der Spitze siegreicher Truppen entgegentreten wollte, so würde dies ihren Nationalstolz tief verwunden; erschiene anstatt dessen Einer von ihres Gleichen unter ihnen, so würde er jedesmal die Partei beleidigen, zu welcher er nicht gehört. Auch hat kein Engländer

bis jetzt eine gehörige Erfahrung im Kriegsdienst gezeigt, so daß ihm ein so wichtiger Posten anvertraut werden könnte"

„Es ist allein der berühmte Herzog von Schomberg, der sich dazu qualifiziren würde," sprach der Kurfürst mit seiner früheren Feierlichkeit.

„Wenn auch mein Vater ein Pfälzer war, so war doch meine Mutter, die Gräfin Dudley, eine Engländerin," sprach der Herzog mit bescheidener Freundlichkeit. „Ihr verdanke ich es, daß das Englische so gut wie das Deutsche meine Muttersprache ist.„

„Sie werden," nahm der Prinz wieder das Wort, „allgemein als der erste jetzt lebende Meister in der Kriegskunst betrachtet. Eben so wichtig ist es, daß Sie Sich durch Ihre Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, welche auch bei den schwersten Versuchungen untadelhaft erfunden wurde, die allgemeinste Achtung und das vollkommenste Zutrauen erworben haben."

„Man hat mir während meines früheren Aufenthaltes in England viele Liebe und Achtung bewiesen," sagte der Herzog.

„Die Chefs aller englischen Parteien haben Ihren Uebertritt in meine Dienste auf's Wärmste gebilligt," fügte der Prinz hinzu. „Sie werden mein Generallieutenant sein."

„Wann befehlen Eure Hoheit mein Eintreffen im Haag?“ fragte der Herzog von Schomberg.

„Ich denke, daß ich Sie zu Anfang des nächsten Monats bei mir willkommen heißen kann,“ sprach Wilhelm. „Es wird mir lieb sein, wenn Sie Sich alsdann in mein Lager bei Nimwegen verfügen und sich von dem Zustande meiner Truppen überzeugen wollen. Ich habe dort auch Artillerie und Cavallerie gesammelt, soviel mir möglich war; überhaupt ist für Ihre Ausrüstung geschehen, was irgend in unsern Kräften stand. Auch die Sechstausend, welche Eure Durchlaucht mir als Hülfstruppen stellen wollen, werden sich dorthin verfügen.“

„Wir wollen sehen, ob meine Brandenburger nicht in der Montirung dennoch die Besten bleiben,“ sprach der Kurfürst scherzend, ohne jedoch im Mindesten seine Würde dabei zu vergessen. „Bei dem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn vor zwei Jahren hatten die brandenburgischen Generale und Obersten lauter silberne Pferdegeschirre, die Oberoffiziere der Grenadiere an ihren Patrontaschen silbernes Blech, die Unteroffiziere versilbertes Messing, während die Gemeinen sich mit einfachem Messing begnügen mußten.“

„Es ist in Berlin Alles schön und prächtig,“ entgegnete Wilhelm mit ernstem Lächeln. „Diese Erfahrung habe auch ich gemacht. Als ich vor acht Jahren die Ehre hatte, den Kurfürsten Frie-

rich Wilhelm zu besuchen, führte mich dieser in iner ganz vergoldeten Chaise nach Potsdam."

„Die sämmtlichen Fürstlichkeiten und Cavaiere, welche Eure Hoheit einholten, waren gleichalls prächtig angethan," sprach der Kurfürst. Auch denke ich, daß unsere Fußleibgarde, die in Potsdam am Schlosse aufgestellt war, sich in ihren lauen Röcken und weißen Aufschlägen sehr gut usnahm."

„Gewiß," versetzte der Prinz, „doch gefiel mir er Küchengarten Seiner Durchlaucht vor dem Potsdamer Thore am Allerbesten. Dieser war anz nach holländischem Muster angepflanzt, zeigte ben so schöne Blumen wie unsere Gärten und er Kurfürst sagte mir, daß er eigenhändig hier äe, pflanze und pfropfe und daß seine Diplomaen ihm keinen größeren Gefallen thun könnten, ls wenn sie ihm von ihren auswärtigen Stationen Sämereien, seltene Pflanzen und junge Bäume übersendeten."

„Mein Herr Vater liebte sehr die holländische Gartenzucht," sagte Friedrich. „Er hatte sie während seines Aufenthalts in Holland in seinen jungen Tagen kennen gelernt und verschrieb sich später einen berühmten Küchengärtner von dorther, der in Potsdam Alles nach seinen Wünschen einrichtete und ihm selbst die nöthigen Unterweisungen gab."

Wahrscheinlich würde die Unterhaltung jetzt wieder zu den anfänglich berührten ernsteren Gegenständen zurückgekehrt sein, wenn nicht ein Page des Kurfürsten mit der Meldung eingetreten wäre, daß der Graf von Zulestein so eben aus dem Haag eingetroffen sei und sogleich um eine Audienz bei Seiner Hoheit bitte. Da überdem die Stunde der Mittagstafel herannahte, so entfernte sich der Prinz, indem er sich bei dieser wieder bei dem Kurfürsten einzustellen versprach. Er verfügte sich in die ihm eingeräumten Gemächer und gebot Bentinck, sogleich den Angelangten zu ihm zu führen.

Der Graf von Zulestein, der illegitime Bruder von Wilhelms Vater, war einer der ergebensten Vertrauten seines fürstlichen Neffen. Ein tapfrer Soldat, fröhlicher Gemüthsart und elegant in seinen Manieren wußte er sich im Umgange mit Damen bei diesen außerordentlich beliebt zu machen. Unter dieser glänzenden und gewinnenden Außenseite besaß er jedoch eine scharfsichtige Klugheit und politische Voraussicht und Gewandtheit, welche fast derjenigen seiner berühmten Vorfahren aus dem Hause Nassau, Wilhelms des Schweigenden und Moritz des Scharfsinnigen gleichkam. Er war in alle seine Pläne genau eingeweiht und Wilhelm wußte daher jetzt gleich, daß nur ein Vorfall von großer Wichtigkeit ihn so schnell zu ihm führen könne.

„Was ist geschehen, Zulestein?“ fragte der Prinz, als dieser noch im Reisekleide vor ihm stand. Dieser hielt sich nicht bei einer weiteren Vorrede auf, sondern sagte:

„Es ist von Versailles aus der Herr von Bonrepaux nach London gesandt worden. Dieser hat immer Sunderland mißtraut und macht dem König Jakob jetzt das Anerbieten, daß Ludwig der Vierzehnte ihm trotz seiner früheren Ablehnung aller Hülfe eine Flotte zur Verfügung schicken wolle. Es soll der Versuch gemacht werden, den sorglosen englischen Monarchen auch gegen seinen Willen zu retten. Sein Gesandter Shelton in Versailles ist gänzlich mit diesem Verfahren einverstanden.“

„Ich glaube kaum, daß er sich wird retten lassen,“ entgegnete Wilhelm, „doch würde eine französische Flotte an der englischen Küste mir sehr hinderlich werden können.“

„Der französische Gesandte d'Avaux,“ fuhr der Graf fort, „hat eine Audienz bei den Generalstaaten der Niederlande verlangt. Man erwartete, daß er einige Vorschläge machen wolle, welche günstige Handelsbedingungen für uns darbieten würden und es war daher die Versammlung sehr zahlreich. Herr von Avaux erklärte jedoch, daß Seine Majestät der allerchristliche König sehr eng durch die Bande der Freundschaft und Allianz mit dem König von England verbunden sei und

daß jeder Angriff auf England als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachtet werden würde. Eine beträchtliche Truppenabtheilung stände bereit an der holländischen Grenze und würde sogleich in Flandern einrücken, sobald irgend eine Feindseligkeit gegen den König Jakob unternommen werden sollte. Der Präsident stammelte hierauf nur einige ausweichende Redensarten zur Antwort."

„Doch hätte er mit Recht erwiedern können, daß den Generalstaaten nichts von einem solchen Unternehmen bekannt sei," entgegnete der Prinz, „denn es ist ihnen bis jetzt keine offizielle Anzeige von mir darüber zugekommen."

„Dies geschah," versetzte Zulestein. „Dann auch eröffnete der Graf von Avaux den Generalstaaten, daß der König von Frankreich den Cardinal Fürstenberg und das Domcapitel von Köln unter seinen Schutz genommen habe."

„Er denkt auf diese Weise Köln vorerst mittelbar unter seine Herrschaft zu bringen," bemerkte Wilhelm Bentinck.

„Als sich der Gesandte entfernt hatte, herrschte die größte Aufregung unter den Abgeordneten," fuhr Zulestein fort. „Einige empfahlen Vorsicht und Aufschub; Andere athmeten nichts als Krieg. Der Großpensionair Fagel sprach heftig über die französische Frechheit und beschwor seine Landsleute, sich nicht durch Drohungen einschüchtern zu lassen. Die beste Antwort sei, noch mehrere Sol-

aten auszuheben und noch mehrere Schiffe aus-
ürüſten. Als die Sitzung geſchloſſen war verab-
edete ich mit ihm, ſogleich abzureiſen, um Eure
oheit unverzüglich von dem Vorgefallenen zu
enachrichtigen. Ich überbringe zugleich einen
rief von Fagel."

Der Graf übergab dieſen dem Prinzen, wel-
er ihn ſchweigend überlas. Er enthielt nur die
eſtätigung der mündlichen Mittheilung. Wilhelm
ar gegen ſeine Vertrauten ſo offen wie gegen
ine Gemahlin und die Unbeweglichkeit ſeiner
altung, unter welcher er gegen ferner Stehende
ne Empfindungen zu verbergen liebte, war ver-
wunden. Er ließ den Brief ſinken und ſagte
t einem Seufzer:

„Dies ſind ſehr ſchlimme Nachrichten, Zule-
in. Ich habe ſtets einen derartigen Schlag von
nzöſiſcher Seite gefürchtet. Wenn nur nicht
in großes Unternehmen, an das ich alle meine
äfte geſetzt habe, gänzlich dadurch vereitelt wird."

„Bei einem langen Aufſchub würde der Win-
hereinbrechen," entgegnete Zuleſtein. „Die
hreszeit würde dann zu ungünſtig für eine Lan-
ng in England werden; wenn bis zum nächſten
ühjahr gewartet werden müßte, ſo würden die
ſten für die Unterhaltung der geſammelten Land-
) Seemacht enorm ſein."

„Ich muß allein dafür ſtehen," ſagte der
atthalter. „Ich habe jede mögliche Erſparung

für meine Person und für den Hofhalt der Prinzessin beobachtet; sie hat kaum so viel Aufwand gemacht, wie für ihre hohe Stellung unter den europäischen Prinzessinnen erforderlich ist. Alles dies geschah, weil wir unsere Gelder für wichtigere Zwecke sammeln wollten. Dennoch werden sie ohne die directe Hülfe der Generalstaaten nicht ausreichen."

Er ging hastig auf und nieder. Bentinck versetzte:

„Eure Hoheit werden nicht lange mehr säumen dürfen, diese offiziell in Anspruch zu nehmen."

„Jedes Verbergen meiner Absichten ist nun nicht mehr möglich," fuhr der Prinz fort. „Aber nein, nein, ich kann sie nicht aufgeben und wenn auch das Lilienbanner schon auf den Mauern von Brüssel wehte!"

Er war still gestanden und die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gab den Beweis, wie heftig erregt seine Empfindungen waren. Er fuhr auf die nämliche Weise fort:

„Die Spanier sind unsere Freunde. Wenn auch Ludwig die spanischen Niederlande überschwemmte und wenn sie dann auch nur Ostende, Mons und Namur bis zum nächsten Frühlinge behaupten könnten, so wollte ich mit verstärkter Macht von Brittannien zurückkehren und bald Alles wieder erobern, was nur auf eine kurze Zeit verloren sein würde."

„Doch fürchte ich, daß dies nicht die Meinung der Generalstaaten sein wird," bemerkte Zulestein. „Sie werden schwerlich einwilligen, ihren Generalissimus mit ihren besten Truppen über die Nordsee fortzuschicken, während eine furchtbare, feindliche Armee ihre eigenen Grenzen bedroht."

„Ich fürchte es auch! — Gott weiß, ob ich vorschreiten kann oder ob ich das Ganze werde aufgeben müssen! Dies wäre ein großer Kummer für mich!"

„Vielleicht werden noch Zwischenfälle eintreten, die Alles günstiger gestalten," tröstete Bentinck."

„Wir wollen es hoffen," sprach der Prinz. „Auf jeden Fall will ich meine Zurückkunft nach dem Haag beschleunigen. Ich will die letzten Abreden mit dem Kurfürsten heute nach der Tafel nehmen und morgen früh wieder nach Loo aufbrechen. Dort will ich nur einige Stunden ausruhen und dann gleich weiter nach Amsterdam und nach dem Haag gehen. Halte Alles morgen früh um sechs Uhr zur Abfahrt bereit, Bentinck. Auch Sie, Zulestein, werden mit in meinem Wagen fahren."

Die beiden Herren verbeugten sich zustimmend und der Prinz begab sich hinweg, um sich für die Tafel des Kurfürsten anzukleiden. Dieser entließ ihn endlich nach einem freundlichen, jedoch stets förmlichen Abschiede. Der nächste Morgen schon

Niederlande waren wenigstens auf einige Wochen vor den Franzosen sicher — und diese Wochen reichten hin, um Wilhelm's Pläne in's Werk zu setzen. Sogar die diesem bisher so feindlich gesinnte Stadt Amsterdam war so mannichfach durch Ludwig beleidigt worden, daß sie ihn durch Bentinck unter der Hand ihrer Zustimmung versichern ließ und so gelang es ihm bald darauf, in einigen geheimen Sitzungen den offiziellen Beistand der Generalstaaten zu seinem Kriegszuge zu erhalten.

Am 16. October des Jahres 1688 fand Wilhelm von Oranien sich noch einmal in einer feierlichen Sitzung der Vereinigten Staaten der Niederlande ein, um ihnen sein letztes Lebewohl zu sagen. Die Augen der zahlreich versammelten der Abgeordneten waren auf ihn gerichtet, als er das Wort nahm:

„Ich bin gekommen, um Ihnen noch einmal meinen Dank für die Güte auszusprechen, mit welcher Sie über meine schutzlose Kindheit wachten, für das Vertrauen, welches Sie während meiner Führung der holländischen Staatsangelegenheiten in mich setzten, für die Hülfe, welche Sie mir zu der gegenwärtigen großen Unternehmung bewilligten. Es war stets mein erster Wunsch, die Interessen meines Vaterlandes durch Wort und That zu fördern. Ich verlasse jetzt Sie Alle und dies theure Vaterland, vielleicht auf Nimmer-

iederſehen. Wenn Gott über mich beſchließen
llte, wenn ich für die Unabhängigkeit Europas
t fallen beſtimmt bin, ſo empfehle ich meine ge-
ebte Gemahlin Ihrem Schutze. Ich laſſe ſie
nter Ihnen zurück, überzeugt, daß ſie ſich im
choooße ihrer beſten Freunde befindet, welche ihr
allen Wechſelfällen treu zur Seite ſtehen werden."

Tiefe Stille herrſchte ringsum. Endlich äu-
rte der Großpenſionair Heinſius einige Worte
r Antwort. Seine Stimme bebte vor innerer
ewegung und noch hatte er nicht geendet, als
on keiner von allen dieſen ernſten Senatoren
e Thränen zurückhalten konnte. Wilhelms ei-
ne Faſſung allein ſchien unerſchüttert und er
nd unter ſeinen tief gerührten Freunden ſo
hig und unbewegt, als handle es ſich um die
wöhnlichſte und gleichgültigſte Angelegenheit.
ie Deputirten der bedeutendſten Städte der Nie-
rlande gaben ihm dann das Geleite bis an ſeine
n Ufer liegende Yacht. Oeffentliche Gebete wur-
n für ihn in allen Kirchen im Haag gehalten.

Seine Truppen waren eingeſchifft und ſeine
otte hob die Anker. Schomberg und Bentinck,
uleſtein und Burnet, ſo wie eine Menge engli-
er Lords und Herren begleiteten den Prinzen.
uch Ferguſon tauchte plötzlich wieder auf, in der
offnung, ſich abermals bemerklich zu machen,
ch wurde er nur mit Kälte und Verachtung
n den Holländern wie von den Engländern be-

handelt. Er mochte bei einem so unvorsichtig geführten und schlecht eingerichteten Zuge, wie es derjenige des Herzogs von Monmouth gewesen war, sich zu einiger Wichtigkeit haben emporschwingen können; bei der Vereinigung so vieler erfahrenen Generale und gewiegten Staatsmänner jedoch blieb er gänzlich unbeachtet und wurde von ihnen meistens nur als ein Gegenstand des Widerwillens betrachtet.

Marie von Oranien stand mit Elisabeth Villiers und mit ihren andern Damen am Ufer von Helvoetsluys. Ihre verdunkelten Augen hafteten auf Wilhelms Fregatte, der Brill, deren Segel entrollt waren. Wilhelm war noch einmal an's Land gekommen und ein letzter Blick war der endliche Abschied vor der langen Trennung. Die Prinzessin sprach nicht; es fehlten der tiefen Wehmuth ihres Innern die Worte. Sie reichte der Lady Villiers ihre Hand, welche deren Druck warm erwiederte. Was auch hin und wieder diese Jugendgefährtinnen getrennt hatte: in dem Gefühl stimmten sie auf's Innigste überein — Wilhelm alles mögliche Gute zu wünschen und Gottes Segen für ihn zu erflehen! — Diejenige, bei der sie hierfür die meiste Sympathie fand, war Marien jetzt die Liebste und jede kleinliche Eifersucht war aus ihrem Herzen entschwunden. Endlich suchten sie wieder ihren Wagen auf und die Prinzessin ordnete nach der frommen Weise ihrer früheren

Erziehung mehrmals am Tage Gottesdienst in ihrer englischen Kapelle an, um den Schutz des Herrn in den Gefahren zu erbitten, welchen der Prinz und seine Begleiter ausgesetzt sein würden. — Ihr Gatte, den sie bis zur Anbetung liebte, zog aus, um ihren Vater, den sie verabscheuen mußte, zu bekriegen; in diesem angstvollen und schmerzlichen Kampf der Gefühle suchte sie allein Trost und Beruhigung an der nie fehlenden Quelle alles Heils, indem sie sich demüthig dem Willen Dessen unterwarf, der alle Dinge zum Besten lenkt, wie sie sich auch gestalten.

Das Geschwader legte bald mit günstigem Winde die Hälfte des Weges zurück. Nun aber war dieser zum Sturm geworden, dessen Wildheit immer mehr zunahm; er sprang um und kehrte seine Wuth gegen die holländischen Schiffe, welche jede Anstrengung ihrer seetüchtigen Matrosen aufbieten mußten, um nicht gänzlich zertrümmert zu werden. Auch gegen die Brill rasten die entfesselten Elemente, als wollten sie sie rettungslos in dem Grunde der Wellen begraben. Die ganze Besatzung war erschrocken. Wilhelm jedoch blieb in dem Toben des Windes und in dem donnernden Rollen der Wogen wieder der Gefaßteste von Allen. Kein Laut der Besorgniß kam über seine Lippen, keine Miene drückte Angst oder Unentschlossenheit aus. Er befahl mit immer gleicher Ruhe, daß das Signal gegeben werden möge, daß

alle Fahrzeuge Helvoetsluys wieder zu erreichen suchen sollten. Auch die Brill gelangte nochmals dahin, doch weigerte Wilhelm sich, wieder an's Ufer zu gehen. Er wollte Europa zeigen, daß diese letzte Widerwärtigkeit ihn nicht im Mindesten erschreckt und sein Vorhaben nur für wenige Tage verzögert habe. Bald fanden sich auch die zerstreuten Schiffe wieder ein; von allen zwei und fünfzig Kriegsschiffen war nur eins zertrümmert. Kein einziger Soldat oder Matrose fehlte; nur einige Pferde waren umgekommen. Die Beschädigungen wurden ausgebessert und ehe noch der October zu Ende ging lichtete die holländische Kriegsflotte zum zweiten Male die Anker. Die Brill segelte kühn voran, allen Uebrigen das Zeichen gebend. Die Soldaten und der Train waren auf mehr als sechshundert Transportschiffe vertheilt, welche die Kriegsschiffe wie ein Wall umgaben. Admiral Herbert, einer der mißvergnügten Engländer, commandirte sie. Nach glücklicher Fahrt lief das Geschwader in der Bai von Torbay ein, einem Hafen an der Südküste Englands, wo damals oft Fahrzeuge ihre Zuflucht vor den Stürmen des atlantischen Oceans fanden. Von jenen reizenden Villen und anmuthigen Gärten, die jener Badeort uns heute zeigt, gewahrten die Holländer damals noch nichts. In der italienischen Milde der Luft blüht jetzt die Myrthe im Freien und von allen Orten des Inselreichs eilen Erholungsbe-

dürftige oder Vergnügungsluſtige herbei, um ſich auf dieſem lieblichen Geſtade auf Tage oder Wochen ihres Lebens zu freuen. Zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts war jenes bergige Amphitheater, welches den geräumigen Meerbuſen umgiebt, faſt unbelebt; nur Hütten von Ackerbauern und Fiſchern waren einzeln auf jener Fläche verſtreut, wo ſich jetzt elegante Pavillons und dicht bevölkerte Märkte darbieten.

Wilhelm und Schomberg waren bald am Ufer. Burnet geſellte ſich zu ihnen und ſprach dem Prinzen ſeine aufrichtigſten Glückwünſche aus. Dieſer hörte ihm lächelnd zu und ſagte dann:

„Wir haben oft über Vorherbeſtimmung geſtritten, Doctor. Was ſagen Sie nun dazu?“

„Ich werde nie die beſondere Gunſt vergeſſen, mit welcher die Vorſehung unſer großes Unternehmen bis jetzt begleitet hat,“ entgegnete Burnet warm.

Die engliſche Flotte, welche unter den Befehlen Lord Dartmouths im Canal lag, war eiligſt herangekommen, denn mittlerweile war Jakob endlich zum Bewußtſein der Gefahr gelangt, welche ihm drohte. Ihre Segel wurden den Holländern in der Ferne ſichtbar. Plötzlich erhob ſich abermals ein Sturm und zwang die engliſche Flotte, in dem Hafen von Portsmouth Schutz zu ſuchen, ſo daß die Ausſchiffung der holländiſchen Truppen in demjenigen von Torbay ungehindert vor ſich

gehen konnte. Der Wind war immer in den letzten Tagen den Wünschen des Prinzen günstig gewesen und jedesmal umgesprungen, wenn es für ihn und seine Flotte nöthig war. Es sprachen daher manche fromme Männer die Behauptung aus, daß sogar die gewöhnlichen Naturgesetze sich nach seinem Vortheil gerichtet hätten; es seien jetzt gerade hundert Jahre, seit die spanische Armada, die menschliche Kräfte nicht hätten bezwingen können, von ihnen vernichtet worden wäre.

Am sechsten November begann der Einmarsch der holländischen Truppen in England, doch konnte dieser nur langsam vorwärts gehen, da der heftige Regen das Fortkommen auf den grundlosen Wegen sehr erschwerte. In der kleinen Stadt Newton Abbot wird noch heute der Stein gezeigt, welcher auf dem Platze aufgerichtet wurde, auf welchem Wilhelms Proclamation an das englische Volk zuerst öffentlich verlesen wurde. Er sagte darin, daß er in Begleitung einer großen Anzahl Engländer und gerufen von vielen geistlichen und weltlichen Lords, als der Gemahl der ältesten Prinzessin von England und als der erste Prinz von Geblüt, herübergekommen sei, um die Beschwerden der Britten zu untersuchen und die Herrschaft der Gesetze wiederherzustellen, welche durch die allgemeine Unzufriedenheit sowohl wie durch den Despotismus des Königs so sehr erschüttert sei. Er würde veranlassen, daß ein freies Parlament zu

mmenträte, welches eine neue Ordnung fest be=
ünde.

Die Stadt Exeter war der nächste Ort von
:deutung, welcher occupirt wurde. Wilhelm ver=
ıute dem Doctor Burnet die Sorge an, alle
rchen und die Geistlichen jeder Confession vor
:en Beleidigungen und Verunglimpfungen zu
ützen. Ein ungeheuerer Menschenzudrang machte
ſ in der Stadt bemerklich; aus allen Dörfern
r Umgegend strömten die Bewohner herzu und
:ilenweit hatten die Zuschauer sich an den Land=
aßen Mann an Mann aufgestellt, um das unge=
)hnte Schauspiel einer fremden Armee mit Stau=
n und Ehrfurcht zu begrüßen. Die Bestandtheile
rselben hatten in verschiedenen Climaten und
ter verschiedenen Bannern gedient und kamen
her jetzt den ländlichen Insulanern doppelt wun=
rbar vor, da diese sehr wenige Kenntniß aus=
ndischer Sitten und Gebräuche besaßen. Voran
ten zwei hundert englische Herren auf großen,
:mändischen Rossen, deren Helme und Cüraſſe
:ithin glänzten; Jeder von ihnen wurde von ei=
m Neger begleitet, dessen Heimath die Zucker=
ıntagen Guineas waren, und dessen schwarzes
ıtlitz von einem farbigen Turban und von einer
:ißen Feder beschattet wurde. Dann kam eine
chwadron schwedischer Reiter in schwarzen Waf=
ıröcken und Pelzmänteln; von diesen flüsterten
e guten Landbewohner sich zu, daß sie in einem

Lande zu Hause wären, wo das Meer fröre und wo während der einen Hälfte des Jahres vollkommne Nacht sei, und daß sie die grimmigen Bären selbst erlegt hätten, deren Fell sie trügen. Jetzt folgte, umgeben von vielen Offizieren und Pagen, die große Fahne des Prinzen, auf deren orangefarbenem Grunde mit gigantischen Buchstaben zu lesen war: „Protestantische Religion und die Freiheiten Englands!“ — Nun erhob sich ein lautes Freudengeschrei, denn Wilhelm von Oranien selbst erschien im blanken Cüraß auf einem weißen Rosse; eine weiße Feder auf dem Hute, von vierzig Fußsoldaten umgeben. Wie martialisch war seine Miene, wie gedankenvoll seine breite Stirn, wie durchdringend sein Falkenblick! — Eine alte Frau drängte sich hervor. Ihre Söhne waren dem Unglückstage von Sedgemoor entkommen, um in dem noch schrecklicheren Blutbade der Blutgerichte durch Jeffries erbarmungslosen Spruch zu sterben. Sie drängte sich durch das Getümmel, achtete nicht der gezogenen Schwerter und der sich bäumenden Pferde und ruhte nicht, bis sie die Hand des Prinzen berührt hatte.

„Jetzt bin ich glücklich!“ rief sie. „Monmouth wird gerächt werden; ich habe den Befreier von England gesehen!“

Ein Lächeln bewegte die Lippen Wilhelms. Neben ihm zog der Herzog von Schomberg die Augen der Menge vorzüglich auf sich, jener große

:ger, flüſterte ſie ſich zu, welcher in Holland,
tugal und Deutſchland geſiegt hatte und wel=
auf den Marſchallsſtab von Frankreich ver=
ete, um der Religion ſeiner Väter treu zu
)en. Nun gewahrte man eine lange Reihe
eizeriſcher Soldaten, welche ſeit zwei Jahrhun=
:n ihren Namen auf dem ganzen Continente
rchtet gemacht hatten. Dann zogen mehrere
:eiche Abtheilungen unter der Führung Ben=
s, Zuleſteins und anderer holländiſcher oder
iſcher Chefs vorüber, denen das ſchwere Ge=
; und der ganze übrige Train ſich anſchloß.
) die ſechstauſend ſchön ausgerüſteten Bran=
urger fehlten nicht in der Maſſe. Es wurde
r allen dieſen Truppen nicht nur die ſtrengſte
:iplin gehalten, ſondern ſie mußten ſich auch
Höflichkeit und Beſcheidenheit gegen die Ein=
ıer betragen und alle Lebensmittel bezahlen.
) und nach ſammelte ſich nicht nur das Volk,
:rn eine Anzahl engliſcher Großen um Wil=
, welche Letztere von allen Seiten des Landes
:izogen, unter ihnen der älteſte Sohn des
Clarendon, ein Vetter der Prinzeſſin von
ıien. Er führte drei königliche Regimenter
ſich, von denen ein Theil zu dem Prinzen
ging. Auch Portmann und Lumley, welche
:ifrig in Monmouth's Verfolgung geweſen,
ſſen ſich nun dem neuen Befreier an. Ply=
th wurde von dem Grafen von Bath dem

Prinzen zur Verfügung gestellt. Nicht nur de ganze Westen Englands erklärte sich für ihn, son dern auch im Norden standen die meisten Gra schaften für ihn auf. Wilhelm verließ endlich Ex ter an der Spitze seiner Getreuen, indem er die Stadt unter dem Commando Sir Edward Se mours zurückließ. Der König hatte sich endlich n einer bedeutenden Truppenmacht in Salisbury ein funden, doch wollte der Prinz eine Schlacht v meiden, so lange dies irgend angehen konnte, de jeder Tag entführte dem Könige neue Streitkrä und vermehrte die seinigen. Auch beseelte i nach wie vor der Wunsch, nicht den blutigen P des Eroberers einzuschlagen, der ihn bei einem großen Theile der Engländer verhaßt mad mußte. Es fielen daher nur einige Scharmü zwischen der Vorhut und den irländischen Trup Jakobs vor, welcher nun erst zum Bewußtsein Gefahr gekommen seinem Schwiegersohn sich gegenstellte.

23.

Der Oberst Kirke lag mit einigen Regimentern in dem einige Meilen von Salisbury entfernten, kleinen Orte Warminster. Lord Churchill überredete den König, sich dahin zu begeben und jene Truppen persönlich zu inspiciren. Im Begriff in seine Kutsche zu steigen, welche vor dem erzbischöflichen Pallast hielt, den er bewohnte, wurde er von einem so heftigen Nasenbluten befallen, daß er die Fahrt aufgeben und während dreier Tage das Bette hüten mußte. Die Ereignisse gingen während dieser Zeit einen großen Schritt weiter. Der General Feversham, welcher als königlicher Generalissimus in Salisbury anwesend war, berichtete jetzt, daß sich ein schlechter Geist unter seinen Soldaten zeige und daß sich manchen Anzeichen zufolge sogar in der nächsten Nähe des Königs Verräther befinden müßten. Jakob wollte an diese letztere Meldung nicht glauben: Er, der so oft Andern die Treue gebrochen, konnte sich nicht denken, daß ihm mit gleicher Münze gezahlt werden könne. Dagegen beunruhigte ihn der Zustand seiner Armee auf's Höchste. Er rief einen Kriegsrath zusammen: Feversham wollte sich zurückziehen, Churchill Salisbury nicht verlassen. Der König entschied endlich für das Erstere. Um

Mitternacht erst gingen die Versammelten auseinander.

Kaum hatte Jakob am folgenden Morgen sein Lager verlassen als ihm von dem Dienstthuenden ein Brief gebracht wurde. Er erkannte Churchills Hand und erbrach hastig das Siegel. Der Brief lautete:

„Königliche Majestät! Im Begriff, einen ernsten Schritt zu thun richte ich einige Worte der Erklärung an meinen König. Alles was ich bin und habe verdanke ich der Gunst meines Monarchen; Interesse und Dankbarkeit zeichnen mir den nämlichen Weg vor. Unter keiner andern Regierung werde ich jemals wieder so hochgestellt und glücklich sein, wie ich es unter derjenigen Eurer Majestät war — aber alle diese Bedenklichkeiten müssen vor einer großen Pflicht zurücktreten: Ich bin ein Protestant. Der Prinz von Oranien ist als Vertheidiger des Protestantismus in England erschienen; ich kann nicht mein Schwert gegen diesen ziehen. Ich verlasse daher das Lager von Salisbury. Was alles Uebrige anbetrifft, so werde ich nach wie vor stets bereit sein, mein Leben und meine Habe für die geheiligte Person meines gnädigen Herrn und Königs einzusetzen.

Ich verharre mit den Gefühlen der tiefsten Verehrung Eurer Majestät unterthänigster Diener

„John Churchill."

Das Blatt entsank den Händen des Königs. prachlos starrte er darauf nieder. Endlich mur=elte er:

„Churchill, der mein größter Liebling seit anzig Jahren war — den ich erhoben vor allen ebrigen — der mir in Holland, in Schottland d in England zur Seite stand — Churchill ein erräther! — Feversham hatte Recht gestern, als mich vor ihm warnte — aber es ist dennoch glaublich!“

Er versank in Nachdenken. Plötzlich richtete sich wieder auf und seine unschönen Züge zeig= jene Härte und jenen Grimm, der so oft schon barmungslose Sentenzen dictirt hatte, und knirr=end rief er:

„Aber ich will ihn finden, den Erzverräther! o groß meine Gunst für ihn war, so schrecklich ll meine Rache an ihm sein!“

Nun wurde der General Feversham gemeldet, elcher auch heute in so ausgesuchter Toilette wie mer sonst sich darstellte. Die Mittheilung von urchills Flucht überraschte ihn durchaus nicht, er sie gestern schon vorausgesehen und er sprach:

„Ich habe Eurer Majestät noch andere Vor=lle zu melden, die eben so wenig erfreulich sind. er Herzog von Grafton hat sich zugleich mit Lord hurchill entfernt.“

„Grafton!“ rief der König, „der Sohn mei=

nes Bruders! Mein zweiter Neffe schon, der mich verläßt!"

„Von Warminster ist die Nachricht eingelaufen, daß der Oberst Kirke den Gehorsam verweigert hat. Er wird im Einverständniß mit dem Prinzen von Oranien sein; es heißt, daß er mit allen seinen Truppen zu ihm übergegangen ist."

„Kirke mit seinen Lämmern!" rief Jakob fast noch mehr überrascht, „Kirke, welcher mit den Rebellen so kurz umsprang, die für Monmouth gekämpft hatten? Jetzt weiß ich, warum alle diese Schurken mich veranlassen wollten, nach Warminster zu gehen. Ich sollte dort ganz in ihrer Gewalt sein; sie würden meine Begleiter leicht überwältigt und mich als einen Gefangenen in das feindliche Lager geschleppt haben — oder vielleicht gar wollten sie mich heimlich ganz auf die Seite schaffen. O, ich danke meine Rettung nur der Dazwischenkunft des heiligen Sebastian, welcher mir dies Unwohlsein sandte als ich im Begriff war, mich arglos in Gefangenschaft und Tod führen zu lassen! Gelobt sei er auf ewig für diese wahre Hülfe zur rechten Zeit!"

Der Monarch bekreuzte sich andächtig. Feversham hielt es nicht für nöthig, seine Meinung über diesen Punkt laut kund zu geben. Nun wurden Befehle zum schleunigen Abbruche des Lagers ertheilt, welcher fast mit der Eile einer hastigen Flucht in's Werk gesetzt wurde. Der kleine Prinz

ıdover wurde erreicht. Der Prinz Georg von inemark, ein wohlbeleibter blonder Herr mit ıuen Augen und einem nichtssagenden Gesicht, : zweite Schwiegersohn des Königs, und der ıge Herzog von Ormond, waren eingeladen wor= ı, mit dem Monarchen zu Abend zu essen. Wenn end eine Neuigkeit dem Prinzen Georg hinter= ıcht wurde, so war seine Gewohnheit, mit weit ſgerissenen Augen zu rufen:

„Est-il-possible?“

Als man auch ihm mittheilte, daß Churchill d Grafton entflohen seien, rief er nach längerem udern als gewöhnlich, abermals:

„Est-il-possible?“

Und als die schlimmen Nachrichten aus War= nſter zu ihm drangen wiederholte er:

„Est-il-possible?“

Das Souper beim König verging trübselig. :inz Georg war der wenigst Aufmunternde aller :ellschafter, denn Karl der Zweite hatte mit :ht von ihm gesagt: „Ich habe es mit dem :inzen versucht, wenn er betrunken und wenn er :htern war, und immer fand ich ihn gleich lang= :ilig.“ — Jakob war von den erlebten Wider= irtigkeiten niedergedrückt und Ormond, der stets weigsam und zurückhaltend war, verhielt sich eichfalls leidend. Endlich zog sich der König zu= ck; die nächste Kunde bei seinem Erwachen am lgenden Morgen war diejenige; daß Prinz Ge=

org, Ormond und der Sohn des Herzogs von Queensberry davon geritten seien. Der Letztere war das Haupt der schottischen Episkopalen, die bisher noch eifriger zu der bestehenden Regierung gehalten hatten als jeder englische Tory. Also auch hier ein abermaliger bedeutsamer Abfall. Jakob zeigte sich indessen weniger aufgeregt als am Tage zuvor. Churchills Abfall hatte ihn auf andere Verlüste gefaßt gemacht. Er sagte dahin ziemlich gelassen:

„Wie? Ist Est-il-possible auch davon gegangen? Uebrigens würde ein guter Reiter ein größerer Verlust sein. Er wird ganz von Churchill dominirt; dieser arglistige Verführer wird ihn leicht mit fortgerissen haben, denn er selbst ist kaum zurechnungsfähig!"

Jakob setzte seinen Rückzug nach London fort. Die erste Nachricht, welche ihm bei seiner Heimkehr in Whitehall wurde bestand darin, daß die Prinzessin Anna mit ihrer Ehrendame, der Lady Churchill, und mit zwei andern Frauen, seit zwei Stunden vermißt werde. Als ihre Kammerfrauen am Morgen ihre Zimmer leer fanden waren die schreiend und händeringend über die Höfe des Pallastes gelaufen und zu der Königin gedrungen, indem sie äußerten: „Die theure Prinzessin müsse von den Papisten ermordet sein, denn sie sei spurlos verschwunden!" — Die Neuigkeit verbreitete sich schnell mit mancherlei Zusätzen der hundert

züngigen Fama durch ganz London. Es hieß, man habe die Prinzessin thätlich beleidigt und sie gegen ihren Willen in irgend eine entfernte Festung geschleppt. Jahre der Bedrückung hatten das Londoner Volk für jeden bösen Verdacht empfänglich gemacht; jetzt wurden die Gemüther so sehr aufgeregt, daß die Königin kaum mehr sicher in ihrem Pallast war. Katholische und protestantische Getreue waren herzugeeilt, um sie gegen die ergrimmte Menge zu vertheidigen. Der Abend war herangebrochen. Jakob ging mit nur flüchtigem Gruße durch die heute noch wie sonst bei außerordentlichen Vorfällen gefüllten Räume von Whitehall. Er eilte sogleich in die Zimmer der Königin und ließ sich hier die schlimmen Botschaften ausführlich wiederholen. Noch war kein Wort über die Flucht seiner Lieblingstochter aus seinem Munde gekommen. Endlich sprach er dumpf:

„Gott helfe mir!“ Meine eignen Kinder verlassen mich!“

Er versank in Schweigen. Die Königin saß ihm gegenüber; ihre kummervollen Blicke hingen an seinem gramvollen Antlitze, an seiner gebeugten Gestalt. Sie befanden sich in dem nämlichen Gemache, in welchem vor längerer Zeit Marie Beatrice ihrem treulosen Gatten in dem Beisein ihrer geistlichen und weltlichen Freunde ihren Unwillen über seine Vorliebe für Catharine Sedley laut zu erkennen gegeben hatte. Aber alle ehe-

lichen Zerwürfnisse hatten in der jüngsten Vergangenheit vor den gehäuften Widerwärtigkeiten geschwiegen, die sich der Regierung Jakobs entgegenstellten. Die Königin dachte nur mehr an die auch auf ihrem Haupte wankende Krone und die Nachrichten von dem sich häufenden Abfalle so vieler bisher für treu Gehaltenen hatte sie fast noch mehr wie den König selbst erbittert. Jetzt rief sie in zorniger Entrüstung:

„Welche Schändlichkeit einer Tochter gegen ihren Vater! Womit denken Sie diese Nichtswürdigkeit zu bestrafen, mein Gemahl?"

Der König schwieg noch immer. Die Königin fuhr fort:

„Das schlechte Beispiel Mariens wird Anna angesteckt haben! Die Erstere läugnet die rechtmäßige Geburt ihres kleinen Bruders; Anna wird ihr beistimmen, weil ihr die Churchills dies dictiren. Sie ist einzig deren Puppe. Eine schmachvolle Rolle für eine Prinzessin, die sogar um ihretwillen von dem Dache ihres Vaters entflieht und in offenbare Widersetzlichkeit gegen ihren König tritt!"

Dieser fuhr plötzlich auf. In seinen bisher so starren Blicken zeigte sich ein schauerliches Leben. Er streckte die Hände aus und rief:

„Marie sendet mir eine Truppenmacht entgegen — Anna schließt sich ihr an — wie König Lear bin ich geworden — Goneril und Regan stehen gegen mich auf — und stoßen mich von

dem Throne meiner Väter — ha Hariet Wentworth — was erhebst Du Dich aus Deinem dunkeln Grabe — was wendest Du mir Dein bleiches Antlitz zu — und drohst mir — weil ich Monmouth enthaupten ließ — rufst mir zu: Vergeltung! — Ha — Vergeltung!"

Sein Ton war so schneidend, seine Geberden waren so heftig geworden, daß man hätte glauben können, sein verwilderter Geist wähne eine Vision zu erblicken. Er sank in seinen Armstuhl zurück. Die Königin sprang erschrocken auf und rief nach Hülfe. Das Haupt auf die Brust gesunken, mit verglasten Augen, mit schlaff herabhängenden Armen wurde Jakob hinweg getragen. Nach einigen Stunden erst erholte er sich und am Abende hatte er sich so weit gefaßt, um seiner nothwendigsten Pflicht genügen und seine Minister zusammen rufen zu können, nachdem sich die Aufregung des Volks etwas gelegt hatte. Nach dem Rathe der Erstern ließ er am folgenden Nachmittage die sämmtlichen noch in London anwesenden geistlichen und weltlichen Peers, beinahe fünfzig an der Zahl, in dem großen Eßsaal von Whitehall versammeln und forderte ihre Meinung, was bei dem gegenwärtigen Zustande des Reiches zu thun sein würde. Anfänglich herrschte Schweigen nach der Ansprache des Königs in dem weiten Kreise. Endlich lösten sich die Zungen und bald fielen harte Worte, wie sie Jakobs Ohr nach seiner Thronbesteigung noch

nicht vernommen hatte. Sein älteſter Schwager, Lord Clarendon, warf ihm laut ſeine Verkehrtheit und Tyrannei vor und deſſen Bruder Rocheſter fügte hinzu, daß ſogleich ein freies Parlament von Seiner Majeſtät zuſammen berufen und Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien begonnen werden müßten. „Welcher Kleinmuth," ſagten Beide, „das Heer ohne den Verſuch einer Schlacht von Salisbury zurückzuziehen? Kann das Volk getadelt werden, wenn es ſich dem Eindringling unterwirft, da ſein Herrſcher an der Spitze ſeiner Truppen vor dieſem davon gelaufen iſt?"

„Dies Alles wird nicht hinreichen," ſprachen die Lords Halifax und Nottingham, „denn es darf keine Zeit mehr verloren werden. Eine allgemeine Amneſtie muß ſogleich erlaſſen und alle Regierungsmaßregeln zurückgenommen werden, welche eine ſo allgemeine Erbitterung erzeugt haben!"

„Allgemeine Amneſtie? Niemals!" rief Jakob. „Ich muß vor Allen an Churchill ein Exempel ſtatuiren; nie werde ich ihm verzeihen. Er hat meine Armee und meine Tochter verleitet; er würde mich in die Hände meiner Feinde geliefert haben, wenn nicht ein beſonderer Schutz aus der Höhe mich davor bewahrt hätte! Ich finde, Mylords, daß Sie Sich weit mehr mit der Sicherheit der Hochverräther als mit derjenigen Ihres Königs beſchäftigen."

„Wenn Eure Majestät nach Allem, was sich zugetragen," entgegnete Lord Oxford, „noch einigen Nutzen von der Gewalt der Waffen erwarten, so haben wir nichts mehr zu sagen; wenn dies aber nicht ist, so können Sie nur mehr dadurch etwas erreichen, daß Sie die Zuneigung Ihrer Unterthanen wieder gewinnen."

Lange und lebhafte Erörterungen folgten. Endlich hob der König die Sitzung auf, indem er erklärte, bis zum nächsten Morgen über die gehörten Vorschläge nachdenken zu wollen. Dann erließ er Proclamationen, in welchen er diese vollständig annahm und die umfangreichsten Concessionen machte, wobei er heimlich beschloß, auch in dieser äußersten Bedrängniß in Wahrheit kein Haarbreit nachzugeben, sondern Alles zurückzunehmen, wenn er nur etwas Zeit gewönne. Als ihm der französische Gesandte, Herr von Barillon, noch an dem nämlichen Tage sich vorstellte, sprach er zu diesem:

„Meine Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien betreibe ich nur zum Schein. Ich will während derselben die Königin und den Prinzen von Wales auf ein Schiff und aus England herausbringen lassen. Von meinen Soldaten werden nur die Irländer mir treu bleiben und von diesen habe ich keine hinreichende Zahl in England, um alle meine Feinde niederzuwerfen. Ich habe zwar ausgesprochen, daß ich Allen ver-

zeihen werde, aber in der Wirklichkeit will ich sie mit aller jener äußersten Strenge bestrafen, die ich meinen Widersachern von jeher gezeigt habe. Ein sogenanntes freies Parlament würde mich zwingen, von Frankreich abzufallen und alle Bestimmungen zu widerrufen, die ich während meiner ganzen Regierung getroffen habe. Sobald die Königin und mein Sohn in Sicherheit sind, werde ich in Irland, Schottland oder Frankreich eine Zuflucht suchen und mit Waffengewalt zurückkommen um meinen Willen durchzusetzen, wenn es sonst nicht geschehen kann."

Bald darauf sandte er dem Lord Dartmouth, welcher als Admiral mit der Flotte noch immer in Portsmouth lag, heimlich den Befehl, den Prinzen von Wales zu dem nächsten französischen Hafen zu bringen. Von der Flotte waren die neuesten Proclamationen des Königs mit der lebhaftesten Freude begrüßt worden. Der Admiral und die sämmtlichen unter ihm dienenden Capitaine unterzeichneten eine Adresse, in welcher sie dem Könige ihren wärmsten Dank für die ausgesprochenen Zugeständnisse sagten und sandten diese nach London. Lord Dartmouth war bisher der treueste Diener seines Monarchen gewesen. Er hatte Monmouth seinem Kerker überliefert, war vielfältig um die Person des Königs gewesen, hatte Alles gethan, um mit der schlecht ausgerüsteten englischen Flotte die Holländer von ihrer

Landung abzuhalten und war nur durch die Gewalt des Meeres und des Windes an diesem Vorhaben verhindert worden; die Unzufriedenheit, welche sich in den letzten Wochen auch unter der Flottenmannschaft kund gegeben, hatte er zu beschwichtigen gesucht. Immer treu in Allem, was er für Ehre und Pflicht hielt sah nun dieser gewichtige Mann, daß ein großer Betrug an der Nation beabsichtigt würde und daß er ausersehen sei, an diesem Betruge Theil zu nehmen. Seine Antwort darauf war ein Brief an den König, in welchem er diesem erklärte, daß er als Protestant und Engländer so weit gegangen sei, wie sich dies irgend mit seinem Gewissen vertrage. Allein den englischen Thronerben der Gewalt Ludwigs des Vierzehnten zu übergeben, sei ein Verrath gegen die englische Monarchie; die Nation würde dadurch bis zur Wuth erbittert werden. Der Prinz könne nur an der Spitze einer französischen Armee zurückkehren, die England würde unterwerfen sollen. Er selbst sei nach wie vor bereit, sein Leben jeden Tag für die Vertheidigung seines Monarchen einzusetzen, aber an der Fortführung des Prinzen wolle er keinen Theil haben.

Jakob sah sich also genöthigt, sein Vorhaben dahin abzuändern, daß er befahl, den Prinzen wieder nach London zu bringen. Hier wuchs während dessen die Aufregung. Die Häuser der Katholiken wurden durchsucht, ob auch Waffen in

ihnen verborgen wären und der Pöbel drang in eins derselben, da man sich überzeugen wolle, ob auch von den Kellern aus Minen in die nächste Kirche gingen, durch welche man diese mit allen darin befindlichen Gottesverehrern in die Luft sprengen wolle. Man schrie in den Straßen nach dem verhaßten Pater Peter, welcher endlich klüglich den Pallast von Whitehall verlassen hatte, und ringsum ertönten Spottlieder auf die Irländer und die Bedrücker der Nation. Sogar die Schildwachen vor den Thoren des Pallastes stimmten diese an. Geheime Pressen ließen Flugschriften und Maueranschläge erscheinen, welche die Erbitterung immer mehr aufreizten und den König der Falschheit beschuldigten.

Während dies in der Hauptstadt vor sich ging brachte jeder Tag neue Nachrichten von Aufständen im Lande. Hull und Newcastle streckten das orangefarbene Banner auf und hoch flatterte es an vielen Stellen in den östlichen Grafschaften. Lords, Bischöfe und Schaaren kühner Streiter reihten sich darum und zogen triumphirend in Oxford ein. Die vom Könige so tief beleidigten Mitglieder der Universität widersetzten sich nicht; alle diese einst dem Hause Stuart so ergebenen Menschen und Gegenden fielen jetzt von ihm ab oder thaten nichts zu seiner Vertheidigung. Nun auch gingen Clarendon und mehrere andere Peers zu dem Prinzen über, welcher jetzt nach Salisbury

vorgerückt war und sich bereit erklärte, die von dem Könige ihm zugesandten Unterhändler in der in einiger Entfernung gelegenen Stadt Hungerford anzuhören.

Mittlerweile war der kleine Sohn des Königs ganz in der Stille im Pallaste von Whitehall angelangt. Nach den gemachten Erfahrungen traute Jakob es keinem Engländer mehr zu, daß er den Erben der englischen Krone in die Hände des Königs von Frankreich überliefern würde. Ein Franzose würde hierzu geeigneter sein und Jakob vertraute also seinen Sohn dem in London sich aufhaltenden Grafen Antoine von Lauzun an. Das Leben dieses Mannes war seltsamer gewesen als es bei Andern die Gebilde eines Traumes sein können. Als Knabe war er der Spielgefährte Ludwigs des Vierzehnten gewesen; später jedoch war er plötzlich aller seiner glänzenden Aussichten beraubt worden, indem Ludwig ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte und ihn sogar mit Schlägen bedrohte. Der in Ungnade gefallene Günstling wurde in eine Festung gesperrt, später jedoch aus dieser wieder entlassen. Er gewann nicht nur die Gunst seines Herrn wieder, sondern auch das Herz einer der ersten Damen Europas. Anna Maria, die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, die Enkelin Heinrichs des Vierten, Mademoiselle de Montpensier, wurde mit der Bewilligung des Königs seine anvermählte Gattin.

Drei große Herzogthümer, ein unabhängiges Fürstenthum und ein Einkommen, welches dasjenige des ganzen Königsreichs Schottland überstieg, waren die Mitgabe dieser Prinzessin. Ebenso unerwartet wie früher brach abermals der königliche Zorn über Lauzun herein. Er wurde nach wenigen Stunden von seiner Neuvermählten gerissen und in ein Bergschloß geworfen. Jahre der düstersten Kerkerhaft, die so trostlos war, das in ihr das Weben und Arbeiten einer Spinne seine größte Freude sein mußte, vergingen ihm hier. Endlich sänftigte sich Ludwigs Grimm und es wurde ihm die Freiheit, wenn auch nicht der Aufenthalt in Paris und Versailles, bewilligt. Er ging nach London und wurde von Jakob so wie von der höchsten Gesellschaft dort zuvorkommend aufgenommen, denn damals wurden die französischen Hofleute als Vorbilder der Anmuth in ganz Europa betrachtet und mancher Chevalier, welcher in Versailles gar nicht zum intimsten Hofzirkel gehörte, wurde mit allgemeiner Bewunderung in Whitehall angeschaut. Lauzun war der Mann, um diese im höchsten Grade auf sich zu ziehen; er besaß Muth und Ehrgefühl, war mit abenteuerlichen Unternehmungen vertraut, hatte die scharfe Beobachtungsgabe und scharfsinnige Unterhaltungskunst eines vollendeten Weltmannes und eine große Neigung für das irrende Ritterthum. Alle seine Nationalgefühle und alle seine persönlichen In-

tereſſen ſpornten ihn an, ein Abenteuer zu beſtehen, vor deſſen Ausführung die ergebenſten Diener des Thrones zurückſchreckten. Als der ſchützende Geleitsmann der Königin von England und ihres Thronerben auf einer gefahrvollen Flucht, durfte er hoffen, mit Ehren in ſein Vaterland zurückkehren und ſogar nach ſo vielen Wechſelfällen noch einmal das ſo heiß betrauerte Glück der königlichen Gunſt genießen zu können.

Die Anordnungen für die Flucht wurden ſchnell getroffen. Ein ſegelfertiges Schiff ſollte bei Gravesend näher dem Ausfluſſe der Themſe bereit liegen, allein dieſer Ort war nicht leicht zu erreichen. Die Stadt war noch immer in der höchſten Aufregung; das geringſte Ereigniß verurſachte einen Auflauf. Kein Fremder konnte ſich in den Straßen zeigen, ohne Gefahr zu laufen, angehalten und als ein verkleideter Jeſuit zur Unterſuchung vor irgend eine Magiſtratsperſon geſtellt zu werden. Es mußte alſo ein Umweg gewählt und jede Urſache zum Verdacht vermieden werden. Der König und die Königin zogen ſich wie gewöhnlich um zehn Uhr zurück. Als nach einiger Zeit tiefe Ruhe im Pallaſt herrſchte ſtand Jakob von ſeinem Lager auf und rief den dienſtthuenden Kammerdiener, welchem er ſagte:

„Du wirſt einen Mann an der Thür des Vorzimmers finden; bringe ihn hierher.“

Der Diener gehorchte und Lauzun wurde in das königliche Schlafzimmer geführt, welcher tief in einen Mantel vermummt war. Seine Gestalt war schlank und nicht groß und sein martialisches Antlitz wurde durch langes braunes Haar eingerahmt, welches in natürlichen Locken auf die Schultern herniederfiel.

„Graf Lauzun," sprach Jakob, „ich vertraue Ihnen meine Königin und meinen Sohn an; Alles muß riskirt werden, damit sie sicher nach Frankreich gelangen."

„Sire," sprach Lauzun warm, „ich erlaube mir, Eurer Majestät meinen innigsten Dank für die große Ehre zu äußern, die Sie mir durch ein so umfangreiches Vertrauen erzeigen. Je mehr Gefahr mit diesem Unternehmen verbunden ist, je größeren Werth hat es für mich. Ich stehe mit meinem Leben für die Sicherheit Ihrer Majestät und des Prinzen ein; nur wenn ich gefallen, wird man Ihnen zu nahe treten können."

„Ich glaube Ihnen, Graf Lauzun," antwortete der König," Sie sind ein ächter Cavalier, der engherzige Furcht nicht kennt und der nie eine Dame, viel weniger eine Königin, in der Stunde des Unglücks verlassen wird."

„Gott behüte mich davor!" rief Lauzun, „doch bitte ich Eure Majestät um die Erlaubniß, den Beistand eines Freundes, des Herrn St. Victor aus der Provence, benutzen zu dürfen.

Sein Muth und seine Treue sind oft genug erprobt worden."

„Ich bin damit zufrieden, wenn Sie für ihn einstehen," versetzte der König. „Seine Dienste können uns von großem Nutzen sein."

Jetzt trat die Königin herzu. Ihre Bewegungen zeigten die höchste Aufregung.

„Mein Gemahl," rief sie angstvoll, „ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich schon heute Nachmittag vor Ihnen äußerte: Lassen Sie mich hier, und mit Ihnen die Gefahren theilen, welche Sie von allen Seiten umringen. Es ist mir entsetzlich, Sie jetzt verlassen zu müssen."

„Es ist nothwendig um des Kindes willen," entgegnete Jakob. „Sie müssen abreisen, denn wir müssen dies vor Allem in Sicherheit bringen. Auch wird unsere Trennung nicht lange währen, denn ich beabsichtige Ihnen in vier und zwanzig Stunden zu folgen."

Es schlug Mitternacht. Marie Beatrice gab seufzend nach und St. Victor wurde eingelassen, welcher unter dem rauhen Gewande eines Matrosen scharfe Waffen verborgen hatte. Die Königin und zwei ihrer italienischen Frauen entfernten sich, um eine Verkleidung als Waschfrauen anzulegen. Diese Letzteren sowohl wie auch Lauzun steckten mehrere Juwelen der Königin zu sich, welche im Nothfalle in bedeutende Geldsummen verwandelt werden konnten. Endlich war die Verkleidung

vollendet; die Uhr schlug zwei. Marie Beatrice reichte nach einem letzten Abschiedswort an ihren Gemahl dem Grafen von Lauzun ihren Arm. St. Victor ging ihnen voran, das schlafende Kind in seinen warmen Mantel gehüllt, während dessen Amme und die Frau, welche das Geschäft, es zu wiegen, besorgte, folgten. Schweigend wurde die jetzt so öde große Gallerie von Whitehall durchschritten, und tief schweigend ging der traurige Zug die Hintertreppe hinunter an eine kleine Thür, welche zu dem Privatgarten des Pallastes führte. An sechs Schildwachen gingen sie mit klopfendem Herzen vorüber; auf den Anruf einer jeden antwortete St. Victor: „Gut Freund!“ — Da sie den Hauptschlüssel in seinen Händen sahen, so ließen sie ihn ungehindert passiren. Endlich konnten die Flüchtlinge in eine Kutsche gelangen, welche vor der Gartenthür hielt, während St. Victor sich auf den Bock neben dem Kutscher setzte. Bei Westminster angelangt wartete ihrer auf der Themse ein Boot. Die Winternacht war stürmisch und regnicht und so dunkel, daß sich die Flüchtenden in dem kleinen Boot nicht gegenseitig erkennen konnten, obgleich sie sich ganz nahe sitzen mußten. Nur mit einer „schwachen Planke zwischen sich und der Ewigkeit“ schiffte die Königin von Großbrittannien und Irland über den schwarz rollenden Strom, auf dessen hochangeschwollenem Gewässer das Boot bald sich hoch empor hob, bald wieder

in die schäumenden Wogengründe hinabsank. Die muthigen Herzen der beiden chevalereskeu Begleiter erbebten bei der Betrachtung der augenscheinlichen Lebensgefahr, welcher die ihnen anvertrauten, wichtigen Personen ausgesetzt waren, doch siegten endlich die kräftigen Ruderer über Flut und Wind und das gegenüberliegende Ufer wurde gewonnen.

„Monsieur Dusions, sind Sie hier?" fragte St. Victor laut, indem er an's Land sprang, während Lauzun der Königin und ihren Begleiterinnen aus dem Boot half.

„Hier bin ich," antwortete eine jugendliche Stimme, welche Dusions, einem der königlichen Pagen der Hintertreppen, angehörte.

„Wo ist der Wagen mit den sechs Pferden, mit welchem Sie uns hier erwarten sollen?"

„Er befindet sich noch dort unten im Wirthshause," war die Erwiederung.

St. Victor eilte in dies Wirthshaus, während Lauzun der Königin zur Seite blieb. Unfern von ihnen erhob sich die alte Kirche von Lambeth. Die Königin trat dicht an das graue Gemäuer, um einigen Schutz gegen die heftigen Regenschauer und gegen die bittre Kälte zu suchen. Endlich hörten die Erstern auf und Marie Beatrice vermochte es, noch einmal die Lampen des Pallastes von Whitehall zu unterscheiden, welche gleich trügerischen Irrlichtern in der Dunkelheit der Nacht zu ihr herüber winkten, jener königlichen Wohnung,

die sie für immer verlassen hatte. Heiß flossen ihre Thränen, denn noch düstrer als die Rabenschwärze ringsum lag ihre Zukunft vor ihr, jene traurige Zukunft, welche die Thorheit ihres königlichen Gemahls selbst für ihn und sie heraufbeschworen! Sie hatte das Kind, an dessen Leben das Schicksal eines großen Reiches hing, von St. Victors Armen in die ihrigen genommen, jenes Kind, welches nur mit dem bescheidenen Namen des Prätendenten bezeichnet wird, wenn es sich gleich selbst später denjenigen Jakobs des Dritten beilegte; nichts ahnend von dem Umschwunge des Schicksals, welcher auch ihn heute aus dem Prachtpallaste der Stuarts hinwegtrieb, unbewußt der Gefahren, die ihn von allen Seiten umringten, hatte der Säugling in dem rollenden Wagen, in dem stürmisch umhergetriebenen Boote ruhig geschlafen und träumte noch immer in süßer Kindesunschuld fort, ohne eine Erkenntniß des Wehs und der Unruhe, welche seine Hüterinnen erfüllten! — Ein Schrei dieser kindlichen Stimme konnte Alles verrathen, konnte Menschen herbeiziehen, welche die Königin trotz ihrer Verkleidung und trotz ihres großen, tief herabgehenden Hutes erkennen würden! — Eine lange, unsäglich bange Stunde verging — aber der kleine Jakob blieb auch hier so ruhig wie bisher und ließ sich so wenig stören, als wenn er auf den seidenen Kissen seiner goldverzierten Wiege zu Whitehall gelegen hätte.

Die Hast, mit welcher St. Victor in dem Wirthshause nach der Kutsche fragte, so wie seine fremde Aussprache erregten einige Aufmerksamkeit auf dem Hofplatze, wo ein Mann mit einer Laterne stand. Dieser rannte hinaus, um dort seine Neugierde, wen die bereit stehende Kutsche aufnehmen würde, zu befriedigen und lief gerade auf den Fleck zu, auf welchem die Königin sich befand. Rasch entschlossen eilte ihm St. Victor von der andern Seite quer entgegen und prallte so heftig an ihn, daß Beide sich erfaßten, zu Boden rissen und zusammen in den Schmuz fielen. Als sich Beide wieder erhoben machten sie gegenseitig Entschuldigungen über den unangenehmen Zufall, doch war das Licht des neugierigen Forschers erloschen und er mußte also ohne dies auf seinen früheren Standpunkt zurückkehren. Während dessen aber war die Kutsche nahe herangekommen und die Königin, so wie ihre ganze Begleitung konnten sich in diese verfügen, während St. Victor und der Page Dusions die Außenplätze besetzten, und im Fluge entzog sich das Fuhrwerk jeder weitern Nachforschung.

Zwanzig englische Meilen mußten zurückgelegt werden, ehe Gravesend erreicht werden konnte. Man mußte mancherlei Wachtposten passiren; auch umherstreifenden Soldaten begegneten die Flüchtlinge und manches Verdacht und Schmähungen aussprechende Wort wurde von diesen geäußert,

doch gelangte das Sechsgespann glücklich weiter bis an das Ufer, wo abermals ein kleines Boot für sie herankam. In diesem befanden sich drei irländische Offiziere, welche jetzt die Königin mit den Ihrigen an eine in einiger Entfernung auf dem Wasser gelegene Yacht geleiteten. Ungefähr zwölf der vertrautesten Diener und Freundinnen der Königin hatten sich schon auf dieser eingefunden, doch gaben nur einige bedeutungsvolle Blicke das Zeichen des Wiedererkennens. Die würdevolle Gestalt der Königin und ihre anmuthigen Bewegungen paßten wenig zu der von ihr angelegten Verkleidung; sie trug den Prinzen auf ihrem Arm, welcher wie ein Packet Leinen verpackt war. Das Schlafmittel, welches man dem kleinen Jakob in Whitehall eingeflößt hatte, bewies sich glücklicherweise noch immer so kräftig, daß der lebendige Inhalt dieses Bündels sich auf keine Weise verrieth. Der Kapitain der Yacht schien keine Ahnung von dem hohen Range seiner Passagiere zu haben, doch konnte ihm durch alle diese vereinigten Umstände das Geheimniß leicht verrathen werden. Die Königin flüsterte daher dem Grafen Lauzun zu:

„Die See ist bedeckt von holländischen Schiffen; wenn der Kapitain uns auf eins davon bringen will — was dann, Graf Lauzun?“ —

„Ich bitte Eure Majestät, alle ängstliche

Sorge zu verbannen; ich habe für diesen Fall gemessene Befehle von dem Könige."

„Und die sind —?" fragte die Monarchin.

„Bei dem geringsten Anschein eines beabsichtigten Verrathes werde ich ihn niederstechen und über Bord werfen."

Dieser Beschluß war der rücksichtslosen Entschlossenheit Lauzuns, so wie der Nichtachtung, welche Jakob stets gegen das Leben Anderer bewiesen hatte, gleich entsprechend. Der Erstere blieb während der ganzen Ueberfahrt stets dicht an der Seite des Kapitains, welcher übrigens seine Passagiere wirklich nur für das nahm, für was sie sich ausgaben, und sie glücklich über das schwarz schäumende Bett der See durch ungefähr fünfzig holländische Schiffe führte. Diese kleine Yacht war nur ein gewöhnliches, sehr unscheinbares Packetschiff und gänzlich jenes Pompes und aller jener luxuriösen Bequemlichkeiten beraubt, die Marie Beatrice sonst um sich gesehen hatte, wenn sie in den königlichen Barken Englands den Wasserweg einschlug. Schwer von Seekrankheit geplagt fand sie nur die Vorsorge hier, welche Bäuerinnen und die aller einfachsten sonstigen Frauen erwarten konnten. Aber trotz der Rauhheit des Wetters und des Brausens der Wogen wurde Calais ziemlich bald erreicht, jene Stadt, welche Marie Beatrice vor ungefähr sechszehn Jahren mit dem bittersten Gram im Herzen, wenn

gleich umgeben von königlichem Glanze und von einem zahlreichen Gefolge von italienischen, französischen und englischen Edelleuten, verlassen hatte, da sie einem ihr damals so verhaßten Ehebande entgegenging. Wiederum war sie heute von tiefem Kummer erfüllt — denn es war einer der mächtigsten Throne der Christenheit, von welchem dieser alternde Gemahl sie ohne eine dringende Nothwendigkeit, blos seinem eignen, verkehrten Willen folgend, fortschickte und sie dadurch für immer desselben beraubte. Nachdem sie sich etwas gefaßt, schrieb sie an Ludwig den Vierzehnten, um seinen Schutz für sich und den kleinen Jakob anzurufen, während sie St. Victor schon von Gravesend aus zurückgesandt hatte, um den König Jakob von ihrer glücklichen Ankunft daselbst zu benachrichtigen. Lauzun schickte nun sogleich einen Courier an Ludwig mit einem Briefe, in welchem er ihm die Einzelnheiten seiner chevalereskeu Unternehmung mittheilte und hinzufügte: „Der König Jakob beauftragte mich, die Königin von England und den Prinzen von Wales selbst vor Eurer Majestät Angesicht zu bringen, doch kann ich diese Ehre nicht haben, da mir nicht gestattet ist, vor die Augen meines königlichen Herrn zu treten."

Ludwig antwortete ihm eigenhändig mit der Einladung, an seinen Hof zurückzukehren. Lauzun hatte also den für ihn werthvollsten Theil des

hofften Lohnes für seine entschlossene That
ücklich erlangt. *)

*) Siehe Agnes Strickland, Leben der Königinnen von
gland.

24.

Die Vorfälle zwischen den streitenden Parteien
England hatten während dessen eine solche Wen-
ng genommen, daß Jakobs Entschluß, sein Reich
imlich zu verlassen, dem Urtheil aller Vernünf-
gen zufolge dadurch eine vollkommene Verände-
ng hätte erleiden müssen. Die Commissionaire
achten aus Hungerford die von Wilhelm gestell-
n Bedingungen zurück, welche so über alle Er-
artung gelinde waren, daß der König selbst darüber
staunte. Sie schienen nicht von einem siegreichen
ebieter, sondern nur von einem neutralen Zu-
hauer dictirt. Die Streitmacht des Königs so
ie auch diejenige des Prinzen solle vierzig eng-

lische Meilen von London entfernt stehen bleiben bis zu dem Zusammentritte eines freien Parla mentes sollten alle bisher erlassenen Gesetze gelten überhaupt der Zustand der Dinge unverände bleiben; später hätte der König selbst so wie all übrigen Parteien sich den Aussprüchen dieses Pa lamentes zu unterwerfen. Wolle der König si mit einer Leibgarde nach dem Pallast von We minster — wo das Parlament sitzen solle — ve fügen, so wünsche auch er dort mit einigen b waffneten Begleitern zugelassen zu werden. De König solle sich verpflichten, während dieser Zei nicht französische Truppen nach England komme zu lassen. Die wichtigste Festung, Portsmoutl solle vorläufig einem Befehlshaber übergeben we den, in welchen der König und der Prinz ei gleiches Vertrauen setzten. Lord Halifax erhie außerdem unter der Hand die bestimmte Ver cherung von Burnet, daß der Prinz auf keine Fall der Person des Königs zu nahe treten, no ihn wie einen Staatsgefangenen behandeln würd auch wenn er sich ganz in seine Gewalt begäbe.

Noch einmal also war es in Jakobs de Zweiten Macht gegeben, sein Reich für sich un seine Nachkommen zu retten. Wenn er auf die Bedingungen einging, so würde er dadurch de Weg zu einer glücklichen Versöhnung zwischen si und seinen unzufriedenen Unterthanen anbahne indem er alsdann ihre weiteren vernünftigen Fo

ıngen bewilligte und dadurch den gemäßigten,
ɜten Theil von ihnen wieder für sich gewonnen
e. Wenn er sie verwarf, so stellte er sich sei=
ganzen Nation als durchaus unverständig und
erbesserlich dar. Jakob wählte das Letztere,
ı er war und blieb nach wie vor selbst sein
ɜter Feind. Er stellte sich öffentlich als ginge
ıuf Alles ein, während er heimlich alle An=
en zur Flucht traf. Vor seinem verwirrten
te erhob sich die lange Reihe seiner Ahnen,
ɜ Geschlecht, welches vom Unglück und von
er Thorheit heimgesucht schien gleich dem der
)piden. Er dachte an Robert Stuart, welcher
st vor mehr als dreihundert Jahren den Thron
Schottland bestieg, an Robert den Dritten,
vor Kummer starb, weil sein Sohn in der
ıngenschaft der Engländer achtzehn Jahre lang
achtete; an diesen Sohn, der als Jakob der
e im Bett ermordet, an den zweiten, den drit=
und den vierten Jakob, die in Schlachten
n die Engländer oder gegen ihre rebellischen
ßen getödtet wurden; an den fünften, der vor
m über ihren abermaligen Aufstand in's Grab
, an Maria Stuart die Erste, deren Haupt
ch dem ihres Enkels Karls des Ersten auf dem
affot fiel; an seine eigne und an seines Bru=
ɜ Karls-des Zweiten lange, trostlose Verban=
g aus dem Reiche ihrer Väter — und an
ob Stuart Monmouth, den er selbst vom Beil

des Henkers richten ließ! — Er hegte in seiner beschränkten und hartnäckigen Seele die fixe Idee, daß nur fremde Waffengewalt ihn wieder auf dem Throne befestigen könne, auf jenem Thron, den er als der letzte Stuartkönig besessen hatte, und ging also mit ihr weiter und weiter in sein Verderben! — Er vernichtete heimlich alle Ordres, die er bereits für die Zusammenberufung des vielbesprochen Parlamentes erlassen und annullirte diejenigen durch Gegenbefehle, deren er sich nicht mehr bemächtigen konnte. Er bestellte Jeffries für den folgenden Morgen in sein Cabinet und gab beim Auskleiden dem diensthuenden Kammerherrn seine Befriedigung über die gemäßigten Gesinnungen des Prinzen von Oranien zu erkennen. Um drei Uhr Nachts kleidete er sich wieder an und gebot dem Herzog von Northumberland, einem Sohne Karls des Zweiten, welcher gleichfalls einer der Lord Kammerherren heute auf einem Feldbett nahe der Vorderthür des königlichen Schlafzimmers schlief, diese Thür nicht vor der gewöhnlichen Stunde am Morgen zu öffnen. Er selbst verschwand durch eine zweite geheime Thür über die Hintertreppe, wo ihn einer seiner ergebensten Anhänger, Sir Edward Hales, mit einer Kutsche erwartete. In einem kleinen Boot fuhr er dann über die Themse und als die altersgraue Lambethkirche sich auch vor ihm erhob warf er das große Reichssiegel, welches er zu sich gesteckt hatte,

in's Waſſer, aus dem es erſt ſpäter wieder aufgefiſcht wurde. Am Lande erwartete ihn abermals ein Fuhrwerk und er eilte mit dieſem auf dem ſüdlichen Ufer der Themſe weiter bis nahe an die Inſel Scheppey, wo eine Barke lag, die ihn nach Frankreich bringen ſollte. Allein dieſe wurde durch widrigen Wind bis zur nächſten Mitternacht aufgehalten. Mittlerweile war das in London verbreitete Gerücht, daß der König entflohen ſei und die Reſidenz in der größten Verwirrung zurückgelaſſen habe, bis an dieſen entfernten Ort gedrungen. Mehr als fünfzig Seeleute umringten die Barke, auf welche man am Tage mehrere Herren in großer Eile und augenſcheinlicher Aengſtlichkeit hatte gehen ſehen, und riefen dieſen zu, daß ſie an das Ufer zurück gehen müßten, um ſich vor einer Magiſtratsperſon als unverdächtig auszuweiſen.

„Es werden verkleidete Papiſten ſein!“ rief Einer dieſer meervertrauten Theerjacken.

„Es iſt Vater Peter! Ich erkenne ihn an ſeinen langen Armen!“ rief ein Anderer, indem er den König erblickte. „Fort mit ihm an's Land! Er wird mancherlei Geld und Geldeswerth zu ſich geſteckt haben, um es außer Landes in Sicherheit zu bringen!“

Ein allgemeines Geſchrei erhob ſich. Jakob wurde auf eine rauhe Weiſe umhergeſtoßen und ſeiner Uhr und ſeines Geldes beraubt. Einige

Juwelen von großem Werth so wie auch sein Krönungsring wurden ihm gelassen, da seine Widersacher so wenig Kenntniß von edlen Steinen hatten, daß sie diese für Glasstücke hielten. Endlich wurden die Gefangenen an das Ufer und in ein Wirthshaus gebracht. Hier hatte sich ein Haufen Menschen versammelt und der König, wenn gleich mit einer blonden Perücke und einem nicht sonst von ihm getragenen Rocke bekleidet, wurde sogleich erkannt. Im ersten Augenblicke beherrschte die gewohnte Ehrfurcht vor der königlichen Person die Menge vollständig. Sie sanken auf die Knie und erbaten die Verzeihung des Königs für ihr Betragen gegen ihn. Bald aber machten die Aufreizungen der Rädelsführer ihnen wieder Muth und der Anblick des gehaßten Edward Hales, des Commandanten des Towers, der so manches Opfer der Tyrannei des Königs mit erbarmungsloser Härte behandelt, der auch die sieben ehrwürdigen Bischöfe eingekerkert hatte, stachelte ihre Wuth noch mehr denn vorher. Eine ihm gehörige Besitzung lag in der Nähe; sie wurde sogleich verwüstet und geplündert. Dem Könige dagegen wurde versprochen, daß man ihm nichts zu Leide thun wolle, doch weigerte man sich, ihn abreisen zu lassen. Endlich fanden sich einige Herren aus der Nachbarschaft ein und durch ihre Vermittelung wurde Jakob in ein besseres Logis gebracht, welches indessen der Pöbel beständig in

Massen bewachte. Er selbst betrug sich gänzlich wie Jemand, dessen Nerven durch die Last der Widerwärtigkeit aller Spannkraft beraubt sind und dessen Geistesklarheit durch sie getrübt ist.

„Ich werde Eure Nichtswürdigkeit bestrafen!“ rief er mit hartem Ton, „denn ich bin Euer König und Herr! Ihr habt Hand an mich gelegt — dafür werde ich Euch diese Hände zur Vergeltung für Euren Hochverrath abhauen, Euch sammt und sonders in's Gefängniß werfen lassen!“

„Eure Majestät hätten besser gethan, uns nicht durch Ihr Verfahren dazu aufzufordern,“ war die gelassene Antwort seiner Wächter. „Hättet Ihr Euch betragen wie ein vernünftiger König, so säßet Ihr jetzt ruhig in Whitehall und nicht hier als Gefangener!“

Der König ging einige Schritte im Zimmer umher. Dann sprach er plötzlich bittend:

„Laßt mich hinaus! Verschafft mir ein Boot! — Wenn Ihr mich jetzt nicht entfliehen laßt, so wird es zu spät sein! Mein Blut wird über Eure Häupter kommen. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!“

Eine halbe Stunde lang fuhr er in dieser Art fort und sprang auf die seltsamste Weise von einer Idee zu der entgegengesetztesten über. Bald erzählte er von den Wundern, welche durch die Quelle des heiligen Winfried bewirkt wären; dann redete er von dem Ungehorsam der

Mitglieder des Magdalenen-Collegiums an der Universität Oxford, von den vorzüglichen Eigenschaften eines Stückes des wahren Kreuzes Christi, welches er unglücklicherweise verloren habe, und von der Widerspenstigkeit der Schwarzröcke in London.

„Was habe ich gethan?“ fragte er die herzugeeilten Herren mit verwilderten Blicken. „Sagen Sie mir die Wahrheit. Welches Irrthums habe ich mich schuldig gemacht?“

Diese hörten dem kindischen Geschwätz voll Mitleid zu und unterdrückten die Antwort, welche unwillkürlich auf ihre Lippen trat und welche nur auf die unverbesserliche Thorheit des verwirrten Monarchen zurückgehen konnte. Vorher schon hatte er einen Boten an die Mitglieder des Staatsraths mit einem Schreiben von seiner eignen Hand abgeschickt, welches jeden braven Engländer aufforderte, ihn aus seiner gegenwärtigen bedrängten Lage zu befreien. Kaum war dieser Bote an seinem Bestimmungsort angelangt, als die Minister sogleich den General Feversham mit einer Abtheilung der königlichen Leibgarde absandten, um den König zu befreien und sicher zu geleiten. Eine unendliche Menschenzahl hatte sich jetzt um dessen zeitweilige Wohnung gesammelt, doch ließen sie ihn ungehindert mit dem General und seinen sonstigen Anhängern abziehen, worauf er in Kurzem die kleine Stadt Rochester erreichte, um hier die

ihm so nöthige Ruhe auf einige Stunden zu finden. Er war in einem beklagenswerthen Zustande, denn auch der persönliche Muth, von welchem er in seiner Jugend in mehreren Schlachten auf dem Lande und zur See Proben gegeben, hatte ihn gänzlich verlassen. Die rauhe Behandlung roher Fäuste, welche er zum Erstenmale in seinem Leben erlitten hatte, schien ihn mehr außer Fassung gebracht zu haben, als irgend ein anderes Ereigniß seines wechselvollen Lebens. Er schrieb an den Prinzen von Oranien, welcher sich nun in Windsor befand, daß er auf dem Rückwege nach Whitehall sei und eine Unterredung mit ihm wünsche; der Pallast von St. James in London solle für die Aufnahme Wilhelms bereit stehen. —

Als der Herzog von Northumberland genau den erhaltenen Befehlen gehorchend die Thür des königlichen Schlafzimmers am Morgen nach Jakobs Flucht öffnete, war das Vorzimmer von Höflingen angefüllt, welche dem Könige ihr Morgen-Compliment machen wollten, so wie von den Lords, welche zu einer sofortigen Sitzung des Staatsraths hinberufen waren. Die Nachricht von der Flucht des Königs verbreitete sich in wenigen Minuten über das Weichbild des Pallastes hinaus. Was war zu thun? Der König hatte keine Verfügung irgend einer Art für seine Abwesenheit getroffen; es bestand also keine Autorität, welche die öffentliche Ordnung schützen konnte. Das große Reichs-

siegel war verschwunden, also konnten schriftliche Erlasse nicht ausgegeben werden. Den Befehlen des Königs nachkommend hatte General Feversham die königliche Armee entlassen; diese bewaffnete Soldateska schweifte in starken Banden auf dem Lande und besonders in der Umgegend von London und in der Stadt selbst, umher; diese Stadt London besaß zwar damals noch nicht den vierten Theil der gegenwärtigen Zahl ihrer Einwohner, beherbergte indessen immerhin wenigstens eine halbe Million Menschen. Diese hatten in der letzten Zeit nur zu viele Neigung zu Aufstand und Plünderung gezeigt. Die entsetzlichste Verwirrung, die schaudervollsten Excesse standen zu befürchten. Lord Rochester hatte trotz allem Vorgefallenen noch immer treu zu seinem königlichen Schwager gehalten. Jetzt antwortete er dem Herzog von Northumberland, der sich um Rath fragend an ihn wandte:

„Es bleibt nichts Anderes mehr übrig, als die einzelnen Corps der Soldaten möglichst zusammenzuhalten; ihre Offiziere müssen sich für den Prinzen von Oranien erklären und die Civilgewalt unterstützen, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten."

Dies geschah. Ungefähr dreißig Peers des Reichs, geistliche und weltliche Lords, traten zusammen und erließen eine öffentliche Erklärung, daß sie in dem gegenwärtigen Falle äußerster

Nothwendigkeit die Verantwortung auf sich genommen hätten, Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit anzuordnen. Eine Deputation wurde abgesandt, welche den Prinzen von Oranien einlud, sobald wie möglich in London einzutreffen, wo man seiner sehr bedürfe. —

Aber alle jene bösen Leidenschaften, welche sich vor dem Angesichte des Tages verkriechen, und welche auch die wachsamste und beste Regierung stets nur unvollkommen niederhalten kann, waren durch die Gewissenlosigkeit des entflohnen Königs jetzt fast jedes Zügels beraubt. Habsucht, Geiz, Rache, Gewaltthätigkeit, Ausschweifung, der Haß der verschiedenen Religionsparteien, der Nationen gegen einander — alle jene Vipern, welche in der menschlichen Brust schlummern, erhoben hoch ihr Haupt in jener ungeheuern Stadt, welche jetzt nicht wußte, Wem sie zu gehorchen habe. Als die lange Winternacht wieder heranbrach kamen aus jeder verborgenen Höhle des Lasters dessen schmutzigste Gesellen hervor, Tausende von Dieben, Mördern und Straßenräubern. Zu ihnen gesellten sich aber Tausende von unbeschäftigten Lehrburschen und sonstigen Tagedieben, und das Geschrei: „Kein Papismus!" — gab das Zeichen zur Gewaltthat und Plünderung. Zuerst drangen die Ruchlosen in die katholischen Gotteshäuser und sonstigen öffentlichen Gebäude, und zerstörten in ihnen was möglich war. Große Feuer wurden

auf verschiedenen Plätzen angezündet, durche welche die erbeuteten Bücher und Mobilien verbrannt wurden. Kirchengemälde, Cruzifixe, Heiligenbilder wurden von lärmenden Haufen, die mit scharfen Waffen versehen waren, im höhnischen Triumph durch die Straßen getragen, wobei man Wachslichter emporhielt, die man brennend von den Altären genommen hatte. Dann suchten sie die Wohnungen der fremden Gesandten auf und bestahlen und beschädigten diese mehr oder weniger. Am Morgen waren endlich einige Truppen gesammelt worden, welche die Tumultuanten verjagten und die Bedrohten unter ihren Schutz nahmen. Indessen wurde die wilde Aufregung der Populace mit jeder Stunde schrecklicher für jeden friedfertigen Unbetheiligten — vielmehr noch für Denjenigen, dessen erwachendes Gewissen ihm zurief, daß er durch eignes Verschulden sich zum besondern Gegenstand der Volksrache gemacht habe. Sunderland, welcher schon seit einiger Zeit zurückgezogen von Geschäften lebte, verließ in Frauenkleidern England, um auf dem Continent eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Jeffries verbarg sich unter einem schmutzigen Matrosenanzug, schor seine Augenbrauen ab und zog einen breitrandigen, blanken Hut tief über die Stirn. Er hielt sich in einem Bierhause in einer der an der Themse gelegenen Straßen auf. Dennoch wurde das wilde Auge und der breite Mund des Oberrichters

ld von einem der vielen Angeklagten erkannt,
: vor ihm vor den Schranken gestanden hatten
d so unerbittlich von ihm verurtheilt worden
ren. Bald umringten Hunderte fluchend und
ordwerkzeuge schwingend seinen Zufluchtsort,
n kein Erbarmen sollte Demjenigen gezeigt
rden, der nie einem Nebenmenschen hatte Barm-
zigkeit angedeihen lassen. Eine Abtheilung der
adtmiliz kam herbei, um in der höchsten Noth
n Leben zu retten. Er wurde vor den Lord
ayor *) geschleppt. Als dieser den großen Herrn,
i Minister des Königs, den Lord Siegelbewah-
:, vor dessen Stirnrunzeln vor wenigen Tagen
ch das ganze Königreich gezittert hatte, mit
che und Staub bedeckt sah, halb todt vor Furcht
d umringt von einer rasenden Menge, die Rache
gen den gottlosen Richter schnaubte, fiel er in
nmacht und mußte in sein Bett getragen wer-
i, von dem er sich nie wieder erhob. Jeffries
t um Gottes willen, man möge ihn in den
wer schicken, denn nur hinter den Mauern des
rksten Gefängnisses von England hielt er sich
ger vor der Wuth der ganzen Nation. Man
affte eine Kutsche herbei, um ihn in dieser da-
i zu führen; zwei Regimenter der Stadtmiliz
rden herbeigerufen, um ihn auf diesem Wege

*) Der Lord Mayor ist bekanntlich der Oberbürgermeister
n London.

zu schützen und mehrere Male mußten sie ih äußerste Kraft und Geschicklichkeit anwenden, u den Wald von Piken abzuwehren, der sich geg Jeffries kehrte. Mit Wuthgeheul folgten die Tausende dem Wagen, indem sie mit drohend Geberden Knittel gegen den Gefangenen schwa gen und ihm Stricke zeigten, an denen sie ih aufknüpfen wollten. Der Elende, welcher Hu derte oft genug ohne Noth diesen Schrecken übe liefert hatte, stand jetzt, als sie ihn selbst bedro ten, zehnfache Todesangst aus. Er warf sich z rück und rang die Hände; dann wieder sah m seinen Kopf an diesem Fenster, dann an jene und durch allen Tumult hindurch hörte man sei wildes Geschrei: „Treiben Sie sie zurück, mei Herren, treiben Sie sie zurück!“ — Endlich w der Tower erreicht und er erlangte wenigstens d einstweilige Sicherung seines Lebens in dies Festung, wo auch seine erlauchtesten Opfer ih letzten Tage verbracht hatten.

Am folgenden Abende verbreitete sich plötzli das Gerücht, daß die entlassenen irländischen Sc daten auf London marschirten und jedes mensc liche Wesen niederstächen, das ihnen auf dem We aufstieße. Die Londoner Bürger rüsteten sich z Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Habe, wä rend ihre Frauen und Töchter weinend die Hän rangen. Alle Häuser waren in dieser sogenannte irischen Nacht erleuchtet und mehr als zwanzi

ıſend Männer mit Piken und Musketen hielten
Straßen bis zum hellen Tage beſetzt. Auch
manchen anderen, weiter entfernten Städten
r die nämliche Nachricht verbreitet und man
ıartete allenthalben die Ermordung aller Pro-
anten, die ſich gleichfalls zu ihrer Vertheidigung
ıaffneten. Es wies ſich zwar ſpäter aus, daß
ie entſetzenvollen Gerüchte falſch ſeien und daß
hſtens einige herumſtreifende irländiſche Banden
r und dort Nahrungsmittel verlangten, doch
gerte ſich der Abſcheu gegen dieſe Söldner Ja-
s durch die Unruhe und Angſt, die man ihret-
jen empfunden, zu einer ſolchen Höhe, daß man
faſt wie wilde Thiere betrachtete und oft genug
h demgemäß behandelte. Die Sehnſucht nach
lhelms Ankunft in London ſtieg immer mehr,
) konnte er bei der Unſicherheit der Landſtra-
nur in der Begleitung ſeiner Truppen vor-
ten. Churchill und Grafton erhielten den Auf-
g von ihm, ſchnell die zerſtreuten königlichen
uppen wieder zu ſammeln und dadurch ferneren
ıelthaten und Beunruhigungen vorzubeugen,
bei die Irländer unter ihnen aufgefordert wor-
, ihre Waffen abzuliefern, wenn ſie nicht als
ırder behandelt werden wollten; würden ſie ſich
ıig dazu verſtehen, ſo ſolle für ihren Unterhalt
rge getragen werden. Endlich jedoch bezog
lhelm das Schloß von Windſor, wo ihn die
ıſte Botſchaft ſeines Schwiegervaters erreichte.

Dieſer war nun in Whitehall angelangt, ohne daß ihm die Bevölkerung von London laute Zeichen der Abneigung gegeben hatte, denn Mitleid mit der Schwäche und Verkehrtheit des Königs war an die Stelle der großen Erbitterung gegen ihn getreten. Jakob faßte noch einmal Muth und trat damit ſogleich wieder in ſeine alten Fußtapfen. Katholiſche Prieſter, die ſich in Gewölben und Kellern vor der Wuth des Volkes verborgen hatten, nahmen wieder ihre alten Plätze im königlichen Pallaſt ein, in deſſen Höfen und Gallerien ſich abermals die gehaßten Antlitze irländiſcher Offiziere zeigten. Er rief einen Staatsrath zuſammen, deſſen Mitglieder auch jetzt noch theilweiſe der Berechtigung zu dem Sitze darin entbehrten, und ſprach mit ſeinem ganzen früheren Hochmuth ſein höchſtes Mißfallen über das Benehmen der Peers aus. Sie hätten lieber die Hotels aller Geſandten zerſtören, lieber ganz London abbrennen laſſen ſollen, ehe ſie auch nur auf Stunden die Functionen der oberſten Autorität ausgeübt hätten, die nur ihm allein gebührten. —

Kaum war er in ſeine Gemächer zurückgekehrt, als ihm der Graf von Zuleſtein gemeldet wurde, welcher ihm die Antwort auf ſeine Botſchaft an den Prinzen von Oranien bringe. Er ließ dieſen ſogleich vor ſich und fragte nach ſeinem Auftrage.

„Seine Hoheit verweigern die perſönliche Zuſammenkunft, welche Eure Majeſtät begehren,“

prach der Graf. „Der Prinz wünscht, daß Eure Majestät London verlassen und Sich wieder nach Rochester zurückziehen.“

„Aber warum das?“ rief der König beftemet. „Hat Feversham selbst diese Antwort von em Prinzen erhalten?“

„Der Prinz hat ihn nicht in seine Gegenwart ugelassen und ihn in Arrest gesetzt,“ entgegnete er Graf.

„Weshalb —?“ fragte der König erschrocken. Was hatte er dem Prinzen zuwider gethan?“

„Er hat die königliche Armee entlassen,“ verzte Zulestein, „und dadurch die Schrecken und ie Verwirrung der irischen Nacht herbeigerufen. r wird dafür verantwortlich gemacht, denn das ublikum ist sehr erbittert auf ihn.“

Der König stand einige Augenblicke schweiend. Dann sagte er:

„Hätte ich gewußt, daß der Prinz wünschte, ch solle in Rochester bleiben, so würde ich dies ethan haben. Da ich aber hier bin, so hoffe ich, aß er mich sehen und St. James beziehen will.“

„Ich muß Eurer Majestät aufrichtig sagen, aß Seine Hoheit nicht nach London kommen erden, so lange dort Truppen sind, die nicht nter Ihren Befehlen stehen.“

Der König schwieg wieder und Zulestein zog ich zurück. Jakob fühlte sich sehr beunruhigt. Im nächsten Augenblicke faßte er eine andere Idee

und bildete sich ein, daß die Stadt London sich für ihn gegen den Prinzen von Oranien bewaffnen würde, wenn er sie dazu auffordere. Die City beantwortete seine Vorfrage ablehnend wie zu erwarten war. Am Abend erfuhr er, daß die holländischen Truppen die nächsten Umgebungen Londons besetzt hätten, um zehn Uhr, daß eine Abtheilung von ihnen durch die lange Allee von St. James in London einmarschire. Eine Stunde später besetzten sie die Außenposten des Pallastes von Whitehall, welchen die Leibgarden des Königs auf sein Gebot ohne den geringsten Widerstand verließen.

Dieser war wieder ganz in jenen Zustand äußerster Fassungslosigkeit versunken, dem er sich nur auf so kurze Zeit entrissen hatte. Er wußte nicht, was zu thun, was zu lassen. Nach Mitternacht erschienen drei Lords als Abgesandte von Windsor, wo der Hof des Prinzen sich immer mehr von zuströmenden Anhängern füllte; sie wurden vor sein Bett geführt und eröffneten ihm, daß der Prinz in wenigen Stunden in Westminster sein würde und den König nochmals ersuche, London zu verlassen. Die sämmtlichen bei ihm befindlichen Lords hätten ihm beigestimmt, daß nicht geduldet werden könne, daß zwei feindlich gesinnte Fürsten beide zugleich ihr Hauptquartier in der Hauptstadt hätten, wo der Eine sich in Whitehall, der Andere im Pallast von St. James

festigen und dadurch sehr leicht Blutvergießen
beigeführt werden könne. Seine Majestät würde
her ersucht, vor zehn Uhr am folgenden Morgen
ch Ham, einer an der Themse gelegenen, sehr
ichtig ausgestatteten Villa, abzureisen. Der
nig erwiederte, daß er dazu bereit sei, jedoch
i Aufenthalt in Rochester demjenigen in Ham
ziehe. Hiergegen wurde nicht viel eingewendet
d als am folgenden Morgen die Barke mit dem
nig den Fluß hinunter fuhr hörte dieser das
läute aller Glocken seiner Hauptstadt, welche in
tigen Jubeltönen die Ankunft seines Gegners
rten.

Orangefarbene Bänder flatterten von den
ten aller Londoner und jauchzende Haufen er-
rteten Wilhelm vor dem Pallast von St. Ja-
s. Er langte dort in einem leichten Wagen
Begleitung Schombergs an. In Kurzem waren
e Räume und Treppen des Pallastes so sehr
üllt, daß auch die hochgestelltesten Männer kaum
Stande waren, sich durchzudrängen. Alles
te der neuen Sonne zu; alle Häuser wurden
euchtet, auf allen großen Plätzen Freudenfeuer
gezündet. Die weltlichen und geistlichen Behör-
i der Stadt London kamen am folgenden Tage
feierlichen Aufzuge zu dem Prinzen, um ihm
e Huldigung darzubringen. Dennoch beharrte
ser bei seiner früher kundgegebenen Erklärung,
e Krone, die vor ihm lag, nicht durch das ge-

waltsame Recht des Eroberers an sich reißen z
wollen. Er rief das oft erwähnte „freie Parla
ment“ zusammen und auferlegte diesem, über di
gegenwärtigen und zukünftigen Angelegenheiten de
Reiches und über dessen fernere Regierung z
entscheiden.

Noch immer war nicht Alles für Jakob ver
loren. Mehrere seiner treuesten Anhänger sandte
ihm Briefe, in denen sie ihn auf das Inständigs
baten, auf jene Absichten zu verzichten, welche vo
seinen Unterthanen so sehr verabscheut würden
wenn er eine feierliche, öffentliche Erklärung de
rüber erlassen und hinreichende Garantie dafü
geben wolle, so könne er seine verlorene Kron
wiedergewinnen, denn noch immer schrecke di
Loyalität der Mehrzahl der Engländer vor den
äußersten Schritte zurück, ihren legitimen Mona
chen seines Thrones zu entsetzen. Mehrere sel
achtungswerthe Katholiken trafen bei dem Königi
ein, welche ihn anflehten, um ihres gemeinschaf
lichen Glaubens Willen seinen vergeblichen Wide
stand nicht weiter zu treiben, da gerade Diese
dadurch am Meisten bedrängt werden würde.

Aber Jakob hatte für nichts mehr Sinn jet
als für eine kindische und grundlose Furcht fü
sein Leben. Vergebens stellten seine Freunde ihr
vor, daß man den Character des Prinzen vo
Oranien zu gut kenne, als daß zu erwarten se
daß er jemals eine mörderische oder seinen

Schwiegervater auch nur schadende Absicht hegen könne; daß viele seiner Unterthanen, die niemals einen andern Souverain anerkennen würden, während er noch in England sei, hierzu geneigt sein könnten, wenn er freiwillig sein Reich verließe. Hartnäckig wie immer, taub für die besten Rathschläge, war er abermals zur Flucht entschlossen und diese gelang diesmal leicht, da er von den holländischen Schildwachen durchaus nicht mit Strenge gehütet wurde. Von seinem ältesten Sohne, dem Herzog von Berwick, begleitet, verfügte er sich heimlich in der Nacht durch den Garten seiner Wohnung an die Themse, wo ein Fahrzeug für ihn in Bereitschaft lag, welches ihn diesmal ungefährdet über den Kanal zu der kleinen Stadt Ambleteuse in Frankreich brachte. Hiermit war das Geschlecht der Stuarts für immer aus der Reihe der herrschenden Dynastien verschwunden, dies Geschlecht, welches so groß und mächtig hätte sein können, und welches so unrühmlich und jämmerlich endete. —

In dem neuen, in London zusammengetretenen Parlament waren die Ansichten getheilt. Einige seiner Mitglieder wünschten eine Regentschaft anstatt des abermals entflohenen Königs; Andere wollten seine älteste Tochter, die Prinzessin von Oranien, als regierende König in ausrufen, wobei es dieser gestattet sein sollte, ihrem Gemahl den Titel eines Königs beizulegen, wenn dieser auch

nicht die ganze Gewalt eines solchen besitze; noch Andere wollten diese zwischen Beiden theilen und sie zum Könige und zur Königin von England ernennen.

Wilhelm hatte seit seiner Ankunft in dem Inselreiche seine eigentlichen Wünsche unter jener unverändert gleichmäßigen Außenseite verborgen, welche er schon in seinen Kinderjahren gelernt hatte, über die schönsten Hoffnungen, über die ängstlichsten Befürchtungen und über die heißesten Leidenschaften seiner Brust zu breiten. Nun endlich ließ er die hauptsächlichsten Parteiführer zu sich berufen und erklärte ihnen, daß er es verschmähe, die in Frage stehende Regentschaft zu bekleiden. Ein Titularkönig zu werden sei ihm gleichfalls nicht genehm. Er verehre seine Gemahlin auf's Höchste, aber selbst von ihr wolle er nicht einen untergeordneten Platz in dem englischen Reiche annehmen. Es sei ihm unmöglich als der Diener einer Frau — selbst wenn sie die Beste ihres Geschlechtes wäre — ohne eigne Freiheit des Willens zu leben. Es gäbe für ihn nur eine Stellung in Großbrittannien. Wolle man ihm den Thron für die Zeit seines Lebens anbieten, so wolle er ihn besteigen; wenn nicht, so würde er ohne den geringsten Widerspruch in sein eigentliches Vaterland zurückgehen und nach wie vor sich nur Erbstatthalter von Holland nennen. —

Kurz zuvor war ein eigenhändiger Brief der

Prinzessin an einen dieser ersten Lords eingelau-
fen, in welchem sie sehr ernst, fast mit einigem
Unwillen, erklärte, daß sie die Gattin des Prinzen
ei und keine anderen Wünsche als die seinigen
)abe; sie würde es als eine Beleidigung ansehen,
)enn man sie als eine Mitbewerberin um die
Krone ihm gegenüber stelle und nie würde sie Je-
nanden, der dies thäte, als ihren wahren Freund
)etrachten. Ihre Schwester, die Prinzessin Anna,
timmte ihr bei. In Folge dieser verschiedenen
Eröffnungen begannen die Erörterungen im Par-
ament über diese Punkte und endigten mit der
Erklärung, daß der Thron durch die wiederholte,
nbefugte Entfernung Jakobs aus seinem Reiche
ls erledigt zu betrachten sei; da er keine Vorsorge
ür dessen fernere Regierung getroffen — wie es
eine erste Pflicht gewesen sein würde — so über-
ehme die zweite gesetzliche Gewalt des Landes
— das Parlament — diese und erwähle hiermit
en Prinzen und die Prinzessin von Oranien zum
Könige und zur Königin. Nach ihrem kinderlosen
Absterben seien die Prinzessin Anna und deren
Nachkommen die Erben der Krone. Die Verwal-
ung des Staates wurde allein in Wilhelms Hand
elegt. Die öffentlichen Proclamationen soll-
en von Beiden unterschrieben und alle per-
önlichen Würden und Symbole des Königthums
on Beiden gleich besessen werden. Die tyran-
ischen Acte des Königs Jakob wurden auf-

gehoben und einige Verbesserungen in der Gesetzgebung eingeführt. Anderweitige Veränderungen wurden nicht getroffen, da die Vertreter der Nation das Vertrauen hegten, daß der Befreier Englands dessen Gesetze und Freiheiten heilig halten würde.

In der Zwischenzeit war Marie dem an sie ergangenen Rufe gefolgt und hatte sich zur Abreise aus dem Lande gerüstet, welches seit zehn Jahren ihre zweite Heimath geworden war. Die heißen Thränen der Armen, die innigsten Glückwünsche der Höhergestellten folgten ihr, denn ihre Wohlthätigkeit und Liebenswürdigkeit hatten ihr die allgemeinste Zuneigung unter den Holländern erworben. Nach einer durch den widrigen Wind etwas unterbrochenen Ueberfahrt kam sie in Greenwich an, wo ihre Schwester und ihr Schwager sie, in Begleitung des Lords und der Lady Churchill freundlich empfingen und sie umgeben von einer großen Anzahl englischer Herren und Damen nach Whitehall geleiteten. Elisabeth Villiers, die Frau von Bentinck, so wie Madame Nirum und mehrere ihres Hofhaltes im Haag folgten ihr. Nun erst verfügte sich Wilhelm nach Whitehall, um seine Gattin nach mehr als dreimonatlicher Trennung in seine Arme zu schließen. Marie zeigte eine lebhafte Freude nicht nur bei diesem Wiedersehen, sondern auch bei dem Wiederbetreten des Pallastes, in welchem sie so manche fröhliche Stunde ihrer Kindheit verbracht hatte, bei dem Wiedererkennen

er der Gegenstände, die sie in ihm antraf und
i dem Bemerken der Veränderungen, die in die-
n Einzelnheiten im Laufe eines Jahrzehntes
ttgefunden hatten. Sie hatte für Jedermann
n freundliches Lächeln, einen gütigen Blick und
öhliche Worte der Begrüßung. Wilhelms tiefer
nst und gedankenvolle Stirn fielen um so mehr
ben dieser außergewöhnlichen Heiterkeit seiner
emahlin auf.

Die englischen Großen sahen dieser mit einer
t mißbilligenden Verwunderung zu. Besonders
dy Sarah Churchill folgte allen Bewegungen
r Prinzessin mit einer zornigen Aufmerksamkeit.
enn auch der Umschwung der Dinge die Prin-
ssin auf die erste Stelle in ihrem noch immer
sehr geliebten Vaterlande führte, wenn ihr das
lück sein lieblichstes Lächeln zeigte — so war es
nnoch ihr Vater, durch dessen Ruin es herbeige-
hrt war und in diesen Hallen, die sie so freudig
grüßte, hatten er und seine Gemahlin noch vor
urzem sich in aller Hoheit der Majestät bewegt.
r war in die selbstgewählte Verbannung geflohen;
enn seine Fehler ihr Vortheil gebracht, so hätte
e umgeben von diesem des düstern Fatums ge-
enken müssen, welches drei Jahrhunderte lang
ber dem königlichen Hause der Stuarts gewaltet
atte, dieses Hauses, welches auch das ihrige war!

Dies waren die Gedanken, welche auch ihre
ärmsten Anhänger erfüllten und sogar Burnet,

welcher sich gleichfalls freudenvoll zu der Bewillkommnung seiner fürstlichen Gönnerin eingefunden hatte, konnte sein Befremden über ihr Betragen nicht unterdrücken. Er wartete ihr am nächsten Morgen wieder auf als sie aus dem Gottesdienst zurückgekehrt war und nach den ersten Reden des Eingangs sagte der redliche Geistliche mit seiner gewöhnlichen Offenheit:

„Als ich im October mich bei Eurer königlichen Hoheit im Haag beurlaubte fand ich meine Prinzessin sehr niedergeschlagen. Wenn auch Ihre Pflichten gegen Gott, gegen Ihren Gemahl und gegen Ihr Vaterland Ihnen geboten, den Thron zu besteigen, wenn der König Jakob ihn verlassen sollte, so trauerten Sie doch tief, daß es Ihr Vater sei, dem Sie feindlich entgegentreten müßten."

„So war es, mein guter Doctor," versetzte die Prinzessin ernst; „Sie hatten mir gleichfalls oft gesagt, daß eine Frau, wenn ihr Gatte und ihr Vater im Streit lägen, nach allen bestehenden Gesetzen stets zu dem Erstern halten müsse, was auch immer der Gegenstand der Uneinigkeit sei. Dennoch habe ich in der bittern Betrübniß meines Herzens nur Trost und Beruhigung im Gebet gefunden."

„Dies kann nur zur Ehre Eurer königlichen Hoheit gereichen," entgegnete Burnet; „um so mehr wurde ich gestern überrascht als ich Sie weder ernst noch traurig fand."

Die Prinzessin sah ihn aufmerksam an, doch war sie nicht durch seinen Freimuth beleidigt, sondern sagte mit einem leisen Lächeln:

„Sie tadeln mich, daß ich mich bei meiner Ankunft in der väterlichen Wohnung so lustig und heiter zeigte?“

Der Doctor verbeugte sich und sprach warm:

„Meine fürstliche Beichttochter ist bis jetzt für mich durch die Reinheit ihrer Seele und durch die Liebenswürdigkeit ihres Characters das vollkommenste Wesen, was ich in menschlicher Gestalt gekannt habe. Es schmerzt mich tief, wenn auch nur der geringste Schatten darauf haften könnte.“

„Ach, Burnet,“ sagte die Prinzessin trübe, diese Fröhlichkeit hatte einen ganz andern Grund, als das eitle Glück eines raschen Erfolges und der nahen Aussicht auf eine strahlende Königskrone. Mein Herz war unter dieser lachenden Hülle tief traurig, denn meine Gedanken waren wo sie sein mußten: bei meinem unglücklichen Vater, welcher so lange in diesen prächtigen Räumen als Gebieter lebte, und welcher jetzt als ein heimathloser Flüchtling auf fremder Erde weilt — als der bitterste Gegner seines Reiches und seiner Kinder!“

Sie schwieg und eine Thräne zitterte in ihrem Auge. Bald fuhr sie gefaßter fort:

„Böswillige Zwischenträger bemühten sich vom Anfange meiner Vermählung an, meinen Frieden

zu trüben, indem sie mich mit meinem Gemahl entzweien wollten. Ihre Machinationen sind mir nach und nach so sehr zuwider geworden, daß ich ihnen Allen auf das Strengste verboten habe, mich jemals wieder mit ihren Zuflüsterungen zu behelligen, welche stets wenigstens eben so viele Zusätze und Entstellungen als wirkliche Wahrheiten enthalten. Dennoch hat man hier in England schon auf ähnliche Weise begonnen; die Partei, welche mir allein die Krone zuwenden wollte, hat ausgesprengt, daß ich der Meinung wäre, daß mir jetzt Unrecht jetzt geschehen sei. Wie wenig dies wahr sein kann wissen Sie am Besten, Doctor, da ich Ihnen lange schon sagte, daß es durchaus mein Wunsch und Wille sei, daß Wilhelm mit mir den Thron von England besäße und als mein Gemahl den ersten Platz auf ihm behaupte."

„Gewiß," rief der Doctor eifrig, „dies habe ich nicht nur aus dem Munde Eurer königlichen Hoheit gehört, sondern diesen Ihren bestimmten Auftrag dem Prinzen selbst überbracht."

„Wilhelm," fuhr die Prinzessin fort, „schrieb mir, daß ihm dies öffentlich verbreitete Gerücht im höchsten Grade zuwider sei. Wenn ich mich bei meiner Ankunft in London ernst und niedergeschlagen zeige, so würde man dies dahin auslegen, daß ich sehr verstimmt und unzufrieden mit dem neuesten Parlamentsbeschluß sei. Er bittet mich daher inständigst, möglichst heiter und unbe-

gen aufzutreten und meine Zufriedenheit öf-
lich kund zu geben. Diesen seinen Wünschen
e ich nachzukommen gesucht, wenn auch mein
z dabei blutete. Da ich fürchtete, daß ich diese
selbst gestellte Aufgabe trotz meiner besten
sätze dennoch nicht zu erfüllen vermögen würde,
orcirte ich meine Heiterkeit vielleicht zu sehr.
in ich zu weit ging, so bedaure ich dies herz-
doch habe ich die beste Absicht dabei gehabt."
„Unzweifelhaft," sagte Burnet, „doch durch-
it Gott allein die Herzen der Menschen und
iches, was lobenswerth und gut ist, wird von
kurzsichtigen Menge verlästert und gescholten.
n unser Reden und Thun in der Einfalt
rs Herzens vor seinem Auge offen liegt und
seinen Richterspruch darüber nicht zu scheuen
n, so kann uns das Geschwätz der müßigen
ge gleichgültig sein."
Der gute Doctor war sehr erfreut, das Be-
en seiner so sehr verehrten Fürstin gerechtfer-
zu finden. Die Welt aber, und besonders
Feinde des fürstlichen Paares, dachten anders.
Benehmen Mariens bei ihrer Ankunft in
tehall wurde in Prosa und in Versen ver-
et und getadelt und erst als sie längst dem
iche alles Lobes und aller Schmähung von
ichlichen Lippen entrissen war erfuhr das große
likum durch die Herausgabe von Burnets
schichte meiner eignen Zeit," daß sie durch

dieſes eine Probe von jener vollkommnen Selbſtverläugnung, jener Aufopferung für einen Andern gab, deren Männer ſelten fähig ſind, die aber öfterer Frauen zur unſterblichen Ehre ihres Geſchlechtes zeigen. —

Am Morgen des dreizehnten Februars war der Pallaſt von Whitehall, ſeine Höfe und ſeine Umgebungen mit Neugierigen gefüllt. Das prächtige Banketthaus war zu einer großen Feier eingerichtet worden. An den Mauern waren Garden aufgeſtellt. Eine bedeutende Anzahl Peers ſtand zur Rechten in der weiten Halle, deren Wände die Meiſterwerke Rubens zierten; eine noch größere Menge von Mitgliedern des Unterhauſes befand ſich zur Linken. Die große Thür des Staatsgemaches öffnete ſich und Wilhelm und Marie erſchienen Hand in Hand in ihr, bekleidet mit ihren Staatsgewändern, jedoch ohne Krone und Scepter. Sie nahmen ihre Sitze unter dem hoch aufgerichteten Thronhimmel ein. Dann nahten alle Parlamentsglieder mit tiefen Verbeugungen; Lord Halifax bat Ihre Hoheiten um ein geneigtes Gehör. Nun las einer der Sekretaire des Oberhauſes die aufgeſetzte Erklärung über die Thronfolge und über die Rechte aller Engländer ab, welche der Prinz und die Prinzeſſin unterzeichneten. Dann forderte Lord Halifax im Namen aller Stände des Reichs Beide auf, die Krone anzunehmen.

Wilhelm antwortete für sich und seine Ge-
ihlin, daß diese Krone desto werthvoller für sie
, da sie ihnen als ein Zeichen des Vertrauens
: Nation dargeboten würde und daß sie Beide
dankbar annähmen. Die Gesetze Englands
rden die Vorschrift seines Thuns, sein Bestre-
ı dessen Wohlfahrt sein. Dies zu befördern
se er mehr von der Einsicht des Parlaments
von seiner eignen und er würde daher stets
der Erstern seine Zuflucht nehmen.

Ein Freudenruf der Versammelten antwortete
sen bedeutungsvollen Worten, welcher im tau-
dfachen Echo in den menschengefüllten Straßen
erhallte. Nun verfügten sich sämmtliche Lords
) Herren in einer langen Prozession zu dem
ore von Whitehall, wo Herolde und Wappen-
ige sie erwarteten. Es wirbelten die Trom-
n und es schmetterten die Trompeten, und als
schwiegen verkündeten die Herolde mit lauter
mme der freudig horchenden Menge:

„Wilhelm der Dritte und Maria die Zweite
) zum König und zur Königin von England
ch den Beschluß des Parlamentes erwählt; jeder
gländer ist ihnen hinfort Treue und Gehorsam
ldig. Gott hat stets seine Hand über Alt-
gland gehalten und es auch jetzt aus Gefahr
) Zerwürfniß errettet; er segne Ihre Majestä-
und verleihe den neuen Souverainen eine
ge und glückliche Regierung.!“

Ende des zweiten Theils.

Druck von Liepsch & Reichardt in Dresden.

König Wilhelm der Dritte

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Marie Norden.

Dritter Theil.

Dresden.
Verlag von Robert Schäfer.
1859.

25.

Auf einem Hügel, welcher auf die Fluten der Seine herabschaut, am Rande eines Waldes, in dem Wild in zahlreichen Haufen herumschwärmte, erbaute Franz der Erste ein prächtiges Schloß, welches Heinrich der Vierte noch erweiterte. Keine von allen Wohnungen der französischen Könige war von gesunderer Luft umgeben, oder bot eine schönere Aussicht als St. Germain-en-Laye. Die Schönheit der Gärten, die Menge und Größe der Springbrunnen, die gewaltige Höhe der ehrwürdigen Bäume, welche köstlichen Schatten vor den heißen Strahlen der Sommersonne gewährten, waren weit und breit in Frankreich berühmt. Es war die Geburtsstätte Ludwigs des Vierzehnten, welcher als junger Mann dort Hof gehalten und stattliche Pavillons und Terrassen den Schöpfungen der früheren Könige hinzugefügt hatte. Später jedoch faßte Ludwig einen dauernden Widerwillen gegen diese Räume, wo seine Wiege stand, und verließ sie, um hinfort in Versailles zu residiren; für dieses verschwendete er fabelhafte Summen in dem vergeblichen Versuche, ein Paradies auf einem Erdflecke zu erschaffen, der dazu fast gar keine natürlichen Hülfsmittel bot, da ein unfruchtbarer und ungesunder Boden, Sand oder Morast,

sich hier ausdehnte, wo weder Wald, noch Wasser, noch Wildpret zu finden war. St. Germain wurde jetzt von seinem Besitzer zum Aufenthaltsort der geflüchteten englischen Königsfamilie bestimmt, und als die Königin Marie Beatrice ihre Reise in Frankreich ohne weitere Gefährde fortsetzte wurde sie benachrichtigt, daß der französische Monarch sie in dem nahe bei St. Germain gelegenen Dorfe Chatou erwarte, um sie zu begrüßen und sie persönlich in ihre neue Wohnung einzuführen.

In Frankreich hatte die Nachricht von der großen Umwälzung, welche jenseits des Canals stattgefunden, das größte, jedoch keineswegs freudige Interesse erregt. Die Absichten der Politik der langen und ereignißreichen Regierung Ludwigs waren in wenigen Wochen vereitelt worden, denn England hatte nun wieder den Standpunkt eingenommen, den es unter Elisabeth und Cromwell behauptete und war anstatt seines Vasallen der mächtigste seiner Gegner geworden. Die Pariser wußten nichts von der englischen Verfassung und verabscheuten die englische Kirche. Sie betrachteten die Ereignisse in England nur wie eine furchtbare Familientragödie, in welcher ein ehrwürdiger und frommer Servius von einem stolzen Tarquin und von einer hochmüthigen Tullia entthront wurde. Die Königin, welche sich — freilich unnöthiger Weise, da sie durchaus keine wirklichen Gefahren bedrohten, welche ihre Entfernung un-

umgänglich nothwendig gemacht hätten — in Regen und Sturm und nächtlicher Dunkelheit auf die Flucht begab, indem sie den schlummernden Erben dreier Kronen an ihre Brust drückte; der König, welcher festgehalten, beraubt und von Schurken beleidigt wurde — waren die Gegenstände eines romantischen Interesses in ganz Frankreich, während die englischen Großen und Prinzessinnen, und vor Allen Wilhelm von Oranien, verwünscht wurden. Trotz dessen aber vermochte man dem Letzteren die Achtung nicht zu versagen, welche Klugheit, Tapferkeit und deren glückliche Erfolge meistens hervorrufen. Ludwig selbst gewahrte mit eigenthümlicher Bewegung die Widerwärtigkeiten, welche das Haus Stuart betroffen hatten. Alle egoistischen und alle großmüthigen Empfindungen seiner Brust waren aufgerufen. Nach vielen Jahren des Glücks und außerordentlicher Erfolge hatte er auf einmal einen Stoß erhalten, welcher die Gestalt der Dinge gänzlich veränderte. Von England hatte er unter seinen neuen Herrschern nichts als hartnäckige und energische Feindschaft zu erwarten. Vor wenigen Wochen noch hatte er die stolze Hoffnung gehegt, Flandern zu unterjochen und Deutschland Gesetze vorzuschreiben. Jetzt mußte er sich glücklich schätzen, wenn er seine eignen Grenzen gut gegen eine Anzahl eng verbundener Gegner zu vertheidigen vermöchte, deren ihm nun so furchtbares Haupt der neue König von

Brittannien war. Aus dieser ihm so neuen und so beunruhigenden Lage konnte ihn nur ein abermaliger Umschwung der Dinge in diesem Lande erretten und er wurde daher von Besorgniß sowohl wie von Ehrgeiz angetrieben, die Sache Jakobs des Zweiten zu unterstützen und ihm wieder zur Besitznahme des verlornen Thrones zu verhelfen. So wenig tiefgehenden Eindruck im Allgemeinen die von ihm selbst veranlaßten Leiden seiner Nebenmenschen ihm verursachten, so sehr vielen Theil nahm er jetzt an dem Unglücke der Stuarts. Die gequälten und verfolgten Hugenotten, die Einwohner der von seinen Kriegsschaaren gräßlich verwüsteten Länder standen weit unter ihm; Jakob und seine Familie waren ihm gleichgestellt — und er äußerte alle jene Freundschaft, deren er fähig war, gegen diesen König, der noch vor wenigen Wochen von knieenden Lords bedient wurde, und der nun ein verbannter Flüchtling war. Dann auch spornte ihn seine Eitelkeit an, ein glänzendes Beispiel von Freigebigkeit und Artigkeit zu geben. Er wollte der Welt zeigen, eine wie außerordentliche Großmuth ihr erster Edelmann, den seine Schmeichler Ludwig den Großen nannten, bei einer so ungewöhnlichen Veranlassung bewiese, eine Großmuth, wie man sie nicht auf dem Boden Frankreichs gesehen hatte, seit der siegreiche schwarze Prinz auf dem Schlachtfelde von Poitiers ehrfurchtsvoll hinter dem Stuhl seines

überwundenen Gegners, des blinden Königs Johann von Böhmen stand, ehe er ihn gefangen nach London führte.

Ludwig der Vierzehnte hatte die Höhe des Lebenshügels erreicht und wohl war es sein Schicksal, wie das aller übrigen Sterblichen, abwärts von diesem zu gehen, da er fünfzig Jahre hinter sich liegen hatte. Noch immer aber war sein Aeußeres königlich; seine Züge zeigten noch ihre regelmäßige Schönheit, wenn sie gleich von einer großen Perücke eingerahmt waren, ohne welche er sich vor Niemandem sehen lassen wollte, da der Haarwuchs ihm seit einiger Zeit zu fehlen begann. Die ihm von seiner Mutter angeerbte spanische Grandezza verband er auf glückliche Weise mit französischer Anmuth, wobei er seine nur mittelgroße Gestalt durch sehr hohe Absätze unter den Schuhen imposanter zu machen suchte. Die Hoheit seines Wesens verschmolz sich mit anscheinender Güte, welche jedoch niemals in Vertraulichkeit überging und wohl hatte Lord Bolingbroke mit der Behauptung Recht, daß nie ein König seine Rolle besser gespielt habe. Wenn er auch hin und wieder über Molières Comödien oder über die Witze Anderer lächelte, so erinnerten sich doch die ältesten Hofleute nicht, jemals mehr als einen einzigen Scherz von ihm selbst gehört zu haben. Alles durfte sich an seinem Hofe nur auf ihn beziehen und es war eine Art von Cultus, den

man ihm und seinem Throne weihen mußte. Ohne selbst die großen Talente seiner Feldherren und Dichter zu besitzen benutzte er diese dennoch, um den Ruhm der Erstern sich zuzueignen und sich durch die Zweiten verherrlichen zu lassen. Er war nicht kenntnißreich und ohne streng moralische Grundsätze, hatte jedoch dabei Sinn für eine Art von Größe, welche die Quelle der Ermunterung der Künste und Wissenschaften, der Kriege, die er unternahm, und der Verletzung aller Tractate und Völkerrechte wurde, die er sich zu Schulden kommen ließ. Zu seiner ungemessenen Herrschsucht gesellte sich in seinen späteren Jahren eine Bigotterie, welche die Regungen seines Gewissens beschwichtigen mußte, wenn diese den Panzer seiner Ichsucht zu durchdringen vermochten. Mit einem prächtigen, goldgestickten Hofkleide, mit einem Galanteriedegen in goldner Scheide, war der größte König Europas geschmückt, als er zu Ende des Jahres 1688 unter den Höhen von St. Germain Marie Beatrice von Modena, die Königin von England, erwartete. Zu dieser Bewillkommnung hatte er einen großen Staatsaufzug veranstaltet. Vor seinem Wagen ging eine Abtheilung von Schweizer-Hellebardieren vorauf und Leibgarden ritten unter dem Klange der Trompeten und Cymbeln neben diesem. Sein Gefolge bestand aus wenigstens hundert mit Sechsen bespannten Kutschen, in welchen sein Sohn, der Dauphin, sein

Bruder Monsieur, Herzog von Orleans, und die Großen seines Hofes ihn begleiteten. Der Königin war eine Abtheilung Soldaten zur Eskorte, und eine Anzahl Arbeiter, die ihr den winterlichen Weg ebnen mußten, entgegen gesandt worden. Ludwig hatte mit seinem Sohne und Bruder seine Staatscarosse verlassen und ging seinem Gast entgegen. Die Königin war aus ihrem Wagen gestiegen und näherte sich dem französischen Monarchen, welcher sie umarmte und auf die Wangen küßte.

„Sire," sprach Marie Beatrice, „mein erstes Wort muß meinen innigsten Dank gegen Eure Majestät aussprechen, für alle jene gütige Vorsorge, welche Sie mir und dem Könige, meinem Gemahl, haben angedeihen lassen. Sie hätten die Mitglieder Ihrer eignen Familie nicht edelmüthiger behandeln können. Der König und ich haben in unserm Unglück wieder in Ihnen den Freund gefunden, der Sie uns so unwandelbar in den Tagen des Glückes waren."

„Madame," entgegnete Ludwig mit jenem einnehmenden Ton, der ihm schon so manches vorher abgeneigte Gemüth gewonnen hatte, „es ist ein trauriger Dienst, den ich Ihnen bei dieser Veranlassung zu leisten im Stande war, allein ich hoffe, daß es mir bald möglich sein wird, Ihnen einen wichtigeren zu erzeigen."

Jetzt fiel sein Auge auf den Grafen Lauzun, welcher, auf einen Strahl der königlichen Gnaden-sonne hoffend, in der demüthigsten Haltung — wie man sie in der Stunde der Gefahr diesen unerschrockenen Helden nicht gegen irgend einen Sterblichen zugetraut haben würde — hinter seiner erlauchten Schutzbefohlenen stand. Ein freundliches Lächeln spielte um Ludwigs Lippen als er sagte:

„Graf Lauzun, ich heiße Sie an meinem Hofe willkommen; es wird mich freuen, Sie oft in Versailles zu sehen. Ich betrachte die ritterlichen Dienste, welche Sie der Königin von England weihten, als mir selbst geleistet. Frankreich ist Ihnen dafür Dank schuldig."

Er streckte hiermit seine Hand aus; Lauzun, auf dessen Gesicht eine fast mehr als irdische Wonne zu lesen war, beugte ein Knie, legte seine Hand unter diejenige des Monarchen und hauchte auf deren Fingerspitzen einen flüchtigen Kuß, indem er stammelte:

„Mein Leben und alle meine Kräfte sind den Dienste meines Königs geweiht; Eure Majestät machen mich durch Ihre Gnade zum glücklichsten der Sterblichen."

Der König nickte leicht zur Antwort und wendete sich wieder zu der Königin, indem er ihr mit anmuthiger Würde in Geberde und Haltung den Dauphin und Monsieur präsentirte. Dann

bot er ihr den Arm, um sie zu seinem eignen Wagen zu führen. Das sämmtliche Gefolge hatte gleichfalls seine hundert Kutschen verlassen, die in einer unabsehbaren Masse weithin hielten, und diese glänzende, mit Federn, Bändern, Edelsteinen und Stickerei, so wie mit goldenen Degenscheiden geschmückte, in Sammt und Seide gekleidete Aristokratie stand nun unbedeckten Hauptes in einem großen Halbzirkel, mit tiefen Verbeugungen die Begrüßung der englischen Majestät erwiedernd, als sie am Arm des Königs vorüberschritt. Für Lauzun hatte sich wie mit einem Zauberschlage die ganze Physiognomie des französischen Hofes geändert, denn der Strahl der königlichen Gnade glänzte im hundertfältigen Reflex auf allen Gesichtern der Höflinge wieder. Vor wenigen Tagen war sogar die Nennung seines Namens in der Nähe des Königs ein Verbrechen gewesen, das Keiner zu begehen wagte. Lauzun war für sie ein Gestorbener, dem sie kaum in ihren Gedanken ein wehmüthiges Andenken weihten. Nun war er plötzlich der Lion der ersten Gesellschaft Europas, der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit der Herzöge und Prinzen, der Minister und Generale, der schönsten Damen und der größten Würdenträger. Man drängte sich um ihn, bewillkommnete ihn wie einen lang entbehrten Freund mit dem anmuthigsten Lächeln oder mit der herzlichsten Cordialität und überhäufte ihn mit Zu-

vorkommenheiten jeder Art, indem man seinen Heroismus und seine Aufopferung für die Flüchtlinge pries. Wir lassen ihn in dieser Welt mährchenhafter Verwandlung und finden Marie Beatrice wieder im Wagen zur Rechten des Königs, während der Dauphin und Monsieur ihr gegenüber saßen. Auf das Angenehmste berührt durch die ihr bewiesene, ausgesuchte Aufmerksamkeit vergaß sie die Thränen, welche beim Erblicken Ludwigs in ihre Augen getreten waren und plauderte angelegentlich mit diesem und mit den beiden andern Herrn. Als sie im innern Hofe von St. Germain hielten, sprach der König, indem er sie darauf durch die Thür des Schlosses geleitete:

„Alles, was Sie hier im Schlosse und um dasselbe herum sehen, steht zu Ihrer Verfügung, Madame. Sollten Sie fernere Wünsche für Ihre nächsten Umgebungen hegen, so bitte ich Sie, mich davon zu benachrichtigen und es wird stets mein eifrigstes Streben sein, sie zu erfüllen."

„Eure Majestät beschämen mich durch Ihre Güte immer wieder auf's Neue," sagte die Königin. „Mein größter Kummer ist nur, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen Ihre Gastfreundschaft auf englischem Boden zu vergelten."

Er hatte sie nun in einige Gemächer geführt, welche das Ansehen prächtig ausgeschmückter Kinderstuben hatten. Alles was ein Kind vom zar-

eſten Alter bedürfen konnte, ſowohl die Wiege
ie der Fallſtuhl, war hier zu finden.

„Dieſe Zimmer ſind die Gemächer der Kinder
on Frankreich,“ ſprach Ludwig mit der Hand
mherdeutend. „Ich ſelbſt habe meine erſten
age hier verbracht; ſie werden auch für den
rinzen von Wales paſſend ſein. Doch wird es
eit, daß wir ihm Ruhe gönnen; ich werde Sie
tzt verlaſſen, Madame, um mich morgen wieder
ach Ihrem Befinden zu erkundigen. Der Kaſtel-
an des Schloſſes und ſeine Gattin haben die
eiſung erhalten, ſich in jeder Hinſicht nach den
efehlen Eurer Majeſtät zu richten.“

Der König empfahl ſich jetzt mit ſeiner gan-
en glänzenden Begleitung. Sie wollte ihn bis
ur Treppe begleiten, doch wollte er dies auf keine
eiſe geſtatten. Wirklich war auch Marie Bea-
rice nach den mancherlei erlebten körperlichen und
eiſtigen Strapazen vor allen Dingen der Ruhe
edürftig. Ihre Zimmer waren auf das Glän-
endſte ausgeſtattet; nichts war vergeſſen, was zu
hrem Nutzen oder zu ihrer Behaglichkeit beitra-
en konnte. Der ausgeſuchteſte Geſchmack und
ine königliche Freigebigkeit waren bei der Ein-
ichtung ihres Ankleidezimmers und ihrer Tafel
ngewendet worden. Unter den prächtigen Einzel-
eiten der für ſie beſtimmten Toilette bemerkte
Marie Beatrice ein beſonders ſchön ausgelegtes
äſtchen. Nun trat Monſieur Tourolle, der

Meubleur des Königs von Frankreich, welcher respectvoll der Befehle der neuen Gebieterin dieser Räume harrend, im Hintergrunde gestanden hatte, herzu, und überreichte dieser mit einer tiefen Verbeugung einen kleinen Schlüssel. Die Königin nahm ihn an und fragte:

„Dieser Schlüssel öffnet vielleicht eins dieser Behältnisse —?"

„Er schließt jenes Kästchen aus Ebenholz, mit der Verzierung jener Blumenborde von Email und Gold," versetzte mit gedämpftem Tone Tourolle. „Auf dem Deckel ist ein großes L gearbeitet; dies zeigt an, daß es mit seinem Inhalte im speciellen Auftrage des Königs Eurer Majestät zugestellt wird. Ich habe den Befehl erhalten, den Schlüssel in die eignen Hände Eurer Majestät ehrfurchtsvoll zu überliefern."

„Ich danke Ihnen, Monsieur," sprach die Königin artig, ohne jedoch die Worte, so wie die bedeutungsvollen Blicke des Franzosen besonders zu beachten. Sie legte den empfangenen Schlüssel fast gleichgültig neben sich nieder, denn ihre Gedanken waren gänzlich auf einem andern Felde beschäftigt, da ihr so eben der Herzog von Berwick gemeldet war, welcher im Auftrage des Königs von England um sofortiges Gehör bei Ihrer Majestät bitten ließ.

Dieser Reisebegleiter Jakobs brachte die Nachricht, daß der Letztere glücklich in Frankreich

ngelangt sei und am folgenden Tage in St. Germain eintreffen wolle. Marie Beatrice brach n Thränen aus und verzieh in diesem Augenlicke zum ersten Male dem Sohn von Arabella hurchill, daß das königliche Blut Jakobs des weiten in seinen Adern floß. Dieser hatte vorzüglich seinen ältesten, natürlichen Sohn, den er m seine Person behalten wollte, zum Ueberbrinr dieser guten Botschaft gewählt, damit die reude über diese schnell den seit Jahren gehegten iderwillen der Königin gegen ihn entkräften öge. Nach ziemlich unruhigem Schlummer erst edachte die Königin wieder jenes Schlüssels und es Kästchens; sein Inhalt mußte wichtig sein: ie fand endlich, daß er aus sechstausend gländen, neu aus der Münze gekommenen Louisd'ors estand, welche Ludwigs Freigebigkeit ihr als die rste Lieferung eines Nadelgeldes bestimmt hatte. —

Die Königin war indessen genöthigt, ihr immer zu hüten; eine leichte Unpäßlichkeit fesilte sie sogar an's Bett. Auf diesem liegend npfing sie, in ein feines Négligée gekleidet, am lgenden Abend den Besuch Ludwigs, seines ohnes und Bruders, so wie des Herzogs von hartres. Nach dem auch für freundschaftliche Zummenkünfte geltenden Ceremoniel des französchen Hofes setzte der König sich auf die Kissen i ihr, während der Dauphin nahe bei ihm stand, leich ihm ungezwungen mit der Königin plau-

dernd. Eine Schaar von französischen Höflingen, welche ihrem Monarchen gefolgt war, füllte den übrigen Raum des Gemaches an.

Nach einer halben Stunde wurde Ludwig benachrichtigt, daß Jakob der Zweite angelangt sei. Er ging hinaus, um seinen unglücklichen Vetter zu bewillkommnen. Der Letztere näherte sich mit wankenden Schritten und beugte sich endlich so tief herunter, als wollte er sich zu Ludwigs Füßen werfen; dieser verhinderte es, indem er ihn in seine Arme nahm und ihn mehrere Male herzlich umarmte. Die beiden Könige unterhielten sich eine Viertelstunde lang mit gedämpfter Stimme und der französische Monarch präsentirte dem englischen dann seinen Sohn und seinen Bruder, — und erst nachdem diese Ceremonie beendet war führte er ihn zu der Königin, welche ihren Gemahl mit Thränen umarmte.

Nun führte Ludwig seinen königlichen Gast zu dem kleinen Prinzen von Wales, um ihn auch von dessen Wohlbefinden zu überzeugen. Dann kehrten sie zur Königin zurück, worauf Ludwig sich entfernen wollte. Jakob wollte ihn bis an die Treppe geleiten, wie seine Gemahlin dies gestern beabsichtigte, doch gab Ludwig dies auch heute nicht zu.

„Ich glaube nicht," sprach er, „daß Einer von uns das Ceremoniel kennt, welches bei Gelegenheiten, die so selten wie die heutige sich er-

reignen, passend sein könnte. Daher denke ich, aß wir am Besten thun, alle Etikette bei Seite ı lassen."

Nichtsdestoweniger vergaß er die Höflichkeit wenig, daß er seinem Gaste stets die rechte and bot. Bei seinem endlichen Abschiede fügte hinzu:

„Heute bin ich es, der Sie besucht, mein ruder. Morgen hoffe ich Sie in Versailles zu hen und da dieses so gut wie St. Germain hre Heimath sein wird, so können Sie mich dort handeln wie Sie Lust haben."

Er verließ nun mit seinem ganzen Gefolge s Schloß. Kaum sah die Königin sich allein s sie an eine ihrer Hofdamen, die Marquise ictoria Montecuculi, welche sie als die Gefährtin :er Kindheit mit sich aus Italien nach England führt hatte, die Worte richtete:

„Der König von Frankreich ist sehr gnädig d großmüthig gegen uns gesinnt und dennoch ge ich Dir, daß mich diese Pracht in diesen ngebungen mehr bedrückt als erfreut."

„Eure Majestät," erwiederte die Vertraute :nso leise, „finden in der so öffentlich zur Schau ragenen Freigebigkeit des französischen Monar- n einige Ostentation? Vielleicht gedenkt er selbst rch diese zu repräsentiren."

„Wir sind gezwungen, sie anzunehmen, und s kommt mir fast wie eine Erniedrigung vor.

Du siehst diese schön gearbeitete Tapete in diesem Alkoven, wo mein Bett steht. Ich kann meine Augen nicht aufschlagen, ohne auf's Deutlichste an unsere unglückliche Lage erinnert zu werden."

Marie Beatrice deutete auf die Wand neben ihr. Das Gemälde war von der Meisterhand Le Bruns entworfen und mit allem jenen Geschmack ausgeführt, wie er in Paris gefunden wurde. Es stellte die Scene dar, wie die Familie des unglücklichen Königs Darius sich flehend zu den Füßen Alexanders wirft, welcher sie großmüthig in seinen Schutz nimmt. Die Züge des macedonischen Heldenkönigs waren Diejenigen Ludwigs des Vierzehnten. Derartige Schmeicheleien wurden von diesem wohlgefällig aufgenommen, wenn gleich hin und wieder andere, die zu abgeschmackt waren, von ihm zurückgewiesen wurden. Zu diesen gehörte die einst von der französischen Akademie aufgeworfene Preisfrage: „Welche von den Tugenden des Königs die Vorzüglichste sei?" — Er verbot ihre Discussion und Beantwortung.

Vittoria Montecuculi ermangelte nicht, am folgenden Tage dem Monsieur Tourolle ganz in der Stille mitzutheilen, wie diese kunstvolle Tapete die zartesten Gefühle der Königin verwundet habe, und allerdings entfernte Dieser sie mit möglichster Schnelligkeit und ersetzte sie durch die Darstellung eines Triumphzuges, wie man ihn für

: Familie Stuart in Frankreich auf englischem
)den wünschte.

Am nächsten Tage wurde dem König Jakob
n Ludwig dem Vierzehnten ein Geschenk von
ntausend Pfund Sterling für die ersten Aus-
)en seiner persönlichen Einrichtung zugesandt,
lches er ohne das mindeste Sträuben annahm.
r Hof von St. Germain wurde von Ludwig
ız nach dem Muster seines eignen arrangirt;
: Hofchargen: Ceremonienmeister, Kammerherrn,
ırschälle, Lakaien, wurden auch hier geschaffen
) meistens mit englischen, schottischen und iri-
n Emigranten besetzt, welche sich nach und nach
den geflüchteten Stuarts einfanden.

Ludwig wünschte, daß die Dauphine, so wie
) die übrigen Prinzessinnen und sonstigen
nen seines Hofes der Königin Marie Beatrice
n Besuch machen sollten. Hier aber erhob
ein sehr wichtiges Bedenken. Madame la
phine fürchtete, daß ihr in der Gegenwart
er brittannischen Majestät nicht ein Stuhl mit
:i Lehnen geboten werden würde, und ihr
)t auf einen solchen aufzugeben vermochte sie
die Rücksicht auf das Unglück dieses hohen
:es nicht; sie stellte sich also krank, um dadurch
Verlangen ihres königlichen Schwiegervaters
ıngehen. Madame, die Gemahlin Monsieurs,
uptete: „Sie ihres Theils habe das Recht
ɜ Stuhls mit einer Lehne zur Linken," und

diese Schwägerin des Königs besorgte gleichfalls, daß ihr ein solcher Ehrenplatz nicht sogleich in St. Germain zu Theil werden würde, und weigerte sich, es zu betreten, bis ihr hierüber eine bestimmte Zusicherung geworden. Die Herzoginnen wollten sich nicht einstellen, wenn sie in St. Germain nicht auf Tabourets wie in Versailles zu rechnen hätten, und Monsieur war sehr verdrießlich, weil ihn Marie Beatrice bei seinen Besuchen nicht auf die Wangen geküßt hatte, wie er dies nach der französischen Etikette erwarten durfte. Obgleich die Königin Marie Beatrice von Natur hochmüthig und oft genug unnachgiebig war, so betrug sie sich doch bei dieser Veranlassung sehr vernünftig, indem sie diese bedeutungsvollen Streitfragen der alleinigen Entscheidung Ludwigs überließ. Dieser bestimmte, daß alle Fragen der Etikette nach der Weise, die an seinem Hofe herrsche, beantwortet werden sollten. Marie Beatrice verstand sich dazu, Monsieur zu küssen, worauf dieser auf den Besitz eines Lehnstuhls in der Gegenwart des Königs Jakob verzichtete. Der Dauphin dagegen sollte in der Nähe des Letztern auf einem gewöhnlichen Stuhl sitzen, wogegen ihm im Angesicht der Königin der Lehnstuhl gestattet war. Die übrigen Prinzen von Geblüt machten gleichfalls allerlei Pretensionen, doch war es weit leichter, diese zu befriedigen als diejenigen ihrer Damen. Die Prinzessinnen von Geblüt besannen sich da

bis vier Tage, ehe sie der Königin von England ihre Aufwartung machten, und als dies endlich geschah verlangten sie nicht nur in der Gegenwart der Königin zu sitzen, sondern auch von dem Könige geküßt zu werden, welches das Vorrecht der englischen Herzoginnen sei, obgleich das runzliche, vorzeitig gealterte Antlitz Seiner Majestät gegenwärtig für uninteressirte Zuschauerinnen die Verlockung zu dergleichen Zärtlichkeitsäußerungen verloren hatte. Beide beneidenswerthe Begünstigungen wurden ihnen bewilligt. Darauf nahmen die Visiten und Gegenvisiten unter den englischen und französischen Majestäten und Hoheiten ihren regelmäßigen Gang, welcher sich sogar dahin ausdehnte, daß der französische Thronfolger, der Dauphin, auch dem sechsmonatlichen Erben der Stuarts einen Staatsbesuch machte. Marie Beatrice zeigte sich geneigt, der noch immer kranken Dauphine einen Besuch zu machen und Madame de Sevigné erzählt uns mit Enthusiasmus, daß die brittanische Majestät bei dieser Gelegenheit à merveille gekleidet gewesen; ein schwarzes, sammtnes Obergewand sei auf ein reich gesticktes Untergewand herabgefallen und ihre Frisur wunderbar geschmackvoll aufgethürmt und arrangirt worden. Ludwig empfing sie an der Thür ihrer Staatscarosse und führte sie nach einer langern Unterhaltung in seinem eignen Audienzgemache in dasjenige seiner Schwiegertochter, welche mit ihren Damen an

dessen Ausgang stand, um die Königin zu begrüßen. Diese sagte nicht ohne einige Verwunderung:

„Ich erwartete, Sie krank zu finden, Madame, doch bin ich sehr erfreut, Eure königliche Hoheit so sehr viel besser anzutreffen.“

„Madame,“ versetzte die Dauphine, „ich entschloß mich nur, mein Bett zu verlassen, damit ich auf's Beste die Ehre aufnehmen möge, welche Eure Majestät mir heute erzeigen.“

Ludwig zog sich jetzt zurück, denn das allmächtige Gesetz der Etikette verbot seiner Schwiegertochter in seiner Gegenwart den vielerwähnten Lehnstuhl. Nun wurde die wichtige Angelegenheit des Platznehmens eingeleitet. Die Königin erhielt den Ehrenplatz, die Dauphine setzte sich zu ihrer Rechten, Madame von Orleans zu ihrer Linken, neben dieser die drei kleinen Söhne der Dauphine, Alle in Lehnstühlen; die Prinzessinnen und Herzoginnen setzten sich rund umher auf Tabourets und Madame la Dauphine hatte also den Triumph zuerst den Besuch der Königin von England in ihren Gemächern empfangen zu haben. Als die sich entfernen wollte hatte man den König in der Stille davon benachrichtigt und er langte gerade in der rechten Minute an, um sie wieder an ihren Wagen zu führen. Als dies geschehen, kehrte er noch einmal in die Gemächer seiner Schwiegertochter zurück und pries dort laut die Anmuth und den Verstand der Königin, ihre fürstliche

Würde, ihre Stärke im Unglück, ihre Liebe zu ihrem Gemahl. Von dieser Stunde an wurde es Mode an dem französischen Hofe, die verbannte Königin von England als ein Muster der Eleganz, der Grazie, Schönheit und Tugend zu citiren. „Le grand mornarque" hatte es gesagt und hiergegen fand kein Widerspruch statt. Einige Damen hatten es bei der Presentation nicht nöthig gefunden, den Saum des Gewandes der Königin zu küssen.. Ludwig hatte es bemerkt und erwähnte dies in einem solchen Ton und mit einem solchen Blick, daß hinfort die ganze französische Pairschaft erbötig war, die Füße der Königin zu küssen, wenn dies verlangt werden sollte. *)

Die Etikette war durch zwei spanische Königinnen am französischen Hofe nach und nach nicht weniger steif geworden als im Eskurial und Ludwig hatte ihr nur zu vielen Vorschub geleistet. Diese unbedeutenden Kleinigkeiten waren damals Punkte von einer solchen Wichtigkeit, als wenn das zeitliche Glück der Betheiligten von ihnen abhinge. Die Königin mußte sich dazu bequemen, einigen ihrer Damen eine Rangerhöhung zu verleihen, damit sie sich in Gegenwart der französischen Damen auf einem Tabouret niederlassen durften. Der König Ludwig selbst hatte sich bei allen Fragen, die auf seinen Rang in Europa

*) Siehe Briefe von Madame de Sevigné.

bezogen werden konnten, bis dahin im höchsten Grade empfindlich, unnachgiebig, sogar grob gezeigt und war mehrere Male im Begriff gewesen, lieber ganz Europa in einen fürchterlichen Krieg zu stürzen, als in dem geringsten Punkte der Etikette, die er selbst vorgeschrieben, nachzugeben. Jetzt bewies er diese Unnachgiebigkeit zu Gunsten seiner unglücklichen Freunde, indem er selbst der Leidende war. Er verlangte für Marie Beatrice alle jene Achtungsbeweise, die man früher seiner Gemahlin, der Königin, gezollt hatte und er war damit zufrieden, daß ein abgesetzter König, der in seinem eignen Pallast von seiner Gnade lebte, sich noch immer zu seinen übrigen Titeln auch den eitelsten von Allen, den eines Königs von Frankreich, beilegte, den seit Eduard dem Dritten sich die Herrscher Englands angemaßt hatten; daß er, als solcher, die Lilien Frankreichs mit den Löwen Englands auf seinem Wappen kreuzte und an Tagen der Hoftrauer violett gleich ihm selbst gekleidet ging.

Fünf und vierzig Tausend Pfund Sterling wurden der gefallenen Königsfamilie als Jahrgehalt ausgezahlt, so lange sie ihrem großmüthigen Wirthe die Ehre geben wollten, in Frankreich seine Gäste zu sein. Wenn nun auch das öffentliche Benehmen des französischen Adels ihm von seinem Souverain vorgeschrieben wurde, so lautete doch seine Privat-Meinung ganz anders, denn

man betrachtete bald den König Jakob, den man in der Ferne so sehr bemitleidet und gerühmt hatte, fast mit Verachtung. Seine stumpfe Gleichgültigkeit, die Kälte, mit welcher er zu Jedem, der es hören wollte, von seinem Mißgeschick sprach, die Verkehrtheit, die er schon bei oberflächlicher Unterhaltung kund gab, das kindische Vergnügen, welches er an dem Glanz und Pomp von Versailles fand, widerte die Franzosen an. Diese seltsame Apathie schrieben sie nicht der Philosophie oder Religiosität zu, sondern der Beschränktheit und Niedrigkeit des Geistes, die sie an ihm gewahren wollten und bemerkten dabei, daß Niemand, der Seine brittannische Majestät dessen eigne Geschichte erzählen höre, sich wundere, daß dieser selbst sich in St. Germain, sein Schwiegersohn gagegen sich in St. James befinde. *)

*) Siehe Madame de Sevigné und: Memoiren von Dangeau.

26.

Es gab jedoch eine Frau am Verſailler Hofe, deren Geneigtheit für die geflüchtete Königsfamilie weit wichtiger war als diejenige aller franzöſiſchen Prinzeſſinnen zuſammen, die hochmüthige Dauphine an ihrer Spitze. Ihre Geburt ſtand weit unter derjenigen aller dieſer fürſtlichen Damen und dennoch trug ſie den Hermelinmantel und die fleur-de-lys, welche nur die Gemahlin des Königs von Frankreich anzunehmen wagen durfte. Nur die dringenden Vorſtellungen des Kriegsminiſters Louvois, deſſen Hinweis auf die öffentliche Meinung in Frankreich und auf die Verhältniſſe an den übrigen Höfen Europas, bewogen Ludwig den Vierzehnten, der Wittwe Scarron nicht öffentlich den Titel einer Königin von Frankreich und Navarra zu geben. Der mächtige Einfluß Madame de Maintenons leitete Ludwig in ſeinen gereifteren Jahren und Marie Beatrice ſah daher ſehr bald ein, daß ſie vor allen Dingen dieſe gewinnen müſſe, wenn ſie ſich auf die Länge eine wirkſame Unterſtützung Ludwigs zu der Wiedererlangung ihres verlorenen Thrones ſichern wolle.

Es hat wenige Frauen gegeben, welche mit ſo wenig Romantik in ihrer Gemüthsart deren ſo viele in ihrem Lebenslaufe erfuhren, als Francoiſe

d'Aubigné. Sie, deren Wiege im Gefängnisse zu Niort stand — wo ihr Vater festgehalten wurde — theilte in ihren späteren Jahren den stolzesten Thron der Welt. Als dreijähriges Kind mit nach Amerika genommen war sie in der größten Gefahr, hülflos dort am Ufer eines Flusses liegend von einer Schlange getödtet zu werden; zwölfjährig nach Frankreich zurückgekehrt wurde sie mit Härte von einer Verwandten erzogen und lebte in einer solchen Dürftigkeit, daß sie für diese und für sich selbst täglich eine Portion Suppe von der Mildthätigkeit frommer Klosterschwestern erhielt.

Kaum erwachsen trat sie zur katholischen Religion über und heirathete den berühmten Satyriker Scarron, welcher ganz gelähmt, dennoch in seinem Hause Alles versammelte, was Paris Geistreiches und Ausgezeichnetes besaß. Nach dessen Tode wieder zu bitterer Armuth verdammt erlangte sie endlich durch Frau von Montespan eine Pension von Ludwig dem Vierzehnten, welche sie später als Erzieherin ihrer beiden Söhne, des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse, anstellte. Als solche sah sie der König öfterer, nannte sie zwar Anfangs eine Scheinheilige, schätzte sie jedoch später wegen ihres Verstandes und der Sorgfalt, welche sie seinen illegitimen Kindern widmete. Er schenkte ihr hunderttausend Livres, wofür sie 1679 das Gut Maintenon kaufte. Die sanfte, einschmeichelnde Gemüthsart Francoises,

ihr schlauer Beobachtungsgeist, die zur Gewohnheit gewordene Eigenschaft, sich in die Charactere der sie Umgebenden hineinzuversetzen und diese zu lenken, indem sie anscheinend ganz mit ihnen übereinstimmte, ließ sie nach und nach dem Könige liebenswürdiger erscheinen als seine launenhafte, herrschsüchtige Geliebte, Madame de Montespan, deren Platz sie dann einnahm. Jugend und Schönheit waren nicht mehr das Eigenthum der Frau von Maintenon, allein sie besaß jene dauernden Eigenschaften, welche geistreiche Männer, deren Leidenschaften durch den Fortschritt der Jahre gesänftigt sind, und deren Leben von Sorge und von Geschäften angefüllt ist, so sehr an einer Gefährtin schätzen. Wenn Ludwig ihre lebhafte, unerschöpfliche, jedoch immer sanft dahin fließende Unterhaltung genoß, ihren bei keiner Gelegenheit fehlenden innern Tact bemerkte, ihre gegen ihn nie getrübte Heiterkeit sah, so war es ihm, als wenn sein von brennenden Farben und glänzenden Lichtern ermüdetes Auge sich auf dem sanften Grün einer immer gleichen Rasenfläche ausruhte. Er konnte seine Bekümmernisse und seine Freuden in ihre verschwiegene Brust niederlegen; einen starken Hang zu andächtiger Bigotterie trug auch sie zur Schau, indem sie ihn zu einem immer größeren Einfluß auf den König benutzte, und so stieg die Wittwe Scarron von seiner ersten Vertrauten zu seiner Gemahlin, so daß sie in dem

Alter von fünfzig Jahren heimlich, jedoch mit allen Gebräuchen der Kirche, von dem Erzbischof von Paris mit dem mächtigsten Monarchen Europas getraut wurde, welcher zwei Jahre weniger als sie zählte. Mehr als drei Jahre waren seitdem vergangen. Indessen machte sie dies so heißbegehrte Glück, diese Befriedigung eines still gehegten, aber darum desto heftigeren Ehrgeizes, nicht zufrieden. In Allem dem Willen des Königs unterworfen mußte sie sich einzig mit der Sorge beschäftigen, ihm zu gefallen und diese Sclaverei in einem schon vorgerückten Alter wurde ihr später peinlicher als die Dürftigkeit ihrer früheren Tage. Sie lebte seit ihrer letzten Erhebung abgeschiedener von der Welt als früher; Ludwig arbeitete mit seinen Ministern in ihrem Cabinet, wobei sie anscheinend theilnahmlos in einer Ecke sitzend sich mit Handarbeit beschäftigte, in Wahrheit jedoch den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte übte, Minister und Generale ernannte und über das Geschick der Reiche und ihrer Fürsten bestimmte. Die Aufhebung des Edictes von Nantes, die ihr folgenden Dragonaden und alle Grausamkeiten gegen die Hugenotten, wurden ihrem frömmelnden Einfluß auf den König zugeschrieben. Mäßig in vielen Forderungen besaß sie außer ihrem Gute Maintenon nur eine jährliche Einnahme von acht und vierzig tausend Livres, und lehnte beharrlich jede Vermehrung derselben ab.

Als eines Tages die Thüren des Audienzgemaches in St. Germain ſich öffneten gewahrte die Königin Marie Beatrice eine Matrone von mittelgroßer und nicht beleibter Geſtalt, mit feinen, geiſtreichen Zügen, in einem Anzuge, der ſo beſcheiden und ſo decent war, wie ſich dies irgend mit der Mode des Tages vereinigen ließ; eine einfache, würdevolle Grazie begleitete jede ihrer Bewegungen. Es war die Marquiſe von Maintenon, welche mit einigen tiefen Verneigungen die Schwelle überſchritt, um der Königin von England ihre Aufwartung zu machen.

Dieſe ging ihr entgegen, umarmte ſie nach franzöſiſcher Sitte und küßte ſie auf beiden Wangen, indem ſie mit der größten Freundlichkeit ſagte:

„Ein unglücklicher Zufall iſt die Veranlaſſung, daß ich Sie einige Minuten mußte im Vorzimmer warten laſſen, Madame; ich beklage ihn doppelt, da ich während derſelben das Vergnügen Ihrer Unterhaltung entbehren mußte.“

Die Züge der Angeredeten waren während dieſer verfloſſenen Minute etwas ernſt geworden, doch rief das Beſtreben der Königin, die Verſäumniß zu entſchuldigen, ein leiſes Lächeln der Freundlichkeit, wie Sonnenglanz an einem trüben Himmel, auf ihnen hervor. Indem ſie ihre Hand in die dargebotene der Königin legte ließ ſie ſich von dieſer zu einem Lehnſtuhl führen, welcher zur

Rechten des Sitzes der Erstern stand, und sprach dabei:

„Ich habe diese in Gesellschaft der Hofdamen Eurer Majestät sehr angenehm verbracht, doch wünsche ich mich zu erkundigen, wie Eure Majestät die Luft von St. Germain bekömmt? — Ich hoffe, daß sie ihrem bekannten Rufe gemäß nur einen günstigen Einfluß auf Ihre Gesundheit ausüben kann."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Madame," versetzte Marie Beatrice. „Die Gnade des Königs hat in der Wahl unsers Aufenthaltsortes auf das Beste für uns gesorgt, so daß wir uns nur als Verbannte vorkommen, indem wir von dem Reiche entfernt sind, das unserm Scepter unterworfen war. Die Theilnahme, welche uns nach dem Beispiel des Königs von Allen gewidmet wird, ist ein wahrer Balsam für die Wunden, welche unser Mißgeschick uns geschlagen hat."

Die Marquise neigte leicht das Haupt und sagte leise:

„Wir Alle stehen in Gottes Hand und müssen uns geduldig seiner Fügung unterwerfen."

„Gewiß," erwiederte die Königin, „er allein weiß, was zu unserm Besten dient."

Nach secundenlanger Pause nahm die Frau von Maintenon wieder das Wort:

„Seine Majestät, der König Jakob waren gestern in Versailles und zeigten sich zufrieden

und munter als Sie mich mit Ihrem Besuch beehrten."

„Der König war entzückt von Ihrer liebenswürdigen Unterhaltungsgabe, Madame," sprach die Königin, indem sie eine besondere Anmuth in ihre etwas scharfen Züge zu legen suchte. „Er hat noch immer jene Ungezwungenheit beibehalten, die er als früherer Admiral sich angewöhnte und man kann sich daher auf seine Worte verlassen. Er sagte mir, daß ihm die Zeit bei Ihnen so schnell verstrichen sei, daß erst der Eintritt des Königs von Frankreich ihn erinnert habe, wie lange er schon seinen Besuch bei Ihnen ausdehnte."

„Der König Jakob sprach als Kenner über einige Gemälde belgischer Meister, welche er in den Gemächern des Dauphin gesehen," entgegnete die Marquise. „Die beiden Majestäten unterhielten sich darauf noch einige Zeit über die traurigen Vorfälle, welche die Flucht des Königs Jakob begleiteten."

„Mein Gemahl," erwiederte Marie Beatrice, „trägt sein Unglück als Philosoph, doch liebt er es, von diesen erlebten Widerwärtigkeiten zu erzählen, die ihn in der Erinnerung noch jedes Mal aufbringen. Seine Majestät von Frankreich pflegt ihm mit Güte dabei zuzuhören."

„Der Prinz von Wales befindet sich im erwünschten Wohlsein?" fragte die Maintenon weiter.

„Gottlob, er gedeiht vortrefflich," versetzte Marie Beatrice. „Der König Ludwig rühmte sein Aussehen sehr," sagte die Marquise. „Ich sagte diesem vorgestern," entgegnete die Königin mit einiger Lebhaftigkeit, „als er den Prinzen carressirte: Ich habe sonst das Glück meines Sohnes beneidet, da er nichts von seinem Unglück weiß, aber jetzt bedaure ich diese Unwissenheit, welche ihn verhindert, die Güte Eurer Majestät für ihn zu erkennen."

Madame von Maintenon lächelte unmerklich und sagte:

„Seine Majestät hegen ein lebhaftes Interesse für den Prinzen von Wales."

„Er ist so gnädig, dies uns Allen zu zeigen; nie fanden Verlassene einen großmüthigeren Beschützer. Sie stehen diesem edlen Monarchen so nahe, Madame; lassen Sie mich die Bitte an Sie richten, daß auch Ihre Gesinnungen für uns den seinigen gleich sein mögen."

Marie Beatrice hatte mit eindringlicher Wärme gesprochen. Franziska von Maintenon verstand nur zu wohl den Sinn dieser Worte. Eine Königin flehte sie um ihren Beistand an, um den mächtigen Ludwig zu ferneren, noch wichtigeren Beweisen seiner Gunst geneigt zu machen, welche, wenn auch von ihm versprochen, darum noch immer nicht ausgeführt waren. Der Stolz der Wittwe Scarrons mußte befriedigt sein, wenn sie

auch deſſen äußere beſcheidene Hülle unverändert beibehielt, und ſie ſagte mit ſanfter Freundlichkeit:

„Eure Majeſtät werden' bei mir ſtets die wärmſte Theilnahme für Alles finden, was Sie und Ihre königliche Familie betrifft.“

Sie fragte dann nach den uns bekannten Einzelheiten der Flucht der Königin aus England und rühmte den Muth und die feinen Sitten des Grafen von Lauzun, der ihr bereits ſeine Aufwartung gemacht habe. Die Königin ſtimmte ihr bei und fragte dann:

„Iſt Ihnen das Kloſter von Chaillot bekannt, welches nur etwa zwei Stunden von hier entfernt liegt, Madame?“

„Allerdings, ich beſuche es ziemlich häufig,“ antwortete die Frau von Maintenon. „Die Aebtiſſin ſagte mir vor einigen Tagen, daß das Kloſter auf den Beſuch Eurer Majeſtät hoffen dürfe?“

„Ich werde hinfahren, ſo bald es irgend meine Zeit erlaubt,“ verſetzte die Königin, „und hoffe, daß es mir geſtattet ſein wird, die ehrwürdige Aebtiſſin wie meine Mutter zu betrachten.“

„Eure Majeſtät fanden in England keine Klöſter, die Sie mit Ihrem Beſuche beglücken konnten,“ warf die Marquiſe ein.

„Ach nein,“ erwiederte die Königin; „dies iſt mir ſtets eine ſchmerzliche Entbehrung geblieben. Es war der Wunſch meiner frühſten Jugend, mich in ein Kloſter zu begeben und noch jetzt würde ich

mich gern in einer solchen geheiligten Stätte niederlassen, wenn mich nicht andere Pflichten davon zurückhielten."

„Eure Majestät haben die Sorgen für ein geliebtes Kind, für einen theuern Gemahl und für ein großes Reich zu bedenken," versetzte die Marquise, „und sind dadurch mit vielen zärtlichen und wichtigen Banden mit der Welt verknüpft."

„So ist es," sagte die Königin. „Ich darf jetzt die Schwelle des Klosters nur zum flüchtigen Besuch betreten. Wie ich höre," fuhr sie zu der Frau von Maintenon aufblickend lebhafter fort, „so ist der Plan der Anstalt von St. Cyr von Ihnen entworfen worden, Madame?"

Diese gab ein zustimmendes Zeichen und sprach:

„Der König stiftete diese Anstalt vor einigen Jahren auf meine Bitten. Es ist ein Erziehungsinstitut für junge Damen aus begüterten Ständen. Ich widme ihm das lebendigste Interesse."

„Es liegt nur eine Stunde von Versailles?" sagte die Königin.

„Eurer Majestät zu Diensten," war die Erwiederung.

„Sie haben Sich durch die vortreffliche Einrichtung dieses Instituts ein dauerndes und ruhmliches Denkmal gesetzt, Madame," bemerkte Marie Beatrice mit der nämlichen ausgesuchten Artigkeit,

welche sie der Marquise bei dieser Zusammenkunft zu zeigen bemüht war.

„Es soll mein Asyl sein," sprach diese gedämpft, „wenn ich mich dereinst vom Hofe zurückziehe, um mein Leben in Ruhe und Abgeschiedenheit zu verbringen. Auch mein Grab soll dort seine Stätte finden."

„Wir wollen hoffen, daß dieser Zeitpunkt noch sehr fern sein möge," versetzte die Königin mit einem Lächeln.

„Unsere Zukunft steht in Gottes Hand," sprach die Marquise ernst, indem sie sich von ihrem Armstuhl erhob.

Die Unterredung hatte fast eine halbe Stunde gedauert; wenn auch Gegenstände von besonderer Wichtigkeit nicht in ihr erörtert waren, so hatte Marie Beatrice doch glücklich den Zweck, der ihr augenblicklich am Meisten dabei am Herzen lag, erreicht. Es war ihr gelungen, einen günstigen Eindruck auf diese mächtige, äußerlich so einfache Frau zu machen und sie eilte, diesen zu befestigen, indem sie ihr sehr bald ihren Besuch zurückgab.—

Die Widerwärtigkeiten, welche Marie Beatrix zu erdulden hatte, indem sie während einer Reihe von Jahren als entthronte Königin von dem Lande entfernt leben mußte, in welchem sie in allem Glanze der Hoheit ihre Tage hingebracht, haben jenes Interesse für diese Fürstin erregt, welches wir so gern der gefallenen Größe weihen. Nach

wie vor blieb ihr Wandel makellos; sie ertrug die Schwächen ihres beschränkten und verkehrten Gemahls mit Geduld und suchte ihrem Sohne durch die zärtlichste Mutterliebe die Stütze zu verleihen, welche er nicht in seinem alternden Vater finden konnte. Jedenfalls gehörte Marie Beatrice zu den Characteren, welche besser geschaffen sind, das Unglück mit Würde, als das Glück mit Liebenswürdigkeit zu tragen. Während der Jahre, die sie als regierende Königin in London lebte gab sie kein einziges Beispiel von Güte oder verzeihender Großmuth, welche der schönste Schmuck der Fürsten ist. Hätte sie hin und wieder versucht, die tyrannische Grausamkeit ihres Gemahls zu mildern, ihn zu bewegen, das göttliche Vorrecht der Begnadigung gegen mehr oder minder Schuldige anzuwenden; hätte sie durch die mächtigen Waffen weiblicher Sanftmuth und Liebenswürdigkeit auch nur eins unter jenen Hunderten von Opfern zu erretten gesucht, welche den Mahnen des unglücklichen Monmouth gebracht wurden; hätte sie auch nur einige jener Verurtheilten, welche nach Westindien in die Sclaverei getrieben wurden, frei gebeten oder losgekauft, anstatt sich selbst durch diesen schändlichen Handel zu bereichern und Andere durch ihr Beispiel dazu zu ermuthigen — so würde der gerechte Tadel, den ihre stolze Heftigkeit, ihr hartnäckiger Eigenwille von dem Historiker erfährt, schweigen, und er ihr

gern jenes freundliche Mitleid bewilligen, welches sie in der Härte ihres Herzens Andern versagt, als sie auf der Höhe des Lebens die Macht besaß, zu helfen und zu beglücken! —

27.

In dem Heimathlande Wilhelms von Oranien hatte man mit einer fast fieberhaften Aufregtheit die Nachrichten erwartet, welche jede Post von seinen sich mehrenden Fortschritten auf dem englischen Boden brachte. Nie waren die Kirchen so überfüllt, nie die Gebete der Prediger so heiß, nie das Gedränge der Neugierigen, welche an den Häfen nach ankommenden Schiffen in Flut und Wind hinausschauten, so dicht gewesen. Die vereinigten Staaten der Niederlande hatten die Existenz ihres Landes auf's Spiel gesetzt — und der Gewinn, den Wilhelms großer Geist ihnen für diesen hochtheuren Einsatz errang, war die höch-

Stufe von Macht und Ruhm, die jemals die batavische Republik erreichte! — Als man endlich erfuhr, daß der Erbstatthalter auf die Einladung des Parlaments die Regierung und den Titel eines Königs von England angenommen, erhob sich ein allgemeines Geschrei der Freude und des Stolzes unter allen holländischen Parteien. Eiligst wurde eine Deputation abgeschickt, um ihn zu beglückwünschen; Mynheer van Dykvelt, der frühere niederländische Gesandte in England, und Nikolaus Witsen, der Bürgermeister von Amsterdam, dieser Stadt, welche damals an Reichthum und Handelswichtigkeit mit London wetteiferte, gehörten dazu. Die Wahl dieses letztern Herrn sollte zeigen, daß nunmehr der lange Hader zwischen dem Hause Oranien und der Stadt Amsterdam ausgeglichen, in der allgemeinen Freude für immer vergessen sei. Wilhelm empfing sie mit jener freimüthigen Beredtsamkeit, mit jener zutraulichen Offenheit, welche er den Britten so selten zeigte.

„Nun," rief er ihnen entgegen, „was sagen jetzt unsere Freunde in der Heimath?"

„Sie blicken mit Jubel und Stolz auf ihren größten Landsmann, der der Ruhm und die Freude Hollands ist," antwortete der Bürgermeister mit strahlendem Gesichte.

„Sie erzählen sich täglich, daß Wilhelm der Befreier noch einmal auf Erden erschienen ist,"

sprach Dykvelt, „nur daß sein Enkel ihn noch an Tapferkeit und Staatsklugheit übertrifft."

Das freundlichste Lächeln, welches man jemals auf Wilhelms Antlitz gesehen, verschönte seine ernsten Züge. Wirklich war es nur der Beifall seines theuern Vaterlandes, auf den er einen so großen Werth setzte, daß sein Herz heftig davon bewegt wurde. Er fuhr dann fort:

„Man vergöttert auch hier jetzt meinen Namen, doch wird dies nur so lange dauern, wie ich es ihnen Allen recht machen kann. Es wird bald dem Jubel die Reaction folgen. Heute schreien sie mir Hosiannah zu und morgen werden die nämlichen Lippen vielleicht rufen: „Kreuzigt ihn, kreuzigt ihn!"

Ein Zug kalter Verachtung trat bei ihm hervor. Dann sprach er weiter:

„Versichern Sie den Generalstaaten, daß der Wechsel in meiner äußern Stellung nicht einen solchen in meiner Anhänglichkeit an mein Vaterland bei mir veranlaßt hat. Ich hoffe im Gegentheil, daß ich meine Pflichten gegen dasselbe eifriger noch als früher jetzt vollführen kann. Ich werde nächstens in einem Briefe an die Generalstaaten diese meine Worte bestätigen." —

Wirklich begnügte sich der Großpensionair Heinsius, als solcher hinfort in der Regierung der Niederlande den zweiten Platz zu bekleiden, während er Wilhelm den ersten des Erbstatthalter

erließ. Beide handelten bis zu dem Tode des
ztern in der vollkommensten Uebereinstimmung;
nn erst führte Heinsius, dessen Geschäftskennt-
ß und Gewandtheit ihn würdig gemacht hatte,
r Gefährte Wilhelms zu sein, das Staatsruder
ines Vaterlandes allein weiter. —

Von dem Augenblicke an, daß Wilhelm die
egierung seines neuen Reiches übernommen, war
sein hauptsächlichstes Bestreben gewesen, die so
elfältig gestörte Ordnung in der Civil- und in
r Militairverwaltung wieder herzustellen. Die
rlassenen Posten wurden wieder besetzt, das Heer
u organisirt und ihm der rückständige Sold aus-
zahlt. Die City von London fand sich willig,
m König Wilhelm zu diesem Zwecke allein auf
e Sicherheit seines Wortes eine Summe von
eimal hunderttausend Pfund Sterling zu leihen,
elche in zwei Tagen herbeigeschafft wurde. Die
erwirrung, welche der Einmarsch der Holländer,
e Flucht des Königs Jakob, das dadurch veran-
ßte Aufhören aller obrigkeitlichen Autorität, er-
ugt hatte, wurde in wenigen Tagen beseitigt
nd Sicherheit des Eigenthums und der Person
hrte zurück. Schon auf seinem Zuge von Tor-
y nach London hatte er Befehl gegeben, daß
in Katholik auf irgend eine Weise beleidigt wer-
en dürfe. Er wiederholte diesen nach seiner An-
nft in der Hauptstadt und beauftragte Burnet,
ber dessen genaue Befolgung zu wachen, denn

die Gutherzigkeit und Großmuth dieses Mannes befähigte ihn am Besten, den Verfolgten Hülfe und Erleichterungen jeder Art zu bringen. Burnet verschaffte denjenigen Katholiken, die abzureisen wünschten, Pässe und verfügte sich selbst in das Gefängniß von Newgate, um die dort festgehaltenen Prälaten zu besuchen. Er beorderte, daß diese in bessere Zimmer gebracht und mit jeder möglichen Nachsicht behandelt würden, und versicherte sie im Namen Wilhelms, daß kein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt und daß sie in Freiheit gesetzt werden sollten, sobald dieser die Macht dazu in Händen habe. Der spanische Minister berichtete an seinen Hof und durch diesen an den Papst, daß kein Katholik sein Gewissen durch den in England stattgefundenen Umschwung der Dinge beunruhigt fühlen dürfe, daß Jakob allein für die Gefahr verantwortlich sei, welcher die Mitglieder der römischen Kirche ausgesetzt wären und daß Wilhelm sie von blutiger Verfolgung errettet habe. Die tolerante Politik desselben beseitigte alle Scrupel und so geschah es, daß seine Erhebung sowohl in Oesterreich, wie auch in Rom und in Spanien mit sehr günstigen Augen angesehen wurde, da das lange Vasallenthum Englands gegen Frankreich dadurch endlich aufhörte.

Jene Reaction indessen, die der König Wilhelm erwartete, trat nur zu bald ein, denn er wurde nach und nach in Großbrittannien selbst

viel weniger günstig beurtheilt, als außerhalb desselben. Er war allerdings weit besser geeignet ein Land vom Verderben zu erretten als die Zierde eines Hofes abzugeben, als welche die stolzen Engländer so manche ihrer früheren Könige gesehen hatten. Wilhelm hatte als Staatsmann Pläne entworfen die an Größe und Kühnheit denen Richelieus nichts nachgaben, und diese mit einer Geschicklichkeit ausgeführt, welche eines Mazarin würdig war. Er hatte Holland von fremden, England von einheimischen Feinden befreit. Unter seiner klugen Leitung hatten die Erzfeinde seines Hauses ihm geholfen, einen Thron zu besteigen, und die Verfolger seiner Religion hatten ihm beigestanden, diese nämliche Religion von Verfolgung frei zu machen. Flotten und Armeen waren gesammelt worden, um ihn zu bekämpfen und hatten ohne irgend einen Widerstand seinen Befehlen gehorcht. Factionen und Secten, welche eine tödtliche Feindschaft trennte, hatten ihn als ihr gemeinschaftliches Oberhaupt anerkannt. Ohne Blutvergießen, ohne Verwüstung hatte er einen Sieg gewonnen, gegen welchen die Eroberungen Turennes und Condés unbedeutend genannt werden mußten. In wenigen Wochen hatte er die Stellung aller europäischen Mächte verändert und jenes Gleichgewicht wiederhergestellt, welches durch Frankreichs Anmaßungen so gänzlich erschüttert war. Aber nach allen diesen großen Erfolgen

blieb er in Sprache, Geschmack und Gewohnheiten unter den Engländern stets ein Fremder. Von jener jovialen Freude an der Geselligkeit, welche die früheren Könige kund gaben, zeigte er nichts. Er verließ selten sein Kabinet, und wenn dies geschah, so stand er ernst und gedankenvoll in dem Haufen der Höflinge und Damen, ohne ein Lächeln und ohne einen einzigen Scherz an sie zu richten. Sein kalter Blick, sein Schweigen, die trocknen und kurzen Antworten, wenn er dies nothgedrungen brechen mußte, mißfielen den Herren, welche daran gewöhnt waren, von ihren Monarchen auf die Schulter geklopft, oder mit Jack oder Harry angeredet, oder wegen erlangter Gewinne beim Wettrennen beglückwünscht, oder wegen etwaiger Liebschaften aufgezogen zu werden. Die Damen vermißten die Huldigungen, welche sie für ihr Geschlecht verlangten. Sie bemerkten, daß er nicht selten sogar zu der Frau, welcher er soviel verdankte, in einem stolzen Tone sprach, wenn er sie gleich aufrichtig liebte und verehrte. Sie lachten und erstaunten zugleich als sie sahen, wie er eines Tages, als die ersten jungen, grünen Erbsen auf seine Tafel gesetzt waren, die ganze Schüssel voll davon allein aufaß, ohne seiner Schwiegerin, der Prinzessin Anna, welche als sein Gast an seiner Seite saß, auch nur einen Löffel voll davon anzubieten; kaum hatten sie an dem Tage den Hof verlassen als sie sich darüber einig

waren, daß dieser große Soldat und Politiker nichts besser als ein rauher, holländischer Bär sei.

Wilhelm der Dritte sprach das Englische mit fremdem Accent und unelegant. Diesem Bewußtsein und der Schwierigkeit, sich in der leichten Weise des Gesellschaftslebens darin auszudrücken, mußte theilweise seiner Schweigsamkeit und Wortkargheit zugeschrieben werden. Die englische Poesie kannte er nicht und nie sah man ihn im Theater. Indessen war während der Regierung der letzten Stuarts dies Institut so sehr eine Pflanzschule der Frivolität und Verhöhnung aller Moral gewesen, daß seine Abneigung gegen diese Art der poetischen Erzeugnisse, so wie gegen diejenigen, welche sie darstellten und gegen Die, welche ihnen zusahen, sehr erklärlich war.

Die Königin Marie bestrebte sich nach ihren besten Kräften die ihrem Gemahle fehlende Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit zu ersetzen und war allerdings ganz geeignet, an der Spitze ihres Hofes zu stehen. Sie war durch ihre Geburt, ihren Geschmack und durch ihre Gefühle eine wahre Engländerin. Anstatt des kaum der Kindheit entwachsenen Wesens, welches vor einer Reihe von Jahren Brittannien verließ, war sie als ein schönes, starkes und doch schlankes Weib jetzt darin zurückgekehrt. Ihr Antlitz war voller, doch noch immer schön wie früher, ihre Haltung königlich, ihre Gemüthsart lebhaft und doch sanft da-

bei, ihre Manieren anmuthig und freundlich. Ihr Verstand war durchdringend, wenn man ihn gleich in ihren früheren Jahren nicht sehr ausgebildet hatte. Es fehlte ihrer Unterhaltung weder an Witz noch Scharfsinn; an leichter Literatur fand sie viel Vergnügen und gab sich Mühe, einige ihr besonders gefallende Bücher unter der vornehmen Damenwelt in die Mode zu bringen. Die fleckenlose Reinheit ihres Privatlebens und die genaue Aufmerksamkeit, welche sie ihren Andachtsübungen widmete, fanden in England die wärmste Anerkennung; dabei gab sie durch ihre Worte und durch ihr Betragen ihre Mißbilligung sowohl des Lasters, wie auch des Scandals zu erkennen, obwohl sie von strenger Tadelsucht gänzlich frei war. In der Verachtung der Verläumdungen, welche hinterrücks über Andere ausgesprochen wurden, stimmten die beiden königlichen Gatten vollständig überein. Wilhelm pflegte das tiefste Schweigen dabei zu beobachten, auch wenn diese üble Nachrede Männern galt, die ihm nicht freundlich gesinnt waren, oder gab dem Erzähler einen Blick zur Antwort, dessen unwillige Kälte ihn wünschen ließ, seine Geschichte nie begonnen zu haben. Marie hatte die Gewohnheit, ein Gerede über Entführungen, Duelle und Spielschulden zu unterbrechen, indem sie die Schwätzer sehr ruhig, jedoch sehr bedeutungsvoll fragte, ob sie jemals

Lieblingspredigt, diejenige des Doctor Tillot-

über üble Nachrede, geleſen hätten? — Wenn
ht, ſo wolle ſie ſie ihnen zur Beherzigung em-
hlen. Sie war ſehr wohlthätig und vertheilte
e Gaben auf die richtige Weiſe, wenn ſie gleich
es Prunken damit vermied. Ihr Betragen war
ſehr liebenswürdig, daß ſogar die meiſten Ja-
iten mit Achtung und Zuneigung von ihr ſpra-
t, wenn ſie gleich die Art verdammten, auf
che ſie auf den Thron gelangt war. Sie äu-
te dann, daß ſie Gott danke, daß er den Stachel
Verläumdung von ihr fern halte und der
e Beweis dieſer Dankbarkeit beſtehe darin, daß
alle boshaften Verkleinerungen der Charactere
derer zurückweiſe. Ueberzeugt, daß ſie ihres
nahls vollſtändige Zuneigung und ſein innigſtes
trauen beſäße ſänftigte ſie oft die Schärfe ſei-
Reden durch ruhige oder ſcherzende Antworten
wandte allen Einfluß ihrer vielen gewinnen-
Eigenſchaften an, um die Herzen ſeiner neuen
terthanen für ihn zu feſſeln. *)

Wenn ſie lange fortgefahren wäre, die beſte
ellſchaft von London um ſich zu verſammeln,
würde ihr dies wohl mehr und mehr gelungen
t. Unglücklicher Weiſe aber konnte der König
Luft von Weſtminſter nicht vertragen. Die
sdünſtungen der Themſe, welche zuweilen die

*) Siehe Burnet und Evelin über die Königin Marie Zweite.

Höfe von Whitehall überschwemmte, vereinigt mit dem Steinkohlenrauch, welcher aus zwei hunderttausend Schornsteinen aufstieg, und mit dem Geruche, welchen aller der Schmutz verbreitete, der damals in den Straßen der Hauptstadt aufgehäuft lag, war seinen schwachen Lungen unerträglich. Sein unheilbares Asthma verschlimmerte sich so sehr, daß die Aerzte für sein Leben fürchteten. Er ging gebückt und sein Aussehen war so elend, daß er kaum wieder zu erkennen war. Die Minister und Staatssekretaire erschracken, wenn sie ihn bei ihren Vorträgen nach Athem ringen oder husten sahen, bis Thränen über seine Wangen liefen. Auch sein Geist litt unter dieser unnachlassenden Körperpein; seine Energie verlor sich, wenn auch sein Urtheil noch immer so ungetrübt wie jemals war. Es war unumgänglich nothwendig für ihn, London zu verlassen und er wählte daher Hampton Court zu seinem Aufenthaltsorte.

Dieses einige Meilen von London entfernt gelegene Schloß, welches der prachtliebende Wolsey begann und es später Heinrich dem Achten nothgedrungen schenkte, da dieser grimmige Selbstherrscher sein Gefallen daran so laut und so wiederholt aussprach, daß dieser Wink nicht länger mißverstanden werden durfte, war ein schönes Denkmal der Baukunst, welche unter den ersten Tudors in England blühte, jedoch waren die Zimmer nicht für eine Fürstenwohnung geeignet, wie

sie spätere Jahrhunderte erforderten, Wilhelm sah sich daher genöthigt, an diesem seinen erwählten Pallast zu bauen und um ihn herum zu pflanzen. In der Vorliebe für die Ausschmückung eines Landhauses war er ein ächter Holländer; nächst der Jagd, der er freilich nur in längeren Zwischenräumen obzuliegen vermochte, waren Bauen und Gärtnerei sein größtes Vergnügen. Er hatte schon in der sandigen Ebene Guelderns das Paradies von Loo geschaffen, dessen Lieblichkeit und Schönheit Massen von Neugierigen aus Holland und Westphalen anzog. Bei seiner jetzigen Kränklichkeit überfiel Wilhelm eine innige Sehnsucht nach diesem seinen Lieblingsaufenthaltsörte und um sie wenigstens theilweise zu befriedigen beschloß er, ein zweites Loo an den Ufern den Themse zu gründen. Bald wurde eine große Landstrecke in Angriff genommen, um sehr breite Gänge und Terrassen, Wasserfälle und Grotten, eine geräumige Orangerie und Vogelhäuser anzulegen, deren zweibeinige Bewohner mit dem schönsten und oft seltensten Gefieder geschmückt waren. Die Königin Marie nahm wieder den lebhaftesten Antheil an dem Fortschritte des Baues und der Gärten und Bentinck überwachte wieder das Ausgraben der Fischteiche. Die Gärten und Parks von Hampton-Court sind größtentheils in jener Gestalt, die Wilhelm und Marie ihnen gaben, bis jetzt erhalten worden und der aufmerksame Spaziergänger vergnügt sich

noch heute an der ganzen, mit holländischer Nettigkeit eingerichteten Schöpfung, welche eben so verschieden von der steifen, altfranzösischen Manier, wie von den anmuthig sich schlängelnden Pfaden der englischen Weise ist. Mit fröhlicher Ungeduld verirrt er sich noch jetzt in jenem grünenden Labyrinth, welches als den Irrgarten zu schaffen damals so viele Mühe und ein so großer Fleiß der Gartenkünstler aufgewendet wurde. Ehrwürdige, dreißigjährige Linden wurden aus benachbarten Wäldern hierher verpflanzt, um in der Glut des Mittags den breiten Gängen ihrem dichten Schatten zu leihen. Springbrunnen erhoben sich zwischen den langen, schmalen, geradlinigen Beeten und sandten den farbenglänzenden Kindern Floras ihre erfrischenden Strahlen. Ein neuer Schloßhof erstand bei dem weiteren Anbau unter der Hand jenes ersten Baukünstlers der damaligen Zeit, Sir Christopher Wren. Wenn wir den Geschmack, in dem er errichtet wurde, nach unsern gegenwärtigen Begriffen auch nicht durchaus edel nennen können, so erfüllte er doch alle Bedingungen damals erforderlicher Nothwendigkeiten, da er stattlich, geräumig und bequem arrangirt wurde. Dies Getäfel der Mauern wurde mit den reichen und feinen Schnitzereien Gibbons bedeckt; auf den Treppenwänden leuchteten die glänzenden Fresken Verrios. In jedem Winkel des Gebäudes wurde ein Ueberfluß von seltsamen

Spielereien aufgestellt, welche uns gegenwärtig unter dem Namen Nips nur zu bekannt sind, an welche jedoch um jene Zeit das englische Publikum durchaus nicht gewöhnt war. Marie hatte im Haag eine Vorliebe für chinesisches Porzellan gefaßt und amüsirte sich damit, in ihrem Schlosse zu Hampton-Court eine umfangreiche Sammlung von häßlichen Figuren und von Vasen anzuhäufen, auf welchen Gebäude, Bäume, Brücken und Mandarinen in den bunteſten Farben, jedoch mit einer krassen Verachtung aller Gesetze der Perspective, abconterfeit waren. Diese nach unsern jetzigen Begriffen etwas geschmacklose Mode wurde durch das Beispiel der liebenswürdigen Königin bald weit verbreitet. In wenigen Jahren beherbergte fast jedes größere Haus im Königreiche ein Museum dieser grotesken Spielereien. Sogar große Staatsmänner und martialische Generäle schämten sich nicht als Richter über Theetöpfe und Pagoden ihren Urtheilsspruch abzugeben und die Satyriker wiederholten lange, daß eine Dame von feinem Ton ihre bunten Porzellansachen eben so werth halte wie ihren Affen und viel werther als ihren Ehemann. Allein auch anderartige Kunstwerke verschönerten den neuen Pallast. Eine Gallerie für Cartons von Rafael wurde in ihm errichtet. Diese vorzüglichen Gemälde waren durch Cromwell vor dem Schicksal bewahrt worden, welchem so viele andere Meisterwerke in der Sammlung

Karls des Ersten anheim fielen, doch hatten sie jetzt lange in Kisten verpackt gelegen, und wurden nun zur Freude der Kunstfreunde aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen.

In Westminster bestand indessen kein Hof mehr. Das Schloß von Whitehall, sonst der tägliche Aufenthaltsort der Edlen und der Mächtigen, der Schönen und der Fröhlichen, zu welchem Modeherren kamen, um ihre Perücken zu zeigen, galante Cavaliere, um mit hübschen Damen Blicke zu wechseln; zu dem Politiker sich verfügten, um ihr Glück zu machen, müßige Nichtsthuer, um Neuigkeiten zu erfahren; in welchem Edelleute vom Lande sich einfanden, um sich an dem Anblick der königlichen Familie zu laben — war nun in der geschäftreichsten Saison, da London noch menschengefüllter als sonst war, da das Parlament seine Sitzungen hielt, verlassen und öde. Eine einsame Schildwache schritt auf dem Pflaster umher, auf welchem das Gras hervorwuchs und bewachte jenes Thor, welches einst zu eng gewesen war, um die sich kreuzenden Ströme gehender und kommender Hofleute aufzunehmen. Die Dienste, welche die Hauptstadt dem König Wilhelm geleistet hatte, waren groß und man meinte, daß er diese hätte besser belohnen können, als daß er sie behandelte wie Ludwig der Vierzehnte es mit Paris gemacht habe. Lord Halifax versuchte einst eine Andeutung darüber, doch wurde er durch Wilhelm

für immer über diesen Punkt zum Schweigen gebracht, indem dieser ihm verdrießlich die wenigen Worte erwiederte:

„Wünschen Sie mich todt zu sehen?“ —

Bald indessen sah Wilhelm selbst ein, daß Hampton-Court zu weit vom Parlament und von den ministeriellen Aemtern entfernt sei, um seine beständige Wohnung sein zu können. Er wählte daher Kensington-House zu seinem zweiten Aufenthaltsort, kaufte es seinem früheren Besitzer ab und ließ auch dort wieder bauen und pflanzen. Dieses Schloß ist gegenwärtig innerhalb des Weichbildes von London gelegen und die jetzt regierende Königin Victoria verlebte dort ihre frühsten Jugendjahre. Damals aber lag es weit außerhalb der Metropolis; der Weg dahin war tief und schmutzig; in London selbst hatte man erst mit einer spärlichen Erleuchtung begonnen, welche sich noch nicht auf die Straße nach Kensington erstreckte, weshalb die fashionable Welt auch diese königliche Residenz durchaus nicht ihren Wünschen entsprechend fand.

Es war bekannt, daß der König, welcher die englische vornehme Welt so unfreundlich behandelte, in den kleinen Zirkeln seiner Landsleute ungezwungen und fröhlich war, sogar seine Gedanken geschwätzig ausplauderte und sein Glas häufig füllte. Diese Vorliebe für seine früheren Freunde wurde ihm von den Britten zu einem

neuen Verbrechen gemacht, anstatt daß sie hätten bedenken sollen, daß diese seinem Herzen nahe stehen mußten, da sie soviel erprobt waren. Sie waren die Gefährten seiner viel getrübten Kindheit gewesen, hatten ihm unerschüttert in allen Wechselfällen seiner Jünglings- und Mannsjahre zur Seite gestanden, hatten bei ansteckenden Krankheiten an seinem Lager gewacht, hatten sich im Getümmel der Schlacht zwischen ihn und die Schwerter der Franzosen geworfen und ihn mit ihrem eignen Leibe vor diesen beschützt. Ihre Anhänglichkeit galt nicht dem Erbstatthalter oder dem Könige, sondern einzig Wilhelm von Oranien. Sie jetzt in der Zeit seiner Größe von sich zu weisen würde eine schreiende Undankbarkeit gewesen sein. Bis zu dem Ende seiner Laufbahn blieben alle seine niederländischen Gefährten seines Vertrauens würdig, welches durchaus nicht allgemein bei den Engländern der Fall war, die er in seine Nähe gezogen hatte. Zuweilen waren ihm die Ersteren weniger günstig gestimmt und waren alsdann hin und wieder grämlich und grob; aber niemals wurden sie — auch wenn sie noch so zornig oder unverständig sich zeigten — zu Verräthern an ihrem Fürsten und stets wachten sie über seine Geheimnisse und über seine Interessen mit der ehrenhaftesten Treue. Diese fand er unter den ihn umgebenden Britten sehr viel weniger, denn das Banner der Ehre und Tugend war bei

dieſen unter der Regierung Wilhelms des Dritten ſehr tief geſunken. Seine Vorgänger hatten ihm einen Hof hinterlaſſen, in dem ſich alle Laſter der Reſtauration, Frivolität, Käuflichkeit, Habgier, Sittenverderblichkeit, fanden, und der von Schmeichlern und Schmarotzern angefüllt war, welche ihn bei dem erſten Umſchwung des Glücks verlaſſen würden, wie ſie ſich auch von ſeinem Schwiegervater gewandt hatten. Hin und wieder mochte ſich unter ihnen ein Mann von Ehre und Vaterlandsliebe finden, doch konnte ſelbſt ein ſolcher nicht lange in einer ſo unedlen Geſellſchaft leben, ohne daß die Strenge ſeiner Grundſätze gelockert worden wäre. Es war das größte Unrecht, einen Fürſten zu tadeln, den Schmeichler und Verräther umringten, daß er vier oder fünf befreundete Männer begünſtigte, deren Treue für ihn bis zum Tode erprobt war. —

28.

Trotz Alledem brach noch einmal ein Tag an, welcher einen Abglanz jener freudenvollen Stunden bot, in welchen Wilhelm und Marie zu Souverainen Brittanniens ausgerufen wurden. Am elften April 1689 wurde ihre feierliche Krönung vollzogen. Wilhelm begab sich von seinem Pallast in Whitehall nach den ehrwürdigen Räumen Westminsters, wo er in einem der Nebengemächer mit den königlichen Gewändern bekleidet wurde. Bald darauf traf auch Marie dort ein und erwartete in einem andern Gemache den Beginn der Ceremonie. Eine Menge der vornehmsten Würdenträger und andere Herren und Damen waren in ihren Staatsgewändern in dem Parlamentssaale der Lords versammelt und begaben sich dann in die ehrwürdige Halle von Westminster, in welcher schon Wilhelm der Zweite am Schlusse des elften Jahrhunderts das Weihnachtsfest feierte und wo hundert sechs und dreißig Jahre später Heinrich der Dritte am Neujahrstage sechstausend Arme speiste, zu welchem Ende dreißig tausend Fleischschüsseln auf den Tisch gesetzt wurden. Diesem langen, glänzenden Zuge schlossen sich der König und die Königin an und ließen sich auf ihrem Throne nieder, wie es die

lantagenets, die Tudors und die Stuarts gethan
tten. Dann erhoben sie sich und betraten die
lattform des Pallastes und der erste Wappenkö-
g fragte das unten versammelte Volk: „Ob sie
ilhelm und Marie für ihren König und ihre
nigin erkennen wollten?“ — Ein Freudenge-
rei war die von unten herauf tönende Antwort
d es wurde darauf die Prozession auf blumen-
streutem Wege, unter goldbefranzten Baldachinen,
: mehrere Lords mit den Händen stützten, zu
ler altersgrauen Kirche, der Abtei von West-
nster, fortgesetzt, wo seit Jahrhunderten die
nige Englands gekrönt wurden. Die Krone des
nigs wurde von dem Herzoge von Grafton, die
: Königin vom Herzoge von Sommerset getra-
t: mit dem Schwert des Reichs ging Lord Pem-
ke voran. Neben dem Erzbischof von York
ig Prinz Georg von Dänemark als erster Peer
n England, welchem Wilhelm den Titel eines
rzogs von Cumberland verliehen hatte. Seine
mahlin, die Prinzessin Anna, mußte aus Ge-
dheitsrücksichten fehlen. Burnet, der kürzlich
n Bischof von Salisbury ernannt war, hielt
Predigt mit eifriger und warmherziger Be-
tsamkeit. Im goldgestickten Unterkleide und
melinverbrämten Purpurmantel knieten nun
de Majestäten vor dem Altar nieder; die Bi-
, wurde ihnen zum Kusse dargeboten, nachdem
den Eid gesprochen, welchen sie ihrem Lande

und ihrem Volke leisteten. Dann wurden Beiden die von Diamanten strahlenden, goldenen Reife aufgesetzt und Marie gleich ihrem Gemahl mit dem Schwert umgürtet, so wie man ihr auch die Sporen anlegte; der Scepter und der Reichsapfel wurden auch ihr überreicht und sie gleich Wilhelm auf einen Thron geführt, welcher in gleicher Höhe neben dem seinigen stand. Als der Choral ertönte begaben sich Beide in die uralte Kapelle, wo Edward der Bekenner seit fast sieben hundert Jahren in seinem Sarge ruht, um dort ein stilles Gebet zu halten. Dann verfügte sich der ganze Zug wieder nach dem Schlosse zurück. In der Halle von Westminster waren während dessen sieben Tafeln zu einem prächtigen Banket gedeckt worden; an diesen ließen sich alle die Theilnehmer der glänzenden Ceremonie nieder, während der Donner der Kanonen und das Geläute aller Glocken der Hauptstadt verkündete, daß die Krönung Wilhelms und Mariens vollzogen sei. Nun traten die beiden Souverainen wieder in die Halle, mit den Kronen auf den Häuptern, mit den Scepptern und Reichsäpfeln in den Händen und setzten sich auf die thronartigen Sessel, welche auf purpurner golddurchwirkter Decke am obern Ende der königlichen Tafel unter einem reichverzierten Baldachin hingestellt waren. Manche der mittelalterlichen Gebräuche, welche bei den Krönungsbanketten der Normannen üblich waren, wurden auch

jetzt noch beibehalten: Mehrere Lords trugen unbedeckten Hauptes die Schüsseln aus der Küche auf die königliche Tafel. Der Oberstallmeister fungirte als Verwalter des Silbergeschirrs, ging an den Küchentisch und führte die Aufsicht über das Fleisch, welches der König essen sollte, indem er die Schüssel oben und unten abwischte, ihren Inhalt kostete, ihn zudeckte und sie auf die Tafel bringen ließ, welches mit einem Gefolge aller Großoffiziere des königlichen Hauses geschah, wobei der Oberhofmarschall und der Oberhofmeister mit ihren weißen Stäben nicht fehlten. Einige der Lords hatten das Glück, Schüsseln mit Gemüse vor Ihre Majestäten zu setzen. Dann ging der Lord Oberkämmerer mit mehreren Begleitern zu dem königlichen Nebentische und brachte ein Becken nebst einer Waschkanne, damit die Majestäten sich zu waschen geruhen könnten. Nun übergaben die Letzteren die Zeichen ihrer Würde, welche sie in den Händen gehalten, den neben ihnen stehenden Großwürdenträgern. Einer der Lords goß das Wasser über ihre Hände und ein anderer überreichte ihnen knieend das Handtuch. Erst als man diesen Act beendigt hatte begann das aus zahlreichen Schüsseln bestehende Diner. Als der erste Gang vorüber war erschien ein Reiter hoch auf weißem Rosse in der Halle, im weißen Waffenrocke, mit einem weiß-roth-blauen Federbusche am Helme wehend, mit zwei reich ge-

kleideten Begleitern, deren Einer als der Erste der Constabler seine erhobene Lanze, der Andere als Lord Marschall, seinen Schild trug. Es war der erwählte Kämpfer des Königs, welcher unter dem Schalle der Trompeten bis an die königliche Tafel ritt. Als diese schwiegen rief der ihm vorangegangene Herold laut: „Sir Charles Dymoke, der edle Ritter, erklärt jeden für einen schändlichen Verräther, welcher läugnen will, daß Wilhelm und Marie König und Königin von England sind und fordert einen solchen zum Kampfe auf Leben und Tod.“ Dieser Ruf wurde dreimal wiederholt, der Ritter warf seinen stählernen Handschuh klirrend auf die Erde. Als keine Erwiederung erfolgte verbeugte sich dieser tief vor den beiden Souverainen, welche ihm aus einem goldenen Becher zutranken und ihm diesen zuschickten. Der Ritter trank nach nochmaliger Verbeugung daraus und ritt dann mit dem Becher als Lohn für seine Bemühung wieder zur Halle hinaus. Nun zogen die Wappenkönige und Herolde heran und riefen die Titel der Majestäten auf Lateinisch, Französisch und Englisch aus. Als endlich der zweite Gang aufgetragen werden sollte erschien der Bürgermeister von London mit zwölf Bürgern, welche den Majestäten noch einmal in goldenen Bechern knieend Wein darreichten. Diese tranken wieder und auch der Bürgermeister führte die Becher als königliches Geschenk für sich von dan-

nen. Als endlich das Mahl um acht Uhr Abends beendet war zogen sich die Gekrönten mit den nämlichen Ceremonien wie beim Eintritt in ihre Gemächer zurück, froh, diesen glanzvollsten und zugleich lästigsten Tag ihrer Regierung hinter sich zu haben.

Die üblichen Gnadenverleihungen der gekrönten Herrscher fehlten nicht. Den Hosenbandorden erhielt mit mehreren Andern Schomberg. Churchill wurde Graf von Marlborough, Bentinck Graf von Portland. Der Letztere war früher schon zum Oberkämmerer des Königs, Zulestein zu dessen Garderobenmeister ernannt worden. Der wackere Auverquerque, in dessen Adern das Blut der Nassaus mit denen der Horns sich vereinigte und welcher mit gerechtem Stolze ein Schwert trug, das ihm die Generalstaaten als Beweis der Dankbarkeit schenkten, da er als tapfrer Soldat an dem blutigen Tage von St. Denis Wilhelms Leben rettete, wurde Oberstallmeister.

Bald darauf nahmen auch Wilhelm und Marie die Krone von Schottland an, welche ihnen anzubieten eine Deputation des schottischen Parlamentes nach London kam, wobei indessen eine förmliche Krönung nicht stattfand. Aber neben dem Glanze eines Thrones und neben aller Größe der Majestät geht oft eine düstre Sorge einher. Auch in den Freudenbecher ihres größten Festtages war für Wilhelm und Marie ein bittrer Wer-

muthtropfen gefallen, wenn auch ihre strahlenden Antlitze nicht verkündeten, daß ihre Herzen unruhig unter dem Purpurmantel schlugen. Am Morgen des Krönungstages war die Nachricht in Whitehall angelangt, daß der König Jakob mit französischen Truppen in Irland gelandet sei und in Dublin seine Residenz aufgeschlagen habe. Tyrconnel hatte Anfangs Unterhandlungen mit Wilhelm begonnen, nun aber die Maske abgeworfen, Jakob freudig begrüßt und die wilden Söhne ganz Erins zu den Waffen gerufen. Der größte Theil des Landes war in seiner Gewalt und der grimmige Streit der Celten und Sachsen, der Katholiken und Protestanten, war zu einem furchtbaren Ausbruch gekommen. Eine schreckliche Verfolgung der Letzteren, die an Zahl der Erstern so weit untergeordnet waren, hatte begonnen, und diese hatten in den Städten Londonderry und Enniskillen eine Zuflucht gesucht, wo sie, indem sie ihre Besitzungen im Stich ließen, einen Verzweiflungskampf für ihre von Hungersnoth noch mehr als von den Kugeln der außen lagernden Feinde bedrohten Leben so lange fortführten, bis endlich Wilhelm ihnen von England aus Truppen zur Erlösung und zum Entsatz schicken konnte.

Jakob hatte nach langer Zeit wieder einen Brief an seine Tochter geschrieben: es war der Feindseligste, den sie jemals von ihm empfangen, denn er sandte ihr seine Verwünschungen, wenn

e die Krone ſich zueignen wolle, welche er ſelbſt
n ſeinem Haupte geſtoßen hatte. Marie ſeufzte
hwer beim Leſen dieſer Zeilen; wenn ſie auch
nge ſchon ihrem Vater nicht mehr mit der Liebe
id Verehrung eines Kindes anhängen konnte,
enn ſich dieſe ihre früheren Gefühle für ihn auch
Abſcheu und Entſetzen hatten verkehren müſſen
- ſo ſchlichen dennoch heiße Thränen über ihre
angen bei dem Gedanken, wie ſchwer die Stel-
ng ſei, zu der ſie ihre Pflichten gegen England
nöthigt hatten! — Aber die harte Nothwendig-
it drängte ſie vorwärts: ſie mußte fort zum
rönungszuge, mußte alle Würde der Majeſtät
if ihr erbleichtes Antlitz legen und hoch erhoben
s Haupt tragen, welches die Laſt der Krone
wer bedrückte — und als ſie neben ihrem Ge-
ahl vor dem Altare des Höchſten kniete war nie
n innigeres Gebet zu Dieſem von einer Sterb-
hen geſandt worden, welche alle Hoheit der Erde
ngab: ſie flehte mit demüthigem Herzen um
raft und Stärke für alle die ſchweren Tage, die
rer warten würden und daß Gott ſie erleuchten
öge, ohne jede Menſchenfurcht den rechten Weg
wählen, in den Verwirrungen, die um ſie ge-
uft waren. —

Endlich wurde das Werk vollendet, an wel-
em Wilhelm an ſo manchem dunkeln und angſt-
llen Tage gearbeitet und für welches er ſo viel
wagt hatte: das große Bündniß Spaniens,

Oesterreichs, Deutschlands, Hollands und Englands wurde gegen Frankreich abgeschlossen. Um den Eifer seines alten Verbündeten, des Kurfürsten von Brandenburg, noch mehr anzufeuern, sandte Wilhelm diesem den Bathorden, welchen Friedrich sehr beglückt mit seinen übrigen fremden und preußischen Kreuzen und Sternen trug.

Ludwig hatte die Pfalz und die angrenzenden Gebiete im Fluge erobert, aber da er jetzt erwarten konnte, bald von allen Seiten angegriffen zu werden, so würde er diese Erwerbungen nicht zu behaupten vermögen. In dem wilden und harten Gemüth seines Kriegsministers Louvois war ein entsetzlicher Plan gereift, zu welchem Ludwig in einer bösen Stunde seine Einwilligung gab. Der Marschall Duras empfing den Befehl, die eroberten blühenden Fluren in eine Wüste zu verwandeln. Wenn sie Frankreich nicht Nutzen bringen könnten, so sollten sie auch seinen Feinden keine Vortheile bieten. Es kündigte also der französische General einer halben Million Menschen an, daß er ihnen drei Tage bewillige, während welcher sie ihre Einrichtungen treffen müßten. Nun wurden die Wege mit Massen von Menschen jedes Alters bedeckt, welche ihre Behausungen verlassen mußten und deren Viele vor Kälte und Hunger umkamen; Andere erreichten auswärtige Städte und irrten als Bettler in ihnen umher, statt daß sie sonst fleißige Landbebauer und emsige Han-

elsleute gewesen waren. Alle Flecken, Landstädte, Dörfer, Kirchen, Landhäuser wurden von den Franzosen niedergebrannt, die schon angesäeten Felder wieder umgewühlt, um sie unfruchtbar zu machen, die Obstbäume niedergehauen, die Fruchtgärten der Erde gleich gemacht. Keine Hoffnung auf irgend eine Erndte war in den sonst so lachenden Ebenen Frankenthals geblieben, kein Weinstock und kein Mandelbaum wurde auf den sonnigen Hügeln gelassen, welche Heidelberg umgaben. Weder Palläste, noch Klöster, noch Hospitäler, noch Privathäuser wurden verschont. Das berühmte Heidelberger Schloß wurde zerstört und die Vorräthe, die Arzneien, die Betten, auf denen in dem angrenzenden Hospitale die Kranken lagen, vernichtet. Sogar die Steine, aus welchen Mannheim aufgerichtet war, wurden in den Rhein geschleudert. Der prächtige Dom von Speier wurde eingeäschert, mit ihm die Marmordenkmale von acht Kaisern; die Särge wurden erbrochen, die Asche und die Gebeine der Todten umhergeworfen. *) Trier mit seiner schönen Brücke, seinen ehrwürdigen Kirchen, Klöstern und Schulen war zu dem nämlichen Schicksale bestimmt. Nun aber nahm sich endlich Frau von Maintenon der Verfolgten an. Ihr Haß gegen Louvois, den sie als

*) Siehe über die Verwüstung der Pfalz die Memoiren von Simons und Madame La Fayettes.

ihren größten Widersacher betrachtete, verschwisterte sich mit den besseren Gefühlen und sie vermochte Ludwig, dieses schreckliche Werk einstellen zu lassen. Sie rief die Empfindungen der Barmherzigkeit in ihm auf, welche mancher verderbliche Einfluß in den Schlummer gelullt hatte, diejenigen der Religiosität, welche ihn nur zu oft zu Grausamkeiten verleitet hatten, welche ihn aber diesmal zur Menschlichkeit antrieben. Ludwig gab Gegenbefehle und die Zerstörung Triers wurde aufgegeben. Alle diese Verwüstungen hatten indessen keineswegs die Stärke seiner Feinde vermindert, sondern nur ihre Erbitterung gegen ihn vermehrt. Ein Schrei der Rache wurde ringsumher laut und jedes andere Bedenken erstickte in ihm. Ludwig beschuldigte den Kaiser Leopold und den König Karl den Zweiten von Spanien, daß sie die Sache der katholischen Kirche verrathen und sich mit einem ketzerischen Usurpator verbündet hätten. Jakob sandte jämmerliche Briefe nach Wien und nach Madrid, in denen er sein Unglück erzählte und um Hülfe gegen das Unrecht flehte, welches er habe erleiden müssen. Allein auf diese Vorwürfe und Bitten wurde eine nur zu sehr gerechtfertigte Antwort ertheilt: Leopold und Karl erklärten, sie hätten sich nicht einmal zu ihrer Selbstvertheidigung mit einem Ketzer alliirt, bis sie gesehen, wie der allerchristlichste König einzig zu dem Zwecke ungerechter Vergrößerung sich mit dem Großtür-

ken, dem Erzfeinde der Christenheit, verbündet habe. Nicht genug hiermit behandle er die Christen mit einer Barbarei, welche selbst die Mohamedaner erschrecke, denn diese hätten an der Donau nicht solche Beleidigungen gegen katholische Kirchen und Geistliche vollbracht wie Derjenige, welcher sich den ältesten Sohn dieser Kirche nenne, sie am Rhein gegen sie angeordnet habe. So sehr sie daher das Schicksal des Königs Jakob bedauerten, so könne er es ihnen nicht verdenken, daß sie vorerst ihre eignen Reiche gegen solche Verheerungen, wie sie über die Pfalz verhängt worden seien, vertheidigen und deshalb den Beistand eines protestantischen Königs gegen einen Feind annehmen müßten, der die Türken zu seiner Hülfe herbeigerufen habe, daß sie ihm also zur Wiedererlangung seines Thrones nicht ihre Unterstützung leihen könnten. Es wurde also demzufolge Frankreich von den Alliirten der Krieg erklärt und die beleidigten Nationen Europas erhoben sich gegen den bisher so allmächtigen, französischen Gewaltherrscher. Ehe noch dies geschehen war hatte Jakob einen Abschiedsbesuch in Versailles gemacht, wo er, wie stets vorher, mit allen möglichen Zeichen der Achtung und Artigkeit behandelt wurde. Seine persönliche Ausrüstung für den bevorstehenden Feldzug in Irland war von Ludwig mit einer so ängstlichen Sorgfalt betrieben worden, wie sie jemals eine zärtliche Mutter für ihren Sohn

gezeigt haben konnte, welcher sich seine ersten Sporen auf dem Felde der Ehre verdienen soll. Zelte, Betten, Geschirr, die Geräthe für das Cabinet und die Erfordernisse für das Schlachtfeld waren prächtig und sehr bequem eingerichtet; denn nichts war dem Beschützer Jakobs für dessen persönliches Wohl zu kostbar oder zu unbedeutend gewesen. Dieser Letztere hatte noch einmal seinen Dank für diese schmeichelhaften Aufmerksamkeiten ausgesprochen und wurde nun durch die Gärten von Versailles von seinem aufmerksamen Wirthe begleitet. Nie hatten diese und der Pallast selbst ein fröhlicheres Ansehen gehabt. Der Carneval war im vollen Gange; Tausende geputzter, scherzender Theilnehmer desselben bewegten sich hin und her, während alle Wasserkünste spielten. Beide Könige kehrten darauf in das Innere des Schlosses zurück, wo sie eine lange und ernste Conferenz mit einander hielten, zu welcher der Graf von Avaux zugelassen wurde, welcher, aus dem Haag zurückberufen, als französischer Gesandte Jakob begleiten sollte. Die Klugheit und politische Geschicklichkeit dieses Mannes machten ihn würdig, der Gegner Wilhelm des Dritten zu sein und wohl war eine solche Stütze für den beschränkten und thörichten Jakob den Zweiten nothwendig; die moralischen Grundsätze des Grafen beschränkten sich jedoch einzig darauf, wie er die Befehle seines Monarchen Ludwig am Genauesten ausführen, seinen

Vortheil am Besten wahrnehmen könne, wobei ihm jedes Mittel zu diesem Zwecke recht war. Nachdem diese letzten Abreden genommen waren erschienen die beiden Könige noch einmal vor einem glänzenden Kreise französischer Höflinge. Ludwig fuhr auf seine edelste und gewinnendste Weise gegen seinen Gast fort:

„Ich muß hoffen, daß wir uns nach dieser Trennung auf Erden nicht wiedersehen werden, mein Bruder, denn Sie werden hinfort wieder in England, und ich nach wie vor in Frankreich residiren."

„Es ist der beste Wunsch, den Eure Majestät gegen mich äußern können," entgegnete Jakob.

„Wenn aber dennoch," fügte Ludwig hinzu, „irgend ein widriger Streich des Schicksals Eure Majestät nöthigen sollte, zurückzukehren, so seien Sie versichert, daß Sie mich stets so finden werden, wie Sie mich bisher gekannt haben." —

Einige Tage später stattete Ludwig dem abreisenden Könige noch einen letzten Gegenbesuch ab. Als er ihn beim Abschied umarmte sagte er mit seinem anmuthigsten Lächeln:

„Wir haben noch eins vergessen — einen Küraß für Sie, mein Bruder. Ich werde Ihnen den Meinigen schicken."

Der Küraß wurde gebracht und die bewundernden Höflinge ermangelten nicht, an Achilles zu erinnern, welcher das vom Vulcan geschmiedete

Panzerhemd seinem schwächeren Freunde schenkte. Jakob reiste nach Brest ab und ließ seine Gemahlin so betrübt und so leidend zurück, daß sie sich einschloß, um zu weinen und zu beten. —

Erst gegen das Ende des Märzmonats gelang es ihm, Dublin zu erreichen, denn die Wege von seinem Landungsplatze dahin waren so schlecht und so von Menschen entblößt, daß das Weiterkommen auf ihnen für eine ausländische Heeresabtheilung sehr schwer wurde. Dennoch wurden ihm manche Beweise des guten Willens der irländischen Bauern auf dieser Reise gegeben. Obgleich wenige von ihnen im Felde beschäftigt waren, so liefen doch Haufen zusammen, um den König Jakob zu sehen, die mit Stöcken, Piken und Knitteln bewaffnet waren. Pfeifer kamen hervor, welche ihm eine Musik vorspielten, welche sehr verschieden von derjenigen war, die er in der französischen Oper gehört hatte; die Dorfbewohner führten wilde Tänze nach dieser auf. Auch deckten sie große graue Friesmäntel auf den Weg, den der königliche Reiter passiren mußte und Kränze, in denen Kohlbüsche die Stelle der Lorbeeren vertraten, wurden diesem überreicht. Die Weiber drängten sich heran, um den König zu küssen, doch behagte ihm diese Liebkosung der robusten Irländerinnen viel weniger als diejenige der französischen Herzoginnen, denn er befahl seinem Gefolge, die Erstern zurück zu treiben und ihm vom Leibe zu halten.

Nachdem General Tyrconnel ihn feierlich in Dublin eingeholt hatte, rief Jakob dort ein irländisches Parlament zusammen, welches ihm aber noch mehr Verdruß machte, als früher das englische. Fast alle irischen Häuptlinge sprachen nur von den Verlusten, die sie durch die seit Jahrhunderten über sie herrschenden Engländer erlitten hatten und deren Wiederersatz sie nun verlangten. Ihre Hauptabsicht war, dies fremde Joch zu brechen und die Protestanten fortzujagen. Daß Jakob wieder in London residiren sollte, wünschten sie durchaus nicht, denn ein Herrscher von Irland, der zugleich derjenige Englands war, konnte unmöglich auf die Länge die Interessen des kleineren und ärmeren Reiches gegen diejenigen des größeren und reicheren bevorzugen. Es sollten hingegen diese beiden Inseln vollständig getrennt werden — ob dies mit oder ohne Jakobs Beistimmung geschähe, war ihnen ziemlich gleich — und Irland als ein für sich allein bestehender Staat unter den mächtigen Schutz Frankreichs gestellt werden.

Die englischen und schottischen Herren, welche den König von Brest herüber begleitet hatten, waren nun freilich ganz anderer Ansicht. Ihre Lage war in Dublin eben so gut die der Verbannten wie in St. Germain und sie meinten, daß Ludwigs königliche Wohnung ein weit angenehmerer Aufenthaltsort für sie gewesen sei, als das enge und winkeliche Schloß von Dublin, durch dessen Wände

und Dach der Regen in nicht immer ſanftem Geſäuſel herabtropfte. Sie fühlten nicht die mindeſte Sympathie für die Bewohner dieſer entfernten und halbbarbariſchen Landſtriche, auf welche ſie eine ſonderbare Verkettung der Umſtände verſetzt hatte. Sie betrachteten die Irländer mit der ſouverainen und ungerechten Verachtung der Meiſten der damaligen Engländer als Heloten, denen es geſtattet ſein ſollte, für ein klügeres und mächtigeres Volk Holz zu hauen und Waſſer zu tragen. Sie ſagten — und dies gewiß mit Grund — daß, wenn ihr Monarch ſeinen verlaſſenen Thron wieder beſteigen wolle, es der größte Unſinn ſein würde, ſich unter die Vormundſchaft der iriſchen Familienhäupter zu ſtellen, und daß eine außerordentliche Begünſtigung derſelben, eine Unabhängigkeitserklärung Irlands, die Jakobiten in Großbrittannien gänzlich dem Könige abgeneigt machen würde. Es dürfe alſo Irland nur als Werkzeug betrachtet werden, um England wieder zu erobern.

Nachdem der Graf von Avaux den Stand der Dinge einige Zeit beobachtet, kam er zu dem Schluſſe, daß es unbedingt der größte Vortheil für die Bourbons — wenn auch nicht für die Stuarts — ſein würde, die iriſche Partei zu begünſtigen. Jener Plan, den man ſchon vor anderthalb Jahren hegte, ehe Jakob erklärte, einen Sohn zu beſitzen, wurde wieder aufgenommen. Irland ſollte von den eng-

lischen Colonisten gesäubert und eine Provinz Frankreichs werden. Dies würde dort Rekruten für seine Armeen und Häfen für seine Schiffe finden, von welchen aus es alle großen englischen Hafenplätze bewachen und ihren Handel beschränken oder vernichten könne. Die starke religiöse und nationale Antipathie, welche in Irland gegen die Britten herrschte, würde eine hinreichende Garantie für ihre Treue gegen Frankreich sein, welches sie allein gegen die englischen Sachsen beschützen könne. Louvois war grausam und rücksichtslos, dabei jedoch der größte Staatsmann, den Frankreich seit Richelieu hervorgebracht hatte, und schrieb also nun an Jakob: „Das Beste, was Seine brittannische Majestät thun könne, sei, auf England zu verzichten und nur Irland in Flor zu bringen, indem er seine Herrschaft dort befestige und es von seinen Feinden befreie.“

Jakob begab sich also nach Londonderry, um diese noch immer von den Seinigen eingeschlossene Stadt zu erobern, kehrte indessen bald wieder unverrichteter Sache nach Dublin zurück, um dort bei der Sitzung des irischen Parlaments zugegen zu sein. Hier sanctionirte er Maßregeln so feindlicher Art gegen die Protestanten, daß die Gefühle des Mitleids, welche für ihn bei einem Theile der Engländer allmählich erwacht waren, dadurch entkräftet und in Widerwillen verwandelt werden mußten. Während sie geneigt waren, Entschuldi-

gungen für seine vergangenen Irrthümer zu finden und sich sagten, daß er diese nicht wieder sich zu Schulden kommen lassen würde, wenn er nochmals zur Macht gelangte, drang er selbst ihnen durch sein Benehmen in Irland die Ueberzeugung auf, daß er unverbesserlich sei und daß die härteste Züchtigung des Schicksals ihn durchaus nicht verändert habe. Alles was die Jakobiten in England zu seinem Lobe und zum Tadel Wilhelms veröffentlichten verlor seine Kraft, wenn in jeder Woche Nachrichten kamen, daß er neue Erlasse publicirt oder Handlungen begünstigt habe, durch welche Protestanten beraubt oder ermordet seien. Die Königin Marie hingegen unterstützte die in England anlangenden irischen Flüchtlinge auf das Reichlichste, ohne jemals dieser Wohlthätigkeit eine gesuchte Oeffentlichkeit zu verleihen. Wenn auch die Mißbräuche groß gewesen waren, welche sich die englischen Colonisten seit Jahrhunderten in Irland hatten zu Schulden kommen lassen, so hatten sie dennoch nie die abscheuliche und blutdürstige Tyrannei gezeigt, welche die irländischen Großen in diesen einen Jahr ihrer Herrschaft gegen sie ausübten. Endlich unternahm es d'Avaux, Jakob wiederholden ruchlosen Vorschlag zu machen, eine zweite Bartholomäusnacht anbrechen und alle Protestanten in ganz Irland mit einem einzigen Schlag ermorden zu lassen, welchen jedoch dieser warm zurückwies. Noch beschäftigte man sich mit diesen

chrecklichen Fragen, als die Kunde eintraf, daß
ie in Londonderry eingeschlossenen Protestanten
erettet seien, indem der lange schon in ihrer Nähe
agernde Oberst Kirke die Stadt durch englische
Truppen entsetzt habe, und daß er zugleich den-
enigen Engländern, welche sich in die Stadt Ennis-
illen geflüchtet hatten, einige Hülfe gesandt habe.
Diese hätten darauf die irischen Truppen, welche
nter dem Herzog von Berwick sie bedrohten, in
er Schlacht von Newton Butler geschlagen und
s seien diese nun im vollen Rückzuge auf Dublin
egriffen.

Jetzt auch war eine größere Streitmacht in
ngland mobil gemacht, welche unter den Befehlen
es Herzogs von Schomberg nach Irland über-
esetzt werden sollte. Die Eifersucht, welche die
ngländer gegen Bentink, Zulestein und Auver-
uerque hegten, erstreckte sich nicht auf diesen. Er
ar ein Kosmopolit, so gut Franzose, wie Eng-
nder und Deutscher, noch in seinem vorgerückten
lter lebhaft in der Unterhaltung, anmuthig in
inen Manieren und ein vortrefflicher Reiter. Das
arlament hatte ihm ein Geschenk von hundert
ausend Pfund Sterling zum Ersatz seiner Verluste
Frankreich bewilligt.

In Irland aber rief die Kunde, daß die
ngländer mit einer bedeutenden Streitmacht her-
nahten, die ganze wilde und ungeregelte Energie
es halbbarbarischen Volkes hervor. Gleich einem

gewaltigen Trompetenstoß erschallte sie durch alle südlichen Provinzen des grünen Erin und in drei und zwanzig Grafschaften verkündeten die Priester von den Kanzeln, daß der Kampf auf Leben und Tod zwischen den Celten und zwischen den übermüthigen Sachsen noch einmal bevorstehe. Diese Priester würden aus ihren Gotteshäusern verjagt, der Landedelmann, welcher so eben auf den Schultern seiner jauchzenden Untersassen in die Halle seiner Väter wieder eingeführt war, würde nochmals aus dieser vertrieben und gezwungen werden, von jenen Almosen zu leben, welche sie selbst, die bedrückten und aufs Blut ausgesaugten Bauern, ihm zu geben vermögten. Die Anhänger Wilhelms des Dritten würden jetzt an sich reißen, was die Gefährten Cromwells noch übrig gelassen. Mit einem glühenden und fanatischen Patriotismus stürzten die Rekruten zu Tausenden zu Jakobs Fahnen und die Begüterten machten die größten Anstrengungen, um sie zu kleiden und zu bewaffnen und nach wenigen Wochen schon vermochte er dieser, an der Spitze von mehr als zwanzig Tausend disciplinirten Männern, denen ein Troß von Leuten folgte, die sich mit Sensen, Knitteln und Dreschflegeln bewaffnet hatten, dem Herzoge von Schomberg entgegen zu ziehen, welcher, nachdem er mehrere Städte in den nördlichen Provinzen eingenommen, sich mit starken Schritten Dublin näherte. Die Erbitterung der englischen Colonisten

egen die Irländer war so groß, daß Schomberg
ie nur von einer Selbststrafe für erlittene Unbillen
bhalten konnte, indem er sich ihnen mit geladener
Pistole entgegenwarf. Sein Zug mußte durch
Städte gehen, in denen sich nicht ein einziger Ein-
wohner mehr fand, durch Landstriche, in denen
weder ein Rind, ein Schaf, noch irgend ein Ge-
reidevorrath mehr zu sehen war. Die grünenden
Wiesen waren verödet, das Korn verdarb auf den
Feldern. Als er endlich den Irländern sich bis
auf einen Tagemarsch genähert hatte, schlug er ein
festes Lager auf, denn der Zustand seiner Armee
verbot es ihm, eine offene Schlacht gegen einen
mehr als doppelt überlegenen Feind zu wagen.
Die Mehrzahl seiner Truppen war fast undisci-
plinirt. Der Reichthum Englands und die bedeu-
tenden Summen, welche das Parlament bewilligt
hatte, berechtigten ihn zu der Erwartung, daß
seine Truppen reichlich mit allen Kriegsbedürfnissen
versehen sein würden. Allein die Verwaltungs-
behörden waren unter den letzten Stuarts immer
unfähiger und verderbter geworden. Eine Menge
nachlässiger und habgieriger Beamten, die sich
unter Karl und Jakob ausgebildet hatten, plün-
derten und ruinirten jetzt die Heere und die Flot-
ten Wilhelms. Die nachgesandten Lebensmittel
fand man verdorben; die Leinwand für die Zelte
war verfault, die Kleidungsstücke beschädigt oder
unzweckmäßig, die Gewehre zerbrachen in den

Händen. Massen von Schuhen waren auf die Rechnung der Regierung gesetzt, doch war noch zwei Monate nach deren Bezahlung kein einziges Paar in Irland angelangt. Die Mittel zum Transport des Geschützes und der Bagage fehlten ganz. Eine große Anzahl Pferde war für die Armee angekauft worden, allein man hatte sie auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze anhalten lassen und sie an englische Pächter vermiethet, damit diese sie zur Einbringung ihrer Ernte benutzen könnten. Das Geld für die Miethe steckten die Armee-Commissaire in die Tasche und ließen die Soldaten in Irland sehen, wie sie fertig werden könnten. Unter diesen Umständen ließ der kriegskundige Herzog sich durch alle Bravaden und Herausforderungen der nur eine Stunde mehr entfernten, in Schlachtordnung aufgestellten Irländer nicht verleiten, aus seinen festen Verschanzungen herauszugehen, sondern wandte seine Zeit an, um seine Soldaten zu exerciren, von denen allerdings kaum ein Viertel mit den Waffen umzugehen wußten. Auch entdeckte er eine Verschwörung mehrerer Franzosen, die im englischen Heere dienten, indem sie mit dem Grafen von Avaux sich verständigt hatten, daß sie im Falle einer Schlacht zu ihm und den Irländern übergehen und dadurch den Ruin der Engländer herbeiführen wollten. Die gerechte Strafe wurde den Verräthern, indem sie vor der Fronte des Heeres

erſchoſſen, oder in Ketten nach London geſandt wurden. Nun aber verſchlimmerten die herbſtlichen, ſehr reichlichen Regengüſſe alle Uebel um das Zehnfache. Seuchen geſellten ſich zu den andern Uebelſtänden; Aerzte und Heilmittel waren nicht in genügender Anzahl vorhanden und die Engländer ſtarben zu Hunderten, indem ſie ſich ihrem Schickſal mit einer willenloſen Apathie unterwarfen. Ganze Schiffladungen voll Kranker wurden nach der Stadt Belfaſt geſchickt, doch ſtarb wenigſtens die Hälfte unterwegs.

Unter dieſen ſtündlich ſich mehrenden Schrecknissen traten die großen Eigenſchaften Schombergs in das hellſte Licht. Nicht auf der höchſten Stufe des Ruhms, nicht auf den portugieſiſchen Schlachtfeldern, noch unter den Mauern Maſtrichts, hatte er ſo viel Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen verdient. Nie wankte ſeine Entſchloſſenheit, nie ſchlief ſeine Klugheit. Er zeigte trotz aller Veranlaſſung zum Gegentheil ſtets eine gelaſſene, oft ſogar heitere Faſſung. Nur fünf Tauſend Krieger hatte er zuletzt der mehr als vierfachen Uebermacht Jakobs entgegen zu ſtellen, welchen er eine doppelte Bürde kriegeriſcher Dienſtleiſtungen für die Sicherheit des Lagers auferlegen mußte, bis endlich beide feindlichen Heere ſich in die Winterquartiere zurückzogen und in dem Schutz der Städte einſtweilen dem kommenden Frühjahre entgegenſahen.

29.

Monatelang schon hielt sich George Jeffries im Tower auf und noch immer wagte er es nicht, diese festen Mauern zu verlassen. Es war nicht die Verfolgung der Gesetze, die er außerhalb ihrer fürchtete, denn ein offenbarer Mord, dem jede Beschönigung durch den Buchstaben der äußersten Härte der Gesetze fehlte, konnte ihm nicht bewiesen werden, so viele blutige Unthaten er sich auch unter dem Mantel seines richterlichen Amtes hatte zu Schulden kommen lassen. Aber die Rache einer ganzen großen Nation bedrohte ihn und dies Bewußtsein war ihm eine größere Tortur, als alle die körperlichen Leiden, welche ihm ein immer sich mehrendes, inneres Uebel verursachte. Er wählte daher nach wie vor die freiwillige Gefangenschaft, denn nur hinter den Wachen, welche die Wälle des Towers mit geladenen Gewehren besetzten, hinter der aufgezogenen Zugbrücke dieses festesten Platzes in London wagte er sein Haupt zur Ruhe zu legen, welches mit den Flüchen von Millionen beladen war. Der Donnermund des Gewissens tönte so laut in seinem Innern, wie jemals seine rauhe Stimme die armen Opfer erschreckt hatte, welche sein erbarmungsloser Richterspruch verdammte und die nämliche Todesangst, die er über diese ver-

hängte, peinigte in unnachlassender Qual jetzt seine Seele.

Der Haß, welchen seine Zeitgenossen gegen Lord Jeffries hegten, ist fast ohne Beispiel in der Geschichte Englands. Die Flugschriften, welche über ihn auftauchten und durch die Stadt verbreitet wurden, äußerten sich mit einer so boshaften Wildheit, daß sie sogar in jenen Tagen des grimmigen Parteihasses ohne Gleichen blieben. Der Galgen würde eine viel zu milde Todesart, ein Grab unter diesem ein zu ehrenvoller Platz für ihn sein: er müßte zu Tode gepeitscht, wie ein Indianer am Pfahl gepeinigt werden, bis er seinen Geist aufgäbe. Man wünsche auf das Innigste, daß er zu dem Orte gehen möge, da Heulen und Zähneklappern ist, daß der Wurm an ihm nage, der niemals stirbt, daß er in dem Feuer brenne, das nie verlöscht. Man druckte schaudervolle Gebete, daß ihm die Läuterung des Bereuens nicht gewährt werde, daß er als der hartherzige, gottlose Jeffries, als welcher er so lange gelebt, verlassen von Gott und Menschen sterben möge. Diese gedruckten Aeußerungen der Gefühle der Engländer gegen ihn wußte man in seine Nähe zu bringen; täglich fand er sie vor seinem Bette, auf seinem Tische, unter seinen Schriften und Papieren. Er sah, daß selbst das erste Staatsgefängniß Englands nicht die Erbitterung von dessen Bewohnern von ihm entfernt hal-

ten könne. Vor seinem immer steigenden innern Entsetzen suchte er Zuflucht in dem immer stärkeren Genusse geistiger Getränke, die er schon in den Tagen seiner richterlichen Functionen geliebt hatte und man glaubte, daß er hierdurch selbst seinen Tod zu beschleunigen suche, da er lieber im Bette sterben, als sich bei nächster Gelegenheit vom Volk zerreißen lassen wollte.

Eines Morgens lag er auf einem Ruhebette in einem der einfach ausgestatteten Gemächer im Innern der Festung; sein geschwollenes Antlitz, seine hervortretenden Augen, sein kurzer gepreßter Athem bezeugten, wie weit er von jedem innern Wohlseyn entfernt sei. Er hielt eine jener Schmähschriften in den Händen, welche er unter seinem Frühstückscouvert gefunden hatte; seine Augen starrten gläsern auf die Buchstaben. Endlich ließ er sie niedersinken, warf sich stöhnend auf die Seite und rief in herzergreifendem Tone:

„Alle Tage Beweise des Abscheus aller Engländer — er ist immer gleich lebendig — ich dachte, die Zeit sollte ihn beschwichtigen — ich wollte auf den Continent gehen — meine Reichthümer in Sicherheit verzehren — ich wage es nicht!“

Er schwieg einige Secunden; dann fuhr er plötzlich mit einer wilden Bewegung empor und rief:

„Meine Reichthümer! — Wie habe ich sie erworben? Das Blut und die Thränen Tausender kleben daran — Gottes Fluch liegt auf ihnen — ich wage es nicht, ich fürchte mich!“

Seine Worte waren zum lauten Schrei geworden, der jedoch nur in den einsamen Mauern widerhallte. Der Schweiß rann in Strömen von seinem Antlitz und ein noch jammervolleres Stöhnen als vorher stieg aus seiner Brust auf. Nach einer Viertelstunde etwa fuhr er wieder empor und rief mit grassen Blicken:

„Welche Stille ist hier — eine schreckliche, fürchterliche Stille! — Kein Mensch bringt mir Trost und Erheiterung in meinem Elend — keiner von Allen, die mir in den Tagen meiner Größe schmeichelten, die an meinem Tische aßen und von meinem Wein tranken, die mich mit ihren Späßen und Fratzen belustigten — Alle fliehen mich — die Freunde von ehemals und die Feinde, die über mein Verderben brüten!“ —

Das Selbstgespräch wurde unterbrochen, indem einer der Gefängnißwärter hereintrat, welcher ein ziemlich großes Packet in den Händen hielt.

„Was bringst du mir?“ fragte Jeffries hastig.

„Ein Mann hat es für Sie gebracht, Mylord, doch nannte er seinen Namen nicht, behauptete auch, nicht zu wissen, wer es Ihnen zusende. Er sei beauftragt, es im Tower abzugeben; hiermit entfernte er sich ohne weitere Erklärung.“

Jeffries richtete sich auf und betrachtete neugierig das Packet. Die Aufschrift lautete: „An Lord George Jeffries, abzugeben im Tower.“ Es konnte also kein Zweifel über seine Bestimmung obwalten. Der Gefangenwärter entfernte auf das Geheiß des Lords die äußere Umhüllung und es kam ein kleines hölzernes Faß zum Vorschein.

„Ach!“ rief der Letztere, indem ein lange nicht gewahrter Freudenstrahl aus seinen Augen leuchtete, „es wird ein Fäßchen mit Austern sein! Das war von jeher meine Lieblingsspeise! Man hat sich dessen erinnert, man will mir eine angenehme Ueberraschung bereiten! Gottlob, so habe ich doch wenigstens noch einen Menschen in der Welt, der freundlich meiner gedenkt!“

Seine sonst so wilde Stimme war sanft und auf seinem Antlitze, welches man vor den Schranken nur vom Grimm verzerrt gekannt hatte, prägte sich eine tiefe Rührung aus. Sein feuchtes Auge gab zu erkennen, daß seine Erkenntlichkeit um so größer sei, je weniger er diese Gabe der Freundschaft erwartet hatte. Mit fieberischer Hast öffnete er das Faß, indem er sagte:

„Wie will ich mich an diesen Austern laben! Sie sind so kühl und so weich, sie werden den Brand in meinem Magen löschen — mir eine gute Nacht verschaffen, so daß ich ruhig schlafen kann — schlafen und vergessen — ach welch ein

Glück! — Sie werden mir wohl thun — o sehr wohl — ich freue mich — o ich freue mich!“

Jetzt wurde der Inhalt sichtbar. Es waren Austern — richtig Austern! — Jeffries nahm einige in die Hand, welche vor freudiger Erwartung zitterte, und wollte sie öffnen, um sogleich seine dürstende Zunge damit zu erquicken — doch fand er keine Auster in der Muschel. Er nahm mehr und mehr heraus: Alle waren ohne den erwarteten köstlichen Leckerbissen — voll Ungeduld kehrte er endlich das Behältniß um, so daß der ganze Inhalt herausfallen mußte — lauter leere Muscheln rollten auf den Fußboden — und aus ihnen heraus fiel ein starker, in eine Schlinge geknoteter Strick — ein Strick, an dem Jeffries sich aufhängen konnte! *)

Dieser fiel zurück auf sein Ruhebett und stöhnte noch lauter als vorher. Endlich rief er:

„Ein Feind ist es, der mich verhöhnt — ein bittrer Feind, der sich meines Unglücks freut! O, Feinde überall, wohin ich auch meine Gedanken wende! Flüche — Flüche von allen Seiten, wo ein Ohr hinhorcht!“

Eine Stunde mochte er in trostloser Einsamkeit hingebracht haben, als ihm ein Bekannter aus früheren Zeiten gemeldet wurde. Jeffries hieß ihn eintreten, denn jede Unterbrechung derselben

*) Siehe Leben und Tod von Lord George Jeffries.

brachte ihm einige Zerstreuung. Der Angekommene blieb in der Entfernung einiger Schritte stehen und blickte starr auf das aufgedunsene Antlitz des Oberrichters, welches er einst hochroth vor Exaltation und Grimm gekannt hatte, dessen Farbe aber jetzt zwischen Violet und Aschgrau variirte.

„Ich bin erfreut, Sie zu sehen, Sir," sprach Jeffries mechanisch in dem Ton gewöhnlicher Höflichkeit.

„Und ich bin erfreut, Sie hier an diesem Orte zu sehen, Mylord," lautete die Antwort, durch deren Herbheit ein bittrer Hohn vernehmlich wurde.

Jeffries schrak zusammen und starrte unverwandt auf den Redenden.

„Kennen Sie mich nicht?" fragte dieser. „Ich versichere Ihnen, daß ich Sie unter Tausenden wiedererkennen würde, auch wenn wir Beide bis dahin um ein halbes Jahrhundert älter geworden wären."

„Ich muß sie kennen — wie ist mir doch — ich habe Sie gesehen — wo war es — in Dorchester — richtig — oder in Taunton — irgendwo — ha — nun weiß ich's — Master Tutchin — Sie sind es!"

„Ich bin es, John Tutchin," erwiderte der Angeredete mit eherner Stimme, indem er dicht vor Jeffries trat, „ich bin es, der den Vorsitzer der Blutgerichte, den verruchten Schlächter und

Mörder so vieler Menschen aufsucht, welcher nun hier im Tower steckt!"

„Sie haben Sich sehr verändert, Sir," stammelte Jeffries, „deshalb konnte ich mich im ersten Augenblicke Ihrer nicht erinnern."

„Die Pocken haben seitdem mein Gesicht verwüstet," entgegnete John Tutchin, „doch erschienen sie zur rechten Zeit, um mich vor Ihrer Wuth zu erretten, Mylord. Für einige müßige Worte, welche nicht zu Ihren und König Jakobs Gunsten ausgesprochen wurden, verurtheilten Sie mich, sieben Jahre lang im Gefängniß zu sitzen, und während dieser Zeit jede vierzehn Tage öffentlich durch eine Ortschaft gepeitscht zu werden — also hundertzweiundachtzig Mal wollten Sie mich ausgepeitscht sehen — wenn ich so lange diese Beschimpfungen überlebt hätte!"

„Lassen wir die Vergangenheit — es ist besser über andere Dinge zu sprechen," stammelte Jeffries. „Wir wollen ein Glas Wein zusammen trinken."

„Möge meine Zunge verdorren, wenn sie einen Tropfen in Freundschaft und guter Gesinnung mit Euch tränke!" rief Tutchin mit dem Ausdruck eines wilden Hasses. „Ich würde mich selbst verachten, wenn ich gekommen wäre, um Gastfreiheit bei Euch zu genießen!"

„So waren Sie es, der mir das Faß mit den Austerschalen schickte?" fragte Jeffries kleinlaut.

„Und mit dem Strick, an dem Sie Sich aufhängen sollten? — Nein, solche Späße überlasse ich Andern," versetzte Tutchin verächtlich. „Ich bin mehr dafür, Auge in Auge die Dinge zu erörtern; auch habe ich verschiedene Verse zu Ihrem Preise gemacht, Mylord. Diese Ihnen zu überreichen komme ich. Sie waren damals so erbittert über meine Vermessenheit, Verse machen zu wollen, doch sehen Sie, daß diese Kunst wenigstens zu Etwas gut ist."

Er zog einige gedruckte Blätter hervor und reichte Sie dem Leidenden dar. Es waren Spottgedichte auf ihn, voll von dem wilden Hasse, den er gewohnt war, in diesen ihm täglich zukommenden Flugschriften gegen sich ausgesprochen zu finden. Er streckte mechanisch die Hand aus; ihre Empfangnahme zu verweigern wagte er nicht, denn es beseelte ihn ein solches Gefühl feiger Niedergeschlagenheit, daß er keinen Widerspruch versuchte. Indessen warf er nur einen flüchtigen Blick darauf und legte das Papier dann schweigend nieder.

„Mein Leben und meine Ehre," fuhr Tutchin fort, „vermochte ich damals endlich vor Ihrer Wuth zu retten, da mein Körper von Krankheit gebrochen war, allein der Räuber meines Vermögens wurden Sie dennoch. Ich mußte mich mit aller meiner Habe loskaufen — Gottlob, daß der Tag gekommen ist, an welchem alle jene Beute,

die Sie den unglücklichen Opfern abpreßten, keinen Werth mehr für Sie haben kann!"

„Mein Eigenthum steht in diesem Augenblicke unter gerichtlicher Administration," stammelte Jeffries. „Wenn ich wieder in dessen Besitz gesetzt werde, so will ich Ihnen das Lösegeld ersetzen, was Sie mir damals auszahlten."

Ein verächtliches Lächeln bewegte das Antlitz des erzürnten Dichters, indem er erwiederte:

„Ich baue nicht eine Stunde lang auf Ihr Wort, Mylord, denn ich halte Sie für so falsch wie grausam. Sobald Sie Sich in einiger Sicherheit befänden, würden Sie keine von allen Versprechungen halten, die Sie jetzt in der Angst Ihres Herzens ablegen."

Die einzige Antwort Jeffries war ein tiefer Seufzer. Tutchin fuhr nach kurzer Pause fort, wobei seine Augen durchbohrend auf dem Elenden hafteten:

„Wo war Ihr Gewissen, als Sie jenes Urtheil in Dorchester über mich fällten?"

„Ich diente meinem Herrn, dem König Jakob," antwortete Jeffries mit halber Stimme. „Ich war in meinem Gewissen verbunden, also zu handeln."

„Der König konnte Ihnen nur allgemeine Befehle gegeben haben," entgegnete Tutchin. „Sie gefielen sich darin, bei den Einzelheiten der Aus-

führung die größtmögliche Grausamkeit anzuwenden."

„Sie irren Sich, Sir," versetzte Jeffries, „es stand in meinen Instructionen, daß ich Leute Ihrer Art, die Muth und Fähigkeiten besäßen, mit der größten Strenge behandeln sollte. Als ich wieder an den Hof zurückkehrte, machte man mir Vorwürfe wegen der Gelindigkeit, die ich mir in den westlichen Grafschaften habe zu Schulden kommen lassen."

„Und um Ihren Fehler wieder gut zu machen, setzten Sie Ihre Schlächtereien in der Hauptstadt mit verdoppelter Grausamkeit fort," rief Tutchin mit wildem Hohn. „Die Verwünschungen von ganz England können nicht laut genug ertönen, um die Rache Gottes auf den Anstifter der Blutgerichte herabzurufen! Unsere Enkel und Urenkel werden ihn wie den verkörperten Fürsten der Hölle noch in seinem Grabe verfluchen, auf welchem das Gras unter den Thränen der beraubten Wittwen und der verlassenen Waisen verdorren möge!"

Jeffries war unter diesen entsetzlichen Worten immer mehr erbleicht, so daß seine Wangen erdfahl wurden. Er hatte sich von seinem Sitz erhoben und starrte mit glanzlosen Blicken auf die wilden Mienen und auf die heftigen Geberden Tutchins; dann begann er so stark zu zittern, daß er sich am Tische festhalten mußte, um nicht um-

zufallen. Kaum waren die letzten Worte verhallt, so sank er wieder zurück und blieb anscheinend leblos, für den Augenblick seiner Sinne beraubt, liegen. Der aufgeregte Dichter betrachtete ihn eine Weile schweigend und nach und nach sänftigten sich seine Blicke bei dem Anblicke des jammervollen Zustandes, in dem sich dieser Mann jetzt befand, dessen Herz so wenig Erbarmen gekannt hatte. Er hatte die Erinnerung an das Unrecht, was ihm zugefügt worden war, vier Jahre lang mit täglich erneuter Erbitterung in sich aufgerufen und war nach London gekommen, um Dieser endlich gegen den Mann Worte zu geben, den er am Meisten auf Erden haßte. Dennoch stieg eine fast dem Mitleid verwandte Empfindung in ihm auf, zu welcher sich diejenige einer tiefen Ehrfurcht vor dem himmlischen Rächer gesellte, welcher oft genug schon die Schuldigen hienieden mit seinem Zorn trifft. Er ging schweigend fort und rief draußen den Wärter, dem Leidenden einige Hülfe zu leisten. —

Einige Wochen vergingen, in welchen die körperlichen und geistigen Leiden Jeffries weite Fortschritte machten. Seine früher nicht unbedeutende Corpulenz verschwand so ganz, daß er zuletzt einem Skelett glich, wobei sein Magen keine Nahrung mehr annehmen wollte. Er konnte sein Bett nicht mehr verlassen, wobei seine Ruhe täglich und nächtlich von immer wilderen Fieberträu-

men, von immer grauſenvolleren Phantaſiebildern geſtört wurde. An dieſes Lager des Jammers trat eines Tages ein Mann, den Jeffries am Wenigſten zu ſehen erwartete. Es war die edle Geſtalt und das milde Antlitz des vortrefflichen Biſchofs Kenn, welche die von den Schauern wochenlanger Todesangſt umflorten Augen des Kranken neben ſich gewahrten.

„Eure Herrlichkeit bemühten ſich zu mir,“ ſprach er endlich. „Ich habe nicht gewußt, daß Sie in London ſich aufhielten, ſondern glaubte Sie in Ihrer Diöceſe zu Bath.“

„Ich habe dieſe auf einige Tage verlaſſen, da mich eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu meinen geiſtlichen Brüdern hier rief,“ antwortete der Biſchof ſanft. „Ich werde jedoch ſehr bald dahin zurückkehren. Man erzählte mir von den Leiden, von welchen Sie heimgeſucht ſeien, und ſo habe ich die letzten Stunden meines Aufenthaltes in der Hauptſtadt angewendet, um Sie aufzuſuchen, Mylord.“

Der Kranke ſtarrte ihn eine Weile ſchweigend an und ſagte dann endlich:

„Es iſt lange, ſeit ich Sie geſehen — es war auf meinem Feldzuge im Weſten — was wollen Sie jetzt von mir?“

„Ich richtete damals manche Bitte und Vorſtellung an Sie, um Barmherzigkeit und Gnade,“ verſetzte der Biſchof. „Sie erhörten ſie ſelten und

wiesen mich meistens mit Härte und Strenge zurück."

„Machen Sie mir keine Vorwürfe," rief Jeffries heftig. „Ich habe deren bis zum Ueberdruß erfahren! — Sie wandten sich mit Ihren Gnadengesuchen auch an den König Jakob; wurden Sie von diesem berücksichtigt? Schenkte er den Angeklagten Freiheit und Leben, weil Sie ihn darum baten?"

„Fast Niemanden," antwortete Kenn. „Es gelang mir fast gar nicht, den König zur Milderung seiner Strenge gegen deren Opfer zu bewegen."

„Sehen Sie, Mylord, ich bin ganz in meinem Rechte," rief Jeffries mit einer Art von schwachem Triumph. „Zwei andere geistliche Herren waren schon bei mir, mit Denen ich mich besser gestanden habe als mit Ihnen, aber ich habe ihnen das Nämliche geantwortet: Alle Menschen werfen jetzt die Schuld auf mich, weil sie dies am Bequemsten finden und auch die Leute, die vor Zeiten meine besten Freunde waren und kein Wort des Widerspruchs gegen mich erhoben, welche mich zu den Thaten ermuthigten, die sie jetzt Verbrechen taufen, tadeln mich bitter ihretwegen, um sich selbst ganz weiß dabei zu waschen. Sie nennen mich grausam, aber hätten sie meine Ordres vom König Jakob gesehen, so würden sie eingestehen müssen, daß ich Lob anstatt Mißgunst verdiene.

Der König tadelte mich so strenge wegen einiger Fälle, in denen ich Milde walten ließ, daß ich seine äußerste Ungnade riskirte!"

„Vielleicht war diese Ihre Milde durch die letzten Sparpfennige der Angeklagten erkauft," erwiederte der Bischof ernst, fuhr dann jedoch mit Sanftmuth fort:

„Wie dem auch sei, ich unterstützte damals Diejenigen, die sich schwer gegen mich und meine Kirche vergangen hatten, und habe damals nicht zum letzten Male für meine Feinde gebeten. So komme ich denn auch jetzt zu Ihnen, um Ihnen den Trost des Evangeliums zu bringen, da Sie Sich nach ihm sehnen werden. Die Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes bleibt auch dem größten Sünder, wenn er tief und ernstlich bereut und von seinem Unrecht wieder gut zu machen strebt, was irgend in seinen Kräften steht."

„Ich kann nicht bereuen," sprach der Kranke störrisch, „denn ich war nur meinen Amtspflichten getreu. Der König hatte mich schnell zu Ehren und Würden erhoben, darum mußte ich seinen Willen nach meinen besten Kräften nachkommen. Ich war mit fünf und dreißig Jahren Oberrichter, zwei Jahre später Kanzler des Reiches und bald darauf Präsident des Höchsten Gerichtes. Auch dort waren meine Collegen schuldiger als ich — nun bin ich vierzig — und werde sterben müs-

— so früh schon — und liege hier im Tower wischen Hochverräthern und Staatsgefangenen!“

„In der ganzen Geschichte der englischen Justizpflege ist kein Beispiel von einem so raschen teigen und von einem so schrecklichen Falle vor=anden,“ entgegnete Kenn mit tiefem Ernste.

„Sie meinen, weil ich so mächtig und so ge=ürchtet noch vor einem halben Jahre war?“ fragte effries hastig. „O, ich bin ein elender Mann tzt — sehr elend!“

„Elender noch als Diejenigen, die Sie zum ichtplatz sandten!“ sprach der Bischof strafend. Unglücklicher Mann, Sie sind noch weit von dem roßen Ziele entfernt, nach dem wir Alle trachten üssen! — Sie stehen an der Schwelle der Ewig=it und werden bald jenen großen Schritt thun, ich welchem Zeit und Raum verschwindet! Rich=n Sie Ihre Gedanken allein auf Gott. Ich bin er neben Ihnen als sein geweihter Diener, der ie ermahnt, nur mehr an das Heil Ihrer Seele denken.“

„Ich habe schon genug daran gedacht!“ rief ffries wild. „Sagen Sie mir lieber ein Mit=, wie ich den Brand in meinem Innern stillen nn, dann will ich versuchen, ruhig nachzudenken. er dieses Höllenfeuer in meinen Eingeweiden löschen Sie mir dieses — oder ich verliere nz das Bischen Verstand, was mir noch in mei=r Krankheit geblieben ist!“

Er ergriff ein großes gefülltes Glas, welches neben ihm auf dem Tische stand. Nachdem er dessen Inhalt hinuntergestürzt versank er in eine Art von Betäubung, aus welcher der Bischof ihn nicht wieder zu erwecken vermochte. Dieser mußte endlich den Tower verlassen, da die Stunde seiner Abreise herannahte, ohne das beabsichtigte Werk der Barmherzigkeit auch nur theilweise fördern zu können.

Vor dem Anbruche des Abends erwachte Jeffries wieder aus seinem unruhigen Schlummer. Sein Befinden war schlechter als vorher; ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Die Schrecken der Einsamkeit vermehrten noch seine angstvolle Aufgeregtheit. Er ließ die Augen umherrollen und murmelte dann:

„Er ist fort, der Mann Gottes — es ist kein Aufenthalt hier für ihn, denn die Stube ist voll von Gestalten, die da kommen um mich zu plagen. Hier ist kein Frieden und keine Heiligkeit — alles Angst und Schrecken ringsum!“

„Warum bin ich so allein?“ rief er dann plötzlich nach einer Pause. „Harry, komm herein! Harry, wo bist Du? Harry — komm!“

Er riß heftig an einer Klingel, die neben seinem Bette angebracht war, doch kam Niemand auf diesen Ruf. Der Diener mußte einstweilen abwesend sein, denn der Kranke blieb trotz aller seiner Anstrengungen allein. Bald rief er wieder.

indem ein tiefes Grauen sich in seinem Ton aussprach:

„Wer steht dort an der Wand? Ha, Alice Lisle ist es, in dem Gewande, in welchem sie das Schaffot bestieg — sie streckt die Hand zum Himmel, wie zur Anklage — und dort neben ihr — die beiden muthigen Jünglinge Hewling mit den blühenden, rothen Wangen, welche ich an den Galgen brachte — und die Puritaner schreiten auf mich zu — sie wollen mich mit sich nehmen, mich erfassen — und Elisabeth Gaunt droht mir und Cornisch, welche Beide den Scheiterhaufen bestiegen! — Das weiße Haar fliegt um ihre Schläfen — sie schleudert den Fluch Gottes gegen mich — will mich in die Flammen reißen — ha, Flammen ringsum — und die Erde bebt und der Himmel donnert — er will auf mich herabfallen — ich verbrenne — ich vergehe!“ —

Seine Worte endigten in einem wilden Jammergeschrei. Wir ziehen den Vorhang über diese Scene des Entsetzens und überlassen den ruhelosen Sünder seinem gräßlichen Schicksal, das sich schon nach einigen Tagen erfüllte, als die Seele des gottlosen Oberrichters zu Denen versammelt wurde, welche seine Blutgerichte vorzeitig in das Jenseits befördert hatten. Seine Gebeine wurden unmittelbar neben denjenigen des unglücklichen Monmouth beigesetzt, über den er noch vor wenigen Jahren sich so hoch erhoben gefühlt hatte.

Das bereitwilligste Werkzeug der grausamen Rachsucht Jakobs des Zweiten ruhte dicht neben dem erlauchtesten Opfer derselben — ein abermaliges Beispiel, daß vor jenem größten Gleichmacher, dem Tode, alle Feindschaften und Freundschaften der Erde ihr Ende erreichen. —

30.

Nahe dem prächtigen Pallast von Whitehall stand zu jener Zeit ein kleineres Schloß, welches der Cockpit genannt wurde, und welches die Prinzessin Anna von Dänemark, die zweite Tochter Jakobs, während des größten Theils des Jahres bewohnte. Der Cockpit wurde jedoch mit Whitehall zusammen später durch Feuer zerstört; und es ist von ihm keine Spur mehr vorhanden.

In einem der innern Gemächer dieses Pallastes finden wir zwei Damen, deren Alter sich dem Ende der Zwanzig nähern mochte. Beide waren nach der Mode des Tages gekleidet, die

Eine jedoch merklich einfacher als die Andere. Die Erstere saß auf einem Armstuhl in der einen Ecke und hielt in ihren schönen Armen eine Guitarre, über deren Saiten ihre kleinen, weißen Hände gewandt dahin glitten, indem sie das einfache Lied, was von den Lippen der Dame ertönte, mit einem geschmackvollen Spiel begleiteten. Ihr dunkelbraunes Haar war im Morgenanzuge noch nicht so hoch aufgethürmt, wie es die spätere Toilette für den „full dress“ (vollständigen Anzug) bedingte; ihre regelmäßigen Züge konnten vor einem Decennium wohl denen einer rosigen, blühenden Hebe geglichen haben. Jetzt aber waren sie zu stark und deren Farbe in ein ziemlich rauhes Roth übergegangen. Die gleichfalls stark gerötheten Augenlieder lagen gewöhnlich halb über den Augen, so daß deren Farbe nicht genau zu erkennen war. Eine Erkältung in der Kindheit hatte der jungen Frau diese dauernden Erinnerungszeichen an das überwundene Uebel zurückgelassen. Die mittelgroße Gestalt war ziemlich corpulent, alle Glieder jedoch fein geformt.

Die zweite der Damen, welche nur einige Schritte entfernt gleichfalls auf einem Armstuhle an der andern Seite des Tisches saß, hielt ein Buch in ihren Händen, dessen Lectüre sie verfolgte. Sie war größer und schlanker, jedoch vollkommen ebenmäßig gewachsen; ihre Züge waren weniger regelmäßig, jedoch geistig sehr belebt, wenn gleich

auch nicht der mindeste Hauch von Sanftmuth sie verschönte, dabei ihr Haar seidenweich und von großer Fülle. Sie unterbrach jetzt ohne Umstände die lieblichen Weisen, welche die Guitarrespielerin ertönen ließ, indem sie von ihrem Buche aufstehend laut sagte:

„Ich wiederhole Dir, Anna, daß Du jetzt Dein Singen lassen und dies Buch hier lesen mußt. Swift hat ein schönes Sonett über die Privatgärten hier beim Schloß geschrieben und es der Königin gewidmet. Du mußt daher dies Gedicht gelesen haben, denn die Königin wird sicher bei Tafel darüber sprechen."

„Ach, laß mich in Ruhe, Sarah," erwiderte die Angeredete, „Du weißt, daß ich mich nicht für eine gelehrte Frau ausgebe."

„Woran Du sehr wohl thust," erwiderte Sarah mit einem halbspöttischen Lächeln, „denn Du nimmst freiwillig kein Buch in die Hand, so lang der Tag ist."

„Ich hasse das Lesen," entgegnete Anna, „laß uns lieber ein wenig Karten spielen. Bassette, oder was Du sonst willst — nur nicht lesen."

„Von Deiner Leidenschaft für die Karten wirst Du nicht curirt werden, was man auch deswegen thun mag," sprach Sarah. „Schon in unsrer Kindheit spieltest Du alle Tage — sogar am Sonntag Morgen, worüber Eure Gouver-

nante Lady Villiers oft sehr böse war und Euch die ernsthaftesten Vorstellungen machte."

„Ach ja, es war eine große Sünde!" seufzte Anna. „Am Sonntag Morgen spiele ich jetzt nicht mehr — auch Marie nicht, wie ich glaube."

„Wenigstens erfährt man nichts davon," versetzte Sarah. „Du spielst dagegen zu allen Zeiten sonst; ich glaube, wenn man Dir die Karten wegnähme, so würde dies ein Nagel zu Deinem Sarge sein."

„Das wäre möglich. Ich will lieber alle Bücher als eins meiner gewohnten Kartenspiele entbehren," entgegnete Anna, ohne aufzusehen.

„Auch pflegst Du Dir wohl hin und wieder gern einige Neuigkeiten erzählen zu lassen," fuhr Sarah aufgeräumt fort. „Du hast lange nicht eine solche Angst vor Klätschereien wie die Königin, welche nie etwas davon hören will."

„Sage mir, liebe Frau Freimann, was hast Du Neues gehört?" fragte Anna, indem sie plötzlich den Kopf aufrichtete, wobei ihre etwas ausdrucksloſen Züge ein vermehrtes Leben erhielten. Sie legte zugleich das Instrument, das sie bis dahin noch in den Armen gehalten, auf einen Sessel, der neben ihr stand und fuhr eifrig fort:

„Wird Lord Rochester sich im nächsten Drawing-Room in Whitehall einstellen? Ist es wahr, daß die Gräfin von Dorchester sich der Königin

präsentirt und ihr sehr keck geantwortet hat, als diese sie nicht sehr freundlich begrüßte?"

„Man hat mir erzählt," antwortete Sarah, Katharine Sedley habe der Königin gesagt, daß sie mehr erfreut über den Anblick Ihrer Majestät in Whitehall, als über denjenigen irgend einer früheren Königin dort sei. Sie kann die Wahrheit gesprochen haben, denn Marie Beatrice wenigstens ist ihr gewiß nicht die Liebste dort gewesen."

Anna lächelte. Die Vertraute fuhr fort:

„Die Königin hat einen außerordentlichen Geschmack für Gartenkunst, wie Du weißt."

„Ach ja," entgegnete Anna, „den hat sie mit aus Holland gebracht."

„Sie bringt ihn im Garten von Kensington zu einer seltsamen Anwendung," fuhr Sarah fort. „Die großen Tannen und Lebensbäume dort hat sie so künstlich beschneiden lassen, daß sie die Gestalten von Löwen, Einhörnern, Enten, Drachen, Hühnern, Tigern und Basilisken aufzeigen, nur daß diese Ungethüme vom Blätterwerk immer dunkelgrün bleiben müssen. Die königlichen Gärtner wenden alle ihre Geschicklichkeit dabei an und sehr oft sieht man die Königin neben ihnen, indem sie diese noch anfeuert und ihnen sogar Unterweisung giebt, wie sie ihre Zaunscheeren gebrauchen sollen. Vorgestern haben alle drei sich eifrigst bemüht, die Baumstatuen von Adam und Eva und den Baum

der Erkenntniß im Paradiese herauszuschneiden, doch soll ihnen die Schlange den meisten Verdruß verursacht haben."

„Diese grünen Figuren müssen sich sehr kurios ausnehmen," sprach Anna lächelnd.

„Auch in Hampton Court sollen diese Verstümmelungen schon vorgenommen worden sein," sprach Sarah weiter. „Man wird grüne Gespenster sehen, wohin man blickt in den königlichen Gärten. Ich sage Dir, liebe Frau Morley, wir müssen nächstens hinfahren und alle diese Wunder in Augenschein nehmen."

„Wir können morgen uns dahin begeben," versetzte Anna.

„Diese Launen der holländischen Gartenkunst werden dennoch durch ganz England Mode werden," fuhr Sarah fort. „Unsere Gärten und Parks werden bald im ganzen Reiche ähnliche Zierden aufweisen, da Ihre Majestät, die Lords und Gentlemen, sowie ihre Ladies fragen wird, ob sie sich solche schon in ihren Besitzungen angeschafft haben."

„Das ist sehr möglich," erwiderte Anna. „Was giebt es sonst am Hofe, liebe Frau Freimann?"

„Ich weiß nur noch, daß Du diese Verse lesen mußt, wie ich Dir schon gesagt habe, liebe Frau Morley. Sie sind das Neueste vom Tage."

„Verschone mich, Du weißt, daß das Lesen mir eine unangenehme Sache ist," sagte Anna verdrießlich.

„Doch gab es eine Zeit, wo Du nicht ungern Verse hörtest," sprach Sarah mit bedeutsamem Lächeln, „nur war der Unterschied, daß Du es warst, die in ihnen besungen wurde. Sie wurden am Hofe sehr bewundert."

„Ach ja," sagte Anna mit einem wehmüthigen Lächeln, „es war der chevalereske Graf von Mulgrave, der mich damals durch seine Poesie verherrlichte."

„Und der Dir Liebesbriefe schrieb, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, Dich zu heirathen," ergänzte Sarah.*)

Ihre Gesellschafterin seufzte und entgegnete: „Er war damals ein so schöner, glänzender Cavalier, wie ich keinen sonst gekannt habe."

„Das heißt, Du sahst ihn damals mit Deinen siebzehnjährigen Augen an," fügte Sarah hinzu. „Du vertrautest mir alle Deine Hoffnungen und Deine Befürchtungen, ich weiß noch Alles so gut, als wenn es gestern gewesen wäre."

„Ja," versetzte Anna gelassen, „Du gabst einen seiner feurigsten Liebesbriefe meinem Onkel, dem König Karl, welcher ihn zur Strafe seiner Verwegenheit nach Tanger verbannte."

---

*) Siehe Agnes Strickland: Königinnen von England.

„Und für die Lady Anna von York wurde ein anderer Gemahl gesucht," erwiderte Sarah. „Ich hielt es für viel richtiger, daß diese einen königlichen Prinzen als einen gewöhnlichen Grafen heirathete. Anfangs kostete Dir die Veränderung einige Thränen, doch hast Du sie bald getrocknet und mir oft genug nachher gestanden, daß Deine Stellung jetzt viel angenehmer sei, als wenn Du Gräfin von Mulgrave hießest."

„Ja, es ist besser so," sprach Anna wie in Gedanken verloren. „Ich erkannte, daß Du, wie so oft nachher, auch damals nur zu meinem Besten gehandelt hast."

„Auch habe ich Dir mein ganzes Verfahren entdeckt, sobald wie Du irgend diese Wahrheit hören mochtest," fuhr Sarah fort. „Ich liebe nicht die Geheimnißkrämerei; ich bin offen und sage meine Meinung frei heraus. Ich habe darum gesagt, daß ich Frau Freimann heißen will und muß, denn der Name ist für mich bezeichnend."

„Er paßt gut für Dich," versetzte Anna. „Wie wir die Kinderschuhe wegwarfen, fingst Du an, sehr feierlich mit mir umzugehen; Du knixtest sehr tief vor mir und nanntest mich Madame und Königliche Hoheit. Dies wurde mir jedoch bald unerträglich. Daß man die Etikette nicht willkürlich verletzen darf, weiß ich, doch sind diese Ceremonien gut für den Coursaal oder für Hofbälle und Diners, wenn hundert oder tausend Zu-

hörer dabei sind. Hier im Innern unsrer Gemächer sind wir Anna und Sarah, wie in unserer Kindheit. Du bist durch Deine Sorgfalt und Anhänglichkeit für mich mir von jeher mehr als eine Schwester gewesen; warum sollen wir denn nicht als solche mit einander umgehen? — Marie ist in Gegenwart Anderer für mich die Majestät von England; wenn ich aber allein mit ihr bin oder privatim an sie schreibe, so ist sie meine Schwester; so habe ich es auch mit Dir halten wollen und so soll es bleiben, auch wenn ich dereinst die Krone von England tragen sollte."

Anna hatte mit etwas weniger Phlegma als vorher gesprochen. Für ihre Vertraute hatte dieser Ausbruch des Gefühls nichts Ungewöhnliches. Sie sagte sorglos:

„Du hast keine Person auf der ganzen Welt, die Dein wahres Bestes mehr wahrnimmt als ich, zuweilen schon, ehe Du noch selbst etwas davon weißt. Du hast das von jeher erkannt und das ist mir immer sehr lieb gewesen. Jetzt will ich Dir erzählen, daß der König gesagt hat, daß Du nach und nach eben so dick wie Deine Mutter Anna Hyde werden würdest."

„Das ist nichts Neues," sprach Anna. Ich gleiche im Aeußern sehr meiner Mutter, wogegen Marie sehr meinem Vater und dessen Familie ähnelt. Als sie vor Jahren nach Holland ging, glich sie unserer Urgroßmutter Maria von Schot-

land so sehr, daß man sie für diese hätte halten können, wenn sie die Tracht des sechszehnten Jahrhunderts angelegt hätte."

„Auch die Handschrift Mariens der Zweiten ist ganz derjenigen Maria Stuarts der Ersten ähnlich," sagte Sarah. „Solcherlei Naturspiele wiederholen sich in allen Familien von Distinction."

Jetzt wurde der Prinz Georg gemeldet. Er nahte sich zuerst seiner Gemahlin, der Prinzessin Anna, deren Hand er an seine Lippen führte. Diese spendete ihm einige freundliche Blicke und Worte, worauf er sich zur Sara Churchill wandte, welche jetzt den Titel einer Gräfin von Marlborough führte, und welche sich bei seiner Verbeugung nur halb von ihrem Sitz erhob, dann cordial die dargebotene Hand schüttelte und fragte:

„Wie befinden Sie Sich, Herr Morley!"

„Ich danke Ihnen, Frau Freimann," erwiederte Prinz Georg von Dänemark. „Es geht mir gut."

„Sie begleiteten den König nach Portsmouth, um mit ihm die dort lagernde Flotte zu inspiciren," fuhr Sarah fort; der König hat Sie nicht mit in seinen Wagen auf der Hinfahrt haben wollen, wie ich höre."

„Nein," sagte der Prinz, „ich mußte in meinem eigenen Wagen bleiben, obwohl die Etikette vorschrieb, daß ich als der Nächste am Hofe nach dem König mit diesem fahren müsse."

„Wissen Sie, was der Grund gewesen ist?“ fragte Lady Marlborough.

„Nun?“ fragte der Prinz.

„Sie kennen die liebenswürdige Anmuth des Königs im näheren und fremderen Umgange; er hat von Ihnen geäußert: Der Prinz Georg sei ein so langweiliger und geistloser Gefährte, daß man bei seinem bloßen längeren Anblick schon vom Gähnen befallen würde.“

Der Prinz starrte die Gräfin mit seinen wasserblauen, weitaufgerissenen Augen mit geöffnetem Munde an und stammelte endlich die Worte:

„Est-il-possible?“

Um die Mundwinkel der Lady zuckte es wie kaum unterdrückter Spott und sie fuhr in ihrer wenig schmeichelhaften Berichterstattung fort:

„Die Königin hat ihm darauf mit Lachen geantwortet, daß es dennoch nicht übel sein würde. Seine Majestät litten bei Ihrem Asthma oft an Schlaflosigkeit; durch die Begleitung des Prinzen würden Sie ein Mittel erhalten, um den versäumten Schlaf nachholen zu können.“

Der Prinz starrte die Redende noch immer unverwandt an, indem in seinen zwar gutmüthigen, jedoch gewöhnlich nichtssagenden Zügen immer noch der Ausdruck der Verwunderung zu lesen war. Die Prinzessin lächelte schwach und sagte:

„Seine Majestät wird übler Laune gewesen
in; dies ist nicht zum Erstenmale, seit er in
ngland ist. Aber es kommt mir vor, meine gute
arah, als wenn Du nicht viel Liebe für meine
erwandte empfindest."

„Ganz richtig," erwiederte diese. „Deine
chwester und Dein Schwager, Dein Vater und
eine Stiefmutter, Deine beiden Onkel Clarendon
nd Rochester, und ihre sämmtlichen Söhne und
öchter dazu, alle sind mir verhaßt, denn sie alle
erden mir die Zuneigung meiner lieben Frau
orley beneiden und die nächste Gelegenheit ergrei-
n, um mich derselben zu berauben."

Der Prinz lachte, sagte aber nichts. Die Lady
hr fort:

„Admiral Herbert heißt jetzt Lord Torrington. Er
t seine Lordschaft wohl verdient, denn er brachte
n Prinzen von Oranien damals glücklich nach
orbay, was aller Ehren werth war und ist ihm
berhaupt sehr nützlich gewesen. Der König Wil-
lm ist noch immer blind für ihn eingenommen,
ch soll die Flotte in schlechtem Zustande sein.
orrington wurde schon unter dem König Jakob
ontre-Admiral, welcher die Angelegenheiten der
lotte besser verstand, als diejenigen des Staates.
ls er bei diesem in Ungnade fiel und Armuth
nd Widerwärtigkeit zu erdulden hatte, war er so
t ein Held, wie am Tage einer Seeschlacht. Er
t aber jetzt ganz untüchtig geworden, da er wie-

der zu Ehren und Ansehen gekommen ist. Er divertirt sich in London, während seine Flotte ruhig im Hafen liegt, schwärmt in den Hotels und Kaffeehäusern herum, trinkt Claret und ist immer von einer Schaar schöner Damen umgeben, wenn er endlich an Bord seines Flaggenschiffes geht. Dies soll ein kleines Versailles sein. Seine Capitaine müssen sich in seiner Cajüte einfinden, wenn er zu Bette geht und wenn er aufsteht. Einer von ihnen setzt ihm die Perücke auf, der Andere zieht ihm seinen gestickten Rock an, als wenn sie Höflinge Ludwigs des Vierzehnten wären. Seine Günstlinge erhalten Urlaub und amüsiren sich gleich ihm in London mit Trinken und Courmachen. Disciplin kann unter einem solchen Chef nicht sein. Die Lieferanten haben sich bald gemerkt, mit welchem leichtsinnigen Admiral sie zu thun haben, und liefern Bier und Fleisch von so schlechter Beschaffenheit, daß es nicht für Thiere, geschweige denn für Menschen, genießbar ist."

Die Lady hielt auf einige Minuten in ihrer eifrigen Rede ein und sah den Prinzen an, als frage sie ihn um seine Meinung über diese Sache. Dieser antwortete jedoch nur mit sehr gleichgültiger Miene:

„Was wir am Bord bekamen, war sehr gut. Die Austern und den Champagner habe ich auch in Whitehall nie besser gefunden, und auch der

eingekochte Lachs war da, der auf meiner Tafel nie fehlen darf.

„Das glaube ich," versetzte Sarah, „denn Sie und der König aßen und tranken mit dem Lordoberbefehlshaber selbst. Der Kanal scheint aber den Franzosen ganz überlassen zu sein; Angesichts der englischen Küste haben sie allein sieben Schiffe von der aus Westindien heimkehrenden Zuckerflotte weggenommen. Manche andere Kapereien sind außerdem vorgekommen, so daß die englischen Kaufleute einen Schaden von sechshundert Tausend Pfund Sterling erlitten haben. Unsere Flotte liegt dabei so stolz und mächtig am Ufer, wie jemals früher, doch sollte man glauben, daß sie gar nicht da wäre. Wenn sie gezwungen wird, mit der französischen sich zu messen, so fürchte ich, daß wir nichts Gutes erleben werden; Schomberg richtet auch zu Lande nichts aus — die Affairen stehen nicht zum Besten, wie mir scheint."

Es war bemerklich, daß das fürstliche Ehepaar wenig Interesse bei dieser Betrachtung der staatlichen Zustände des Königreichs äußerte, trotz dessen, daß sie selbst dadurch so nahe berührt werden mußten, wie irgend Jemand in England. Sarah Marlborough äußerte sie mit jener rückhaltlosen Ungebundenheit, mit welcher sie Alles hervorsprudelte, was ihr auf die Lippen trat. Der Prinz drehte dabei an den langen Locken seiner blonden Perücke, während die Prinzessin sich mit

halbgeschlossenen Augen in ihrem Armstuhl zurücklehnte, wobei ihre Gesichtszüge so unverändert blieben, daß man nicht wissen konnte, ob sie die Auseinandersetzung ihrer Vertrauten gehört hatte oder nicht. Prinz Georg beugte sich jetzt zu seiner Gemahlin hin und sagte, auf die neben ihr liegende Guitarre deutend:

„Vor einigen Tagen klagtest Du, daß Dein Instrument verstimmt sei, liebe Anna. Ist es jetzt in einem besseren Zustande?"

„Es ist gestern gestimmt worden," versetzte die Prinzessin. „Doch kann ich es nicht lange aushalten zu singen, da meine Stimme noch immer nicht ihre alte Reinheit und Stärke wieder erlangt hat."

„Diese Heiserkeit stammt sich wohl noch immer von Deiner Flucht im November 1688 her? fragte der Prinz.

„Ich glaube," antwortete die Prinzessin. „Es waren angstvolle Tage damals; ich hatte an Wilhelm geschrieben, daß ich von meinen Freunden, den Churchills, umgeben sei und daß ich ganz nach ihrem Dafürhalten handeln würde. Ich wollte im Pallast bleiben oder in der City von London Zuflucht suchen, wie sie es am Besten finden würden."

„Das heißt ich," schaltete Sarah ein, „denn Lord Churchill war nicht mehr in London, so wenig wie Herr Morley hier."

Sie deutete dabei auf den Prinzen. Die Prinzessin fuhr mit plötzlich erwachter Beredtsamkeit fort:

„Churchill und Grafton und Kirke waren zum Prinzen von Oranien übergegangen, die Armee des Königs im vollen Rückzuge. Man verdoppelte die Wachen um meine Wohnung und die Königin brach in Thränen und Verwünschungen über Churchill aus. Der König mußte in wenigen Stunden in Whitehall eintreffen; er würde Sarah festsetzen lassen und leicht konnte in ihren oder meinen Papieren etwas sie Compromittirendes gefunden werden. Unser Einverständniß mit dem Prinzen konnte entdeckt werden, und die Rache meines Vaters verschonte in solchen Fällen nicht Alter noch Geschlecht."

„Sie würde Dich frei gelassen, jedoch mich doppelt getroffen haben," sprach Sarah etwas gedämpfter als vorhin. „Er hatte um viel geringerer Verbrechen willen Frauen jedes Standes zum Schaffot und Scheiterhaufen verdammt."

Anna schauderte und sagte: „Meine Zuneigung zu Dir machte mich stark und entschlossen. Ich wollte lieber jedes Band kindlicher Zärtlichkeit zerreißen und jeder Gefahr trotzen, als Dich in's Unglück stürzen. Wir gelangten in der Nacht über die Hintertreppe auf die Straße, wo eine Miethkutsche uns erwartete. Ich war im Morgenrock und in Pantoffeln, doch war der Schmutz so

tief, daß keins der beiden uns folgenden Kammermädchen den einen Pantoffel wiederfinden konnte, den ich darin stecken lassen mußte. Es war zum Erstenmal in meinem Leben, daß ich so zu sagen barfuß durch den Koth gewatet bin.

Sie endigte lachend. Ihre Vertraute stimmte in ihre wiedergewonnene Heiterkeit ein, und fügte darauf hinzu:

„Der Bischof Compton, der uns in einiger Entfernung mit einigen Freunden erwartete, brachte uns bald darauf in Wilhelms Lager, wo alle Noth für uns vorüber war.“

31.

Der eintretende Page meldete jetzt Lord Marlborough und in der nächsten Minute trat jener schöne, glänzende Militair und Hofmann herein, den wir bisher unter dem Namen Churchill gekannt haben. Er grüßte die Anwesenden mit der ihm eigenthümlichen, leichten Anmuth und mit

freundlichem Lächeln, indem seine Augen von Geist und Lebhaftigkeit leuchteten. Seine Gattin, die Lady Marlborough, rief:

„Da kommt Herr Freimann! Er ist gestern erst wieder in London angekommen, wie ich Dir sagte, Anna. Er kann nicht mehr thun, als sich Dir sogleich zu Füßen werfen."

Dieser hatte sich in seiner liebenswürdigen, und doch bestimmten Manier, welche den in so manchem heißen Gefecht erprobten Befehlshaber andeutete, der Prinzessin genaht, welche ihm sehr freundlich ihre Hand reichte und dabei sagte:

„Wie befinden Sie Sich, Herr Freimann? Ich bin erfreut, Sie zu sehen."

„Und ich noch mehr, mich in der Gesellschaft meiner lieben Frau Morley zu wissen," sagte der Lord, „besonders da ich hoffen darf, daß Ihre Güte für mich unverändert geblieben ist."

„Gewiß, lieber Freimann," antwortete Anna mit gleicher Artigkeit, „hierin bleibe ich immer die Alte. Setzen Sie Sich hier neben mich und erzählen Sie mir etwas Neues — etwas recht Amusantes!"

„Vorerst bitte ich um Ihre Erlaubniß, mich zu erkundigen, wie Herrn Morley die Ausfahrt an die See bekommen ist?" fragte Marlborough, indem er sich speziell zu dem Prinzen wandte.

Der Prinz reichte ihm seine Hand zum cordialen Drucke und antwortete freundlich:

„Ziemlich gut, lieber Freimann. Wie war der Claret, den Sie auf dem Festlande tranken?"

„Kaum so gut wie der hier in England," erwiederte der Graf. „Besonders derjenige auf der Tafel des Herrn Morley ist ihm weit vorzuziehen."

Mit diesen Worten ließ er sich auf dem Sessel neben der Prinzessin nieder, während Prinz Georg, dessen Hauptfreude Essen und Trinken war, ein vergnügtes Gesicht machte und sagte:

„Auch das Roastbeaf habe ich nirgends so gut gefunden wie hier; das Fleisch auf dem Continent erreicht niemals die Zartheit und Saftigkeit Dessen, was hier im Lande geschlachtet wird. Und der eingekochte Lachs ist hier delicater als irgendwo sonst."

„Und die Gemüse dazu," sprach die Prinzessin. „So weiche und so große Spargel, so zarte grüne Erbsen findet man nirgends wieder."

„Das wollen die Holländer nicht wissen," bemerkte der Lord lächelnd, „denn sie behaupten, daß nirgends die Gartenkunst so vorgeschritten ist, wie bei ihnen. Besonders in der Blumenzucht suchen sie ihres Gleichen. An die Aufziehung der Tulpen wenden sie alle mögliche Mühe. Ein reicher Mynheer hatte ein Prachtexemplar aufgezogen, was alle Nebenbuhler verdunkelte; als dennoch durch die Ungunst der Umstände die Zwiebel verdarb und verdorrte, welkte er mit ihr dahin

und wurde zu Grabe getragen, als auch sie jedes Lebenskeims beraubt fortgeschafft werden mußte."

„Die Holländer bilden sich Manches ein, was Andere ihnen nicht zugestehen," nahm Sarah Marlborough das Wort. „Die Britten sind und bleiben in allen Dingen die erste Nation der Welt."

„Das haben sie nur dem Umstande zu danken," erwiederte ihr Gatte, „daß sich das Blut der Dänen mit dem ihrigen verschmolzen hat, da sich deren Vorzüge nun mit denjenigen der andern Völkerschaften vereinigen, die außer ihnen auf dem Boden von Altengland heimisch wurden."

Er blickte hierbei auf den Prinzen, dessen Gesichtszüge jedoch so ausdruckslos wie vorher blieben, so daß es zweifelhaft war, ob er die Artigkeit begriffen habe, welche der Lord ihm als einem gebornen Dänen sagen wollte. Marlborough fuhr gegen die Prinzessin gewendet fort:

„Man erzählte mir im Haag, daß man in Versailles den Herzog von Berwick, den englischen Dunois nenne."

„Das wird vermuthlich in Hoffnung auf die Heldenthaten seyn, die man noch von ihm erwartet," warf seine verbindliche Ehehälfte ein, „denn bis jetzt hat Dein Neffe noch nicht sehr viele Proben tollkühner Tapferkeit gegeben."

„Er wird jetzt in Irland Gelegenheit haben, sie zu zeigen," sprach der Lord, „doch haben we-

der er noch Tyrconnel gewagt, Schomberg anzugreifen."

„Und Schomberg hat auch nichts gegen sie unternommen," setzte Sarah hinzu. „Wenn König Jakob nächstens Irland ganz unterwirft und dann mit seinen Getreuen über den St. Georgscanal an die englische Küste setzt, wenn die aufständischen Hochländer von ihren Bergen herunter nach Schottland kommen und sich mit den Unzufriedenen dort vereinigen; wenn eine französische Flotte im Süden landet, ihre Mannschaft ausschifft und diese auf London marschirt, wie die Holländer es vor Kurzem thaten — so werden die Jakobiten sich an allen Orten erheben und wir können es über lang oder kurz erleben, daß König Jakob wieder in Whitehall anlangt."

„Gott helfe uns! das wäre furchtbar!" sprach die Prinzessin mit einer, wenn auch schwachen, so doch sichtlichen Geberde des Schreckens.

„Wenn das Alles so geschieht, so wäre die Sache nicht unmöglich," versetzte Marlborough nach einigem Zögern und mit einem halben Lächeln.

„Man kann es nicht wissen," fuhr seine Gattin fort. „Auf jeden Fall wäre es gut, liebe Anna, wenn Du bei Zeiten bei Deinem Vater einlenktest. Du könntest heimlich an ihn schreiben, ihm Deine Reue über Dein früheres Betragen und Deinen Wunsch zu erkennen geben, ihm nach

Deinen besten Kräften zu nützen, wo er es befiehlt."

„Ich werde schreiben, was und wann Du willst," sprach die Prinzessin mit ihrer gewöhnlichen Nachgiebigkeit gegen ihre Favorite.

„Aber, liebe Frau Morley," fuhr diese schmeichelnd fort, „Du darfst dabei Deine besten Freunde nicht vergessen. Du mußt auch den Herrn und die Frau Freimann mit durchbringen, d. h. Verzeihung für sie so gut wie für Dich selbst erwirken."

„Das versteht sich," erwiderte die Angeredete. „Wenn Ihr Beide nicht die nämliche Begünstigung wie ich selbst erhaltet, so nehme ich die Gnade meines Vaters auch hier für meine Person nicht an."

„Ich kenne Dich, Du wirst uns nicht verlassen," bemerkte die Gräfin ihr zunickend. „Es würde gut sein, wenn Du gleichfalls an Deinen frühern Herrn schreiben und Dich seiner Gnade für die Zukunft empfehlen wolltest, Herr Freimann."

„Der mich einen Erzverräther nannte?" fragte der Lord. „Es würde mir wenig helfen, denn Niemand vergißt empfangene Beleidigungen schwerer als König Jakob."

„Du mußt ihm die Aussicht auf bedeutende Dienste eröffnen, welche Du ihm zur Wiedergewinnung seiner Krone leisten willst," sprach Sa-

rah, „dann wird er wohl seinen bittern Grimm gegen Dich fahren lassen."

„Wir wollen sehen, wie sich die Umstände nah und fern gestalten werden und unser Betragen darnach einrichten," sagte ihr Gatte. „An der nöthigen Energie soll es mir weder im Cabinet noch auf dem Felde der Ehre jemals fehlen, wenn ich einsehe, daß Handeln nützlicher ist als abwarten."

„Es wird sich Alles finden," bemerkte Prinz Georg, vermuthlich um zu erinnern, daß er auch da sei, welches man fast vergessen hatte. Die Gräfin von Marlborough fuhr fort:

„Der Cockpit liegt so zu sagen unter den Augen der Königin, denn der Flügel, den sie in Whitehall bewohnt, ist ganz nahe. Auch Deine Sommerwohnung in Hampton-Court ist nicht angenehm für Dich. Es wird über Alles Controle geführt, was Du und Deine Freunde thun können, denn die nächste Nachbarschaft des königlichen Hofes haben wir auch dort zu genießen. Der König meinte neulich sogar, es sei gar nicht nothwendig, daß Du selbst große Tafel hieltest, sondern Du und Herr Morley könnten an der königlichen Tafel diniren. Das fehlte auch noch, daß die Thronerbin von England nicht ihre Haupttafel halten sollte."

„Ja gewiß, es würde eine schlechte Einrichtung sein," bestätigte die Prinzessin.

„Du lässest Dich nicht darauf ein," setzte ihre Freundin hinzu. „Dein Vater gab Dir früher dreißigtausend Pfund Sterling bestimmte Apanage, denn er wußte, daß Prinz Georg aus Dänemark nur fünftausend Thaler jährlich erhielte. König Jakob hat Dich selbst hier in England etablirt und dennoch war er später sehr mürrisch, wenn er Deine Schulden bezahlen sollte, denn Du konntest natürlich mit dieser kleinen Einnahme nicht auskommen. Wozu war er König, wenn er dies nicht thun wollte?"

„Dies ist richtig, doch hat er es gethan," antwortete die Prinzessin.

„Du mußt also jetzt mehr haben," fuhr die Lady fort, „denn als nächste Thronerbin mußt Du einen dieser Stellung angemessenen Aufwand machen."

Anna gab diesmal ihre Beistimmung nur durch ein schweigendes Kopfneigen zu erkennen, denn sie wußte aus Erfahrung, daß ihre Freundin eine weit größere Dreistigkeit und Fertigkeit im Fordern und im Verbrauchen von Geld besaß, als sie selbst. Lord Marlborough sprach nun:

„Eine Apanage von fünfzigtausend Pfund würde nicht zu viel für die Prinzessin von Dänemark sein."

„Das wird lange nicht ausreichen," versetzte seine Gemahlin; „es müssen siebzigtausend bewilligt werden."

„Siebzigtausend?“ fragte Anna, indem sie heute zum Erstenmale eine Andeutung eigner Urtheilsfähigkeit durchblicken ließ. „Dies ist eine große Summe.“

„Eine sehr große Summe,“ bestätigte der Prinz.

„Der König wird sie nie bewilligen,“ sagte Lord Marlborough ernst.

„Der nie,“ entgegnete seine Gattin, „denn der braucht alles mögliche Geld zu seinen Kriegen. An Den wenden wir uns nicht, sondern an das Parlament.“

„An das Parlament — ja, das geht,“ sagte Anna beruhigt.

„Das heißt, wenn es sich willig zeigt,“ bemerkte Marlborough.

„Das habe ich meine Sorge sein lassen,“ nahm die Lady wieder das Wort. „Ich habe während Deiner Abwesenheit Alles aufs Beste eingeleitet. Anna ist sehr beliebt in England, weil sie eine eifrige Anhängerin der Hochkirche ist und eben so wenig von Puritanern wie von Katholiken wissen will.“

„Ja,“ sprach diese mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, „ich bin in der Hochkirche von England erzogen, will nie eine andere als diese begünstigen, und in ihr leben und sterben.“

„Ich habe mir keine Mühe verdrießen lassen,“ sagte Sarah, „und die Herren vom Parlament

immer wieder erinnert, daß sie eine mächtige Partei der Prinzessin Anna bilden und daß man ihr ein Einkommen aussetzen müsse, welches von dem Willen des Königs unabhängig wäre. Ich habe viele der Herren selbst überredet, Andere durch unsere Freunde bearbeiten lassen — und das Resultat ist, daß Alle sehr geneigt sind, unsern Wünschen nachzukommen."

Sie sah im Bewußtsein des erlangten Erfolgs triumphirend um sich, während ihre fürstliche Freundin ihre Beistimmung abermals nur durch ein schweigendes, leises Nicken des Hauptes zu erkennen gab, ohne dabei ihre halb herabgefallenen Augenlieder zu erheben. Der Prinz dagegen richtete seine wohlgenährte Gestalt mit ungewöhnlicher Raschheit auf, starrte die Gräfin mit noch weiter als zuvor aufgerissenen Augen an und rief dann:

„Est-il-possible?"

„Oui, il est possible!" erwiderte die Gräfin lachend. „Siebzigtausend Pfund sage ich Ihnen, hochgeschätzter Herr Morley!"

„Eine anständige Summe für eine Familie, die durch ihre Geburt so hoch gestellt ist, wie diejenige eines Prinzen von Dänemark und einer Prinzessin von England!" sprach der Prinz, indem er sich mit komischer Wichtigkeit in die Brust warf und seinem dicken Gesicht einen höchst feierlichen Ausdruck zu geben suchte.

„Hast Du die Summe schon den Herren vom Unterhause genannt, welche Du für Frau Morley zu haben wünschest, liebe Frau Freimann?“ fragte Lord Marlborough, dessen scharfsinnige Umsicht so wenig bei einer Rechnungsübersicht wie auf einem Schlachtfelde die Haupt- und Nebenpunkte vergaß.

„Das nicht, aber das wird sich Alles schon finden; die Hauptsache ist gethan,“ antwortete seine entschlossene Gattin.

„Wir wollen es hoffen,“ fügte er hinzu.

„Und die Sache heute noch wieder in Anregung bringen,“ sprach diese aufstehend weiter. Dann ging sie zu der Prinzessin, reichte dieser die Hand und fuhr fort:

„Jetzt will ich Dir Lebewohl sagen, liebe Frau Morley, denn Du mußt Deine Toilette zur Mittagstafel beginnen. Ich komme zu dieser wieder.“

„Laß mich nicht zu lange warten, liebe Frau Freimann,“ versetzte diese ihre Hand drückend.

Der Abschied des Grafen war eben so wenig ceremoniös, und obgleich Prinz Georg dem Ehepaare noch so eben den hohen Rang in das Gedächtniß gerufen hatte, den er und seine Gemahlin in der menschlichen Gesellschaft bekleideten, so war doch dessen Beurlaubung von Herrn Morley noch kürzer als die von dessen Gattin, wenn gleich Lord Marlborough sein verbindliches Wesen dabei so wenig, wie fast immer sonst ablegte,

wenn er mit fürstlichen und nicht fürstlichen Personen zu verkehren hatte. Beide machten einen kurzen Spaziergang durch den Park von St. James, indem sie rasch an dem darin befindlichen Teiche vorüber gingen. Die wohlgenährten Enten auf ihm wurden jetzt „Enten der Königin Marie" genannt, welche die Vorliebe ihres Onkels Karls des Zweiten für diese zweibeinigen Geschöpfe geerbt hatte und sie gleich diesem häufig in ihrem Bassin fütterte. Sie hatten ihre Wohnung in der Nähe der Prinzessin im Cockpit und der Lord führte seine Gemahlin in ihre Zimmer. Sie eilte in ihre Garderobe, ließ sich von ihrem Kammermädchen ihren Hut, ihren Fächer und ihr Tuch abnehmen, und kehrte dann zu ihrem Gemahl zurück, gegen welchen sie sogleich in ihrer im Park begonnenen Rede fortfuhr:

„Ich sage Dir, John, der holländische Bär wird immer gröber und sauertöpfischer. Dein Aide-de-Camp Dillon hat sich in den letzten Wochen immer enger mit dem schönen Arnold von Keppel alliirt, welcher der Lieblingspage König Wilhelms ist, wie Du weißt. Von diesem erfährt Dillon Alles, was er will, und trägt mir dann Alles zu, was irgend in der Nähe des Königs vorfällt."

„Ich kenne das an dir," sprach der Lord lächelnd, „Du hast immer Deine eigenen Mittel

und Wege, durch welche Du Dir Nachrichten über Alles verschaffst, was Du zu wissen wünschst."

„Was für Dich und für mich gleich nützlich ist," fiel sie ein. „Als ich ihn vor acht Tagen ausfragte sagte er mir, daß er niemals Jemanden mit einer solchen nachlässigen Verachtung behandelt gesehen habe, als dies Lord Marlborough vom Könige geschähe. Ich erwiederte ihm, daß Lord Marlborough nichts Besseres verdiene, da er zur rechten Zeit habe bedenken sollen, wie viel besser er es unter König Jakob habe als es ihm unter dem König Wilhelm werden würde."

Der Lord gab kein merkliches Zeichen des Mißvergnügens, sondern versetzte ziemlich ruhig:

„Es würde abgeschmackt sein, auf die Klätschereien dieser Knaben zu achten; ich beschäftige meine Gedanken mit wichtigeren Dingen."

„Ich denke doch, daß von Anfang an," entgegnete sie, „wenn Wilhelm öffentlich im Pallast von St. James dinirte, nur außer einigen holländischen Offizieren der Marschall Schomberg, ihr Obergeneral, mit ihm essen durfte, welcher sogar immer zu seiner Rechten sitzen mußte. Wenn Du mit andern englischen Herren hereinkamst, um dem königlichen Diner beizuwohnen, wie es seit Lange Sitte hier am Hofe ist, so mußtet Ihr Alle hinter dem Stuhl des Königs stehen, ohne daß er Euch einlud, Platz zu nehmen und mit zu essen. Nicht die ganz gewöhnliche Höflichkeit erzeigte er Euch,

auch nur ein einziges Wort an Euch zu richten, und Ihr ſtandet da, um die Holländer eſſen zu ſehen, als wenn ſie Eure Beſieger und Ihr die Unterworfenen geweſen wäret, was ſie ſich ſicherlich noch immer einbilden. Dann hat der König ſpäter geſagt, daß Lord Marlborough von allen Engländern der geſchickteſte Kriegsheld ſei, doch daß er ihn nichtsdeſtoweniger einen ſchlechten Menſchen nennen müſſe; er habe zwar ſelbſt von deſſen Verrätherei den Nutzen gezogen, verabſcheue aber nichtsdeſtoweniger den Verräther."

Der Lord warf nun die Lippe ein wenig auf und ſagte:

„Dies werden Eingebungen von Lord Portland ſein, denn der war ſchon als Mynheer van Bentinck nicht mein Freund."

„So wenig wie ſeine Schwiegerin Eliſabeth Villiers meine Freundin," bemerkte ſeine Gemahlin ſchnell. „Dieſe Clique arbeitet immer gegen uns an, weil wir die Favoriten Annas ſind und ihnen daher früher oder ſpäter in den Weg treten könnten."

„Daß ich in großer Gunſt bei dem König Jakob ſtand iſt nur zu wahr," erwiederte er mit einem ſo nachdenklichen Geſicht, als verſenke er ſich ganz in Betrachtungen der Vergangenheit. „Dieſer würde indeſſen auf ſeinem Wege des blinden Eifers weiter und weiter gegangen ſein; dies wußte ich am Beſten, denn Keiner kannte ihn ge-

nauer als ich. Er würde bald Keinen mehr in seiner Nähe geduldet haben, der nicht römischer Katholik ist. Mein Gewissen ist nicht übermäßig sensibel, so daß ich sonst nichts unterlassen habe, was dem König irgend angenehm sein konnte und was mein eigner Vortheil erheischte — allein zum Katholicismus trete ich nicht über, wie es Lord Sunderland that. Ich habe von jeher zur Hochkirche gehört und bin und bleibe anglicanischer Protestant. Nicht der Wille aller Könige der Erde soll mich davon abbringen — und daher trat ich zu der Gegenparthei über, weil ich als Protestant doch zuletzt bei Jakob dem Zweiten in Ungnade gefallen wäre."

„Ja, ja," sprach seine Gattin etwas langsamer als vorhin, „Du bist eben so fest in Deiner Religion, wie die Prinzessin. Sie geht bei Euch allen andern Dingen in der Welt voran. Ich meines Theils nehme mir die Sache nicht so nahe, denn ich mag lieber in allen Dingen meinen eignen Ansichten als denen Anderer folgen, doch will ich auch bleiben was ich von jeher gewesen bin, und wäre also auch zuletzt in Opposition gegen Jakob Stuart gerathen. Durch die Gelangung der Oranier zum Thron wurde der sogenannte Prinz von Wales so gut wie sein Vater beseitigt. Ich habe nie an seine Aechtheit geglaubt; auch Anna nahm damals ganz meine Meinung an und

daher war es weit beſſer für uns, daß ſie anſtatt ſeiner die Krone erben würde."

Sie hielt einen Augenblick inne. Ihr Gatte verſetzte mit großem Nachdruck:

„Wenn ſie dereinſt Königin werden ſollte, was wahrſcheinlich iſt, da Wilhelm und Marie kinderlos ſind, ſo werden wir unter ihrem Namen England regieren. Ich werde dann mit meiner Staatskunſt und mit meinem Schwert Europa Geſetze vorſchreiben, wie jetzt Wilhelm der Dritte es gar zu gern thäte."

„Und ſehr viel Geld werden wir dann zu uns nehmen können," ſetzte Sarah Marlborough mit funkelnden Augen hinzu. „Ehrenſtellen und Macht und Einfluß werden dann unſer ſein, ſo viel wie wir wollen — Alles bringt uns wieder Geld, was wir dann für uns verwenden können. Wir werden Alles durchſetzen was uns räthlich ſcheint — das heißt ich; denn Du weißt, daß Du ohne mich für Anna immer nur ſo viel biſt, wie zehn Andere, während ich ihre einzige und unentbehrlichſte Herzensfreundin bin."

„Hierin haſt Du Recht," erwiederte er gelaſſen. „Wenn ich mehr oder minder wichtige Angelegenheiten durchzuſetzen beabſichtige, ſo wirſt Du immer Anna dazu geneigt machen müſſen, denn Dir allein folgt ſie, während ſie allen Andern zwar nicht beſtimmt ihren Willen erklärt, je-

doch schweigend thut, was ihr genehm ist und nicht das, was Andere von ihr verlangen."

Sarah erwiederte nichts, da sie in dieser Sache zu sehr mit ihrem Gemahl übereinstimmte, als daß diese noch einer weiteren Erörterung bedurft hätte. Dann hob sie wieder an:

„Ich habe bis jetzt als erste Kammerdame der Prinzessin ein Gehalt von vier hundert Pfund bezogen, welches nur eine wahre Bagatelle genannt werden kann."

„Das würde es für uns sein," erwiederte er, „wenn wir nicht auf manchen indirecten Wegen sehr viel mehr durch sie erlangt hätten."

„Dennoch sage ich Dir, John, daß ich mein Gehalt vergrößert haben will. Wenn die Einkünfte der Prinzessin durch das Parlament festgesetzt worden sind, so will ich zwei tausend Pfund jährlich für mich haben."

„Das wäre sehr gut, Sarah. Ich will wünschen, daß sie Dir zu Theil werden mögen."

„Und dann," fuhr sie fort, „können wir von den siebzig tausend Pfund der Apanage mehr als das Doppelte von dem ziehen, was wir früher unter allerlei Benennungen von den dreißig tausend uns zueigneten."

„Gut das Alles," entgegnete er, „doch empfehle ich Dir, immer das Decorum zu beobachten. Ich mag nicht gern, daß ohne Feinheit und

Anſtand gehandelt wird; dies ſind Gegenſtände, welche kein Geld koſten.“

„Ich will ſehen, doch mache ich gewöhnlich nicht ſo viel Umſtände wie Du, John, mit den Menſchen und Dingen. Nun von Etwas Anderem. Ich will eine neue Kutſche, und Pferde dabei haben; Lord Halifax will ein prächtiges Viergeſpann verkaufen, ſchöne Thiere, die vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz und ganz tadellos ſind. Eine ganz moderne Kutſche will meine Schweſter Lady Tyrconnel in Paris für mich kaufen. Das Ganze wird mit zwei tauſend Pfund zu beſtreiten ſein und ich dann in Hydepark mit einer prächtigeren Equipage als die Prinzeſſin und die Königin fahren. Dann wird Lady Villiers ſich ärgern. Alſo bezahle die zwei tauſend Pfund.“

Die Gräfin hatte mit einer Entſchiedenheit und Raſchheit geredet, welche keinen Widerſpruch zu geſtatten ſchienen. Ihr Gemahl jedoch hatte ſein vorher ſo freundliches Antlitz in finſtre Falten verzogen und erwiederte nun:

„Dies würde Verſchwendung ſein, Sarah. Deine eigne Equipage iſt ſehr anſtändig und es ſtehen Dir ja immer diejenigen der Prinzeſſin zur Verfügung, ſobald Du ſie benutzen willſt. Dieſe zwei tauſend Pfund können wir beſſer als für ſolche Ueberflüſſigkeiten verwenden.“

„Und ich ſage Dir, daß ich dieſe Pferde und dieſe Kutſche haben will,“ rief ſie ſehr gereizt.

„Ich will alle übrigen Londoner Ladys verdunkeln und habe schon Auftrag zur Anschaffung gegeben.“

„Ich wiederhole Dir, daß ich keine so große Geldsumme übrig habe, um Deine müssigen Einfälle damit zu befriedigen,“ sprach John Marlborough mit immer mehr verdüstertem Antlitz.

„Du hast kein Geld für das unschuldige Vergnügen Deiner Gattin, die so viel für Dich thut und noch mehr für Dich thun will, John Churchill?“ fragte diese im höchsten Zorn. „Du denkst, Du bist ein großer General; ich aber will Dir erzählen, daß Du ein wahrer Harpax bist. Du hast sehr bedeutende Summen in dieser Zeit gezogen, weil Du im Felde offene Tafel halten mußtest, wie Du angabst, und in Wahrheit hast Du niemals einen Offizier zu dieser Tafel geladen. Deine militairischen Musterrollen sind betrügerisch abgefaßt, denn Du streichst noch immer die Löhnung für Soldaten ein, die unter Deinen eignen Augen bei Sedgemoor getödtet wurden; sechs und fünfzig davon kann ich Dir in der Schnelligkeit nennen, wenn Du es wünschst. Du bist also reich genug, um diese Geldsumme zu bezahlen; ich habe nun einmal meinen Sinn auf diese neue Equipage gesetzt und ich lasse nicht ab von Dir, bis Du alle Rechnungen dafür berichtigt hast.“

Der Lord war während dieses heftigen, für ihn jedoch keineswegs ungewohnten Ausbruchs der

Empfindungen seiner lebhaften Ehehälfte wie ein Kreuzträger auf und ab gegangen, der die unausweichlich ihm bestimmte Gardinenpredigt ohne ein Zeichen der Auflehnung über sich ergehen läßt. Endlich stockte die überfließende, eilfertige Beredtsamkeit Sarahs auf einige Secunden; der Gedanke, wie wichtig ihm ihre Dienste und ihre dazu erforderliche gute Laune in näherer und fernerer Zukunft sein würden, hatte bei ihm die Oberhand erlangt, und er sprach daher jetzt etwas weniger mürrisch, wenn auch immer noch mit einigem Zögern:

„So versuche wenigstens, noch etwas von diesen großen Summen abzudingen; die Preise sind zu hoch, die man Dir abfordert."

„Willst Du mir fünfzehnhundert Pfund dazu geben?" fragte Sarah, indem sie die Thränen des Unmuthes trocknete, welche über ihre Wangen liefen.

„Wenn Du durchaus darauf bestehst, so muß es sein," sagte ihr Gatte mit einem Seufzer der Ungeduld und des Verdrusses, worauf der Friede zwischen den aufgeregten Eheleuten einstweilen hergestellt war.

32.

Wir haben bereits erzählt, daß John Churchill die Gunst, in welcher er bei Jakob dem Zweiten stand, der Bevorzugung verdankte, welche seiner Schwester Arabella von diesem bald nach der Restauration der Stuarts zu Theil wurde. Das einzige Gefühl, welches die Familie Churchill, — welche so arm an Glücksgütern, wie reich an Royalismus war — über die nun gewonnene Stellung ihrer Schwester äußerte, war das der Verwunderung, daß der erste der englischen Prinzen gerade der häßlichsten unter allen Ehrendamen seiner ersten Gemahlin einen so entschiedenen Vorzug gebe. Ihr ältester Bruder John wurde alsbald vom Fähndrich zu höheren Stufen befördert, doch war seine Erziehung so sehr vernachlässigt, daß er nicht einmal die gebräuchlichsten Wörter seiner Muttersprache richtig schreiben konnte; sein schneller und durchdringender Verstand mußte ihm den Mangel der Schulkenntnisse ersetzen. Er schien zum Befehlshaber geboren zu sein und verlor seine Selbstbeherrschung auch nicht unter den bedenklichsten Umständen. Sein kalter Muth war unerschütterlich und seine militairische Geschicklichkeit zeichnete ihn unter Tausenden tapferer Soldaten aus. Mit zwei und zwanzig Jahren wurde er auf den Continent geschickt, um in dem dama-

ligen Kriege Frankreich gegen Holland zu unterstützen und unter Turennes Fahnen zu dienen, der auf der Höhe seines Ruhmes stand. Dieser dankte ihm öffentlich vor der ganzen Armee für seine auf dem Schlachtfelde bewiesene Bravour und gab ihm manche Zeichen der Achtung und des Vertrauens.

Leider war den glänzenden Eigenschaften John Churchills ein Laster beigesellt, welches weder bei schönen Jünglingen, noch bei tapfern Kriegern vorherrschend ist: der Geiz. Als die Herzogin von Cleveland ihn eine kurze Zeit lang mit ihrer Zuneigung beehrte, schenkte sie ihm bei einer Gelegenheit fünftausend Pfund Sterling. Diese Summe legte der kluge, junge Held sogleich so sehr vortheilhaft in Ländereien an, daß ihm eine jährliche Rente von fünfhundert Pfund daraus erwuchs. Schon als Knabe sammelte er in seinen Schubladen große Haufen von Geldstücken, welche er noch nach fünfzig Jahren conservirt hatte, nachdem er längst englischer Herzog und deutscher Reichsfürst, dabei der reichste Privatmann in Europa, das Haupt einer gewaltigen Coalition und der Schiedsrichter zwischen mächtigen Fürsten geworden war.

Nach der Beendigung jenes Krieges wurde John Churchill an die Person des damaligen Herzogs von York attachirt, begleitete diesen nach den Niederlanden und nach Schottland, wurde zum schottischen Peer, zum Obersten eines Dragoner-

regimentes und zum Generalmajor gemacht und dann mit einer geheimen Botschaft nach Frankreich gesandt. Er sollte in dieser Ludwig für die Gnadengelder warm danken, welche dieser der englischen Regierung damals so reichlich zahlte, dabei jedoch unter der Hand geschickt versuchen, ob er vielleicht noch größere Summen von der Freigebigkeit des französischen Monarchen erlangen könne, welches ihm nach längeren Unterhandlungen auch glücklich gelang.

Früher schon war dem Obersten Churchill vorgeschlagen worden, eine bemittelte, jedoch häßliche Dame zu heirathen. Er lehnte dies ab, da er eine so lebhafte Zuneigung für Sarah Jennings gefaßt hatte, daß diese seine sonst so vorherrschende Leidenschaft, die Habsucht, überwand, indem er dies ganz arme Mädchen heimführte. Diese Liebe war so dauernd in ihm, daß seine Gattin während seines ganzen Lebens die einzige Person war, welche sein weitsichtiges und wohlbegründetes Urtheil irre führen konnte, welche glühend von seinem sonst so kalten Herzen geliebt wurde, und welche sein unerschrockener Geist nicht selten knechtisch fürchtete.

Die älteste Schwester Sarah's, Franziska, hatte sich in dem wilden Carneval, welcher am Hofe von Whitehall der Restauration der Stuarts folgte, durch Schönheit und Leichtfertigkeit selbst unter dem Gewimmel schöner Antlitze zu und

leichtfertiger Charaktere ausgezeichnet, welches dieſe Räume zierte und mit Schmach bedeckte. Bei einer Gelegenheit kleidete ſie ſich wie ein Orangenmädchen, zog durch die Straßen der Hauptſtadt und rief dabei ihre Früchte, die ſie in einem Korbe über den Arm trug, mit lauter Stimme zum Verkauf aus*). Trotz Alledem war ſie zweimal verheirathet und jetzt die Gemahlin Tyrconels, des Vicekönigs von Irland. Sarah war, wenn auch weniger regelmäßig ſchön, doch vielleicht deſto anziehender. Im Charakter hatte ſie mit ihrer früheſten Jugendfreundin, der Prinzeſſin Anna, wenig Uebereinſtimmendes. Anna war ſchweigſam und unentſchloſſen; gegen die, welche ſie liebte, war ſie ſchwach und nachgiebig; wurde ſie böſe, ſo zeigte ſie ſich verdrießlich und verſchloſſen. Sarah war dagegen lebhaft und wortreich und herrſchte ſtets über Diejenigen, für welche ſie die größte Zuneigung empfand. Dabei war ſie bis zu dieſer Zeit für nicht viel ſchlimmer als ein ſchönes, lebhaftes Frauenzimmer angeſehen worden, welches zuweilen widerſpenſtig und querköpfig ſein könne, der man jedoch dieſe Ausbrüche ihrer Laune in Betracht ihrer ſonſtigen Vorzüge zu Gute halten müſſe. Nach und nach hatte ſie jedoch angefangen, zwei Fehler kund zu geben, welche theils glänzende Erfolge im irdiſchen Glück,

*) Siehe die Memoiren von Grammont.

theils die dabei erfahrenen Widerwärtigkeiten später noch mehr in ihr entwickelten. Ihr Geist wurde alsdann mehr und mehr durch Schmeicheleien, ihr Herz durch Mißgeschick und Demüthigungen verdorben und sie erreichte endlich die traurige Auszeichnung, in ihrem hohen Alter mit allen ihren Zeitgenossen in Feindschaft, mit ihren Kindern und Enkeln im Kriege zu leben, wobei sie die mit so manchem Opfer der Moral erkaufte Größe, die mit einer solchen heißen Gier gewonnenen Reichthümer nur schätzte; weil sie sie in den Stand setzten, der öffentlichen Meinung zu trotzen und ihren Haß gegen die Lebenden sowohl, wie gegen die Todten mit gleicher Rückhaltlosigkeit zu nähren und kund zu geben.

Verschiedenheit des Geschmacks, des Verstandes und der Gemüthsart sind nicht immer Hindernisse der Freundschaft, und die engsten Beziehungen bestehen oft zwischen Personen, von welchen die eine besitzt, was der andern mangelt. Sarah Churchill wurde von der Prinzessin Anna fast angebetet und diese konnte nicht getrennt von dem Gegenstande ihrer romantischen Zärtlichkeit leben. Sie war ihrem Gemahl eine treue und sogar liebevolle Gattin, doch erlangte er so wenig Gewalt über sie, daß diese auch nicht entfernt dem Einflusse ihrer Freundin gleichen konnte und auch er unterwarf sich daher sehr bald mit schweigender Geduld jenem herrschsüchtigen Geiste, durch welchen seine

Gemahlin gelenkt wurde. Diese war allen ihren klein gestorbenen Kindern eine zärtliche Mutter gewesen, und eben so liebte sie ihren erst wenige Monate alten Sohn Wilhelm — welchem der Name des Herzogs von Gloceſter beigelegt war — innig; dennoch war auch diese Liebe nur lau zu nennen im Vergleich mit ihrer Zuneigung für die früheste Gefährtin ihrer eigenen Kindheit. Unter den kindischen Benennungen von „Frau Morley und Frau Freimann" wurde zwanzig Jahre eine Correspondenz fortgeführt, welche zuletzt das Schicksal von Ländern und Dynastien bestimmte. Obgleich Anna sehr einfach in ihren Gewohnheiten war, so reichte dennoch ihr bedeutendes Einkommen nie für ihre Ausgaben hin und es wurde mit nur zu vielem Recht behauptet, daß ihre Schulden ihren Grund in ihrer verschwenderischen Freigebigkeit gegen ihre Günstlingin hätten. Ihre Vorliebe für diese würde in den dunklern Tagen des Mittelalters einem Talisman oder der bezaubernden Kraft eines inhaltreichen Kräutertrankes zugeschrieben worden sein. Dennoch waren es nicht die gewöhnlichen Künste der Höflinge, durch welche Sarah Marlborough ihre despotische Gewalt über das schwache Gemüth Annas erlangte und so lange behauptete, denn sie war viel zu heftig und zu durchgreifender Gemüthsart, um zu schmeicheln oder sich zu verstellen. Durch einen selten vorkommenden Zufall war sie in nahe Verhältnisse mit einer Frau gelangt, deren

Seele gebieterisches Vorschreiben und unumwundener Widerspruch zum willigsten Gehorsam brachte. Bei dieser merkwürdigen Freundschaft wurde alle Geduld, alle Treue, alle Aufopferung von der Gebieterin bewiesen, während es die Dienerin war, welche alle Launen und alle Anfälle leicht gereizter, oft genug unbegründeter Verdrießlichkeit aufzeigte*).

Prinz Georg, welcher ein fast eben so großes Interesse für seine fürstliche Würde, wie für Claret und eingekochten Lachs fühlte, hatte trotz dessen eingewilligt, im vertrauten Zirkel für die Günstlinge seiner Gemahlin nur „Herr Morley" zu sein. Lord Marlborough war „Herr Freimann," und dieser große Held und Politiker, war mit aller seiner Feinheit, Würde und Anmuth, mit allem seinen Genie und seiner Tapferkeit, mit allem Adel und aller Schönheit seiner äußern Erscheinung, für die Prinzessin und spätere Königin Anna stets nur der Gatte ihrer Freundin. Er vermochte es nur durch seine Frau auf diese einzuwirken und die Erstere war keineswegs ein fügsames Werkzeug. Obgleich Sarah durch nichts was sie that, sagte oder schrieb jemals Beweise

*) Die letzten Vorfälle, welche dem Aufhören der Herrschaft der Herzogin von Marlborough vorhergingen, sind von der gewandten Feder Scribes zu einer poetischen Darstellung benutzt worden, welche vielen meiner Leser als: „Ein Glas Wasser" bekannt sein wird.

von einem sehr hochstehenden Geiste ablegte, so dienten dennoch ihre heißen Leidenschaften und ihr eiserner Wille oft, einen Gatten zu leiten, welcher unbedingt mächtigen Herren und Versammlungen der gewichtigsten Staatsmänner gebot. Jener Muth, welcher den bedenklichsten Wechselfällen des Krieges nur desto unerschütterlicher und kälter Trotz bot, verließ ihn, wenn er den leicht fließenden Thränen und den wortreichen Vorwürfen seiner Sarah, ihrer aufgeworfenen Lippe und ihrem zurückgeworfenen Kopfe entgegentreten mußte. Die Geschichte entrollt uns selten das merkwürdige Schauspiel eines so großen und klugen Mannes, wie Marlborough, welcher, nachdem er tiefe und weitumfassende Pläne der Potitik entworfen, diese nur auszuführen vermochte, indem er eine unvernünftige Frau, welche nicht selten unlenksam war, vermochte, eine zweite am Leitseile zu führen, welche wo möglich noch verkehrter genannt werden mußte.

In einem Punkte stimmten der Lord und seine Gemahlin vollkommen überein, nämlich Geld zusammen zu raffen. Ein Unterschied nur bestand dabei zwischen ihnen: er liebte es aufzuhäufen, sie, es auszugeben. Die Gunst der Prinzessin betrachteten Beide als ein sehr werthvolles Besitzthum. Sie hatte ihnen bei der stattgefundenen Umwälzung ihre Vorurtheile, ihre Gewohnheiten, ihre Interessen geopfert, einzig ihrem Gebote ge-

horcht. Sie wendete sich von ihrem Vater Jakob dem Zweiten, und war im tiefsten Winter trotz ihrer schwächlichen Gesundheit aus Whitehall entflohen, um in einer Miethkutsche das Lager seiner Feinde zu erreichen. Anna war so bigott der anglikanischen Kirche, wie ihr Vater der katholischen zugethan. Der Religion, welche man sie in ihrer Kindheit lehrte, hing sie ohne eignes Nachdenken, ohne Zweifel und ohne Prüfung an bis sie die Augen schloß. Am Hofe ihres Vaters blieb sie taub bei allen Bemühungen, welche man anwandte, um sie für dessen Glaubensbekenntniß zu gewinnen; am Hofe ihres Schwagers stellte sie sich eben so theilnahmlos gegen alle Versuche desselben, eine allgemeine Union aller verschiedenartigen Protestanten zu Stande zu bringen. Dieses Pflegma und dieser Eigensinn — welchen Letzteren sie von ihrem Vater geerbt haben mochte — verliehen ihr eine bedeutende Wichtigkeit. Während eine zahlreiche Partei sie besonders in religiöser Hinsicht als ihr Idol betrachtete, sahen ihre schlauen Diener sie nur als ihre Puppe an; diese wußten, daß es in ihrer Macht stand, der bestehenden Regierung nicht unbedeutende Unannehmlichkeiten zu bereiten und sie beschlossen, diese Macht zu benutzen, um nominell für ihre Gebieterin, in Wahrheit aber für sich selbst, viel Geld zu ziehen. Diese Angelegenheit hatte Lady Marlborough mit einer Unverschämtheit und Grobheit in der Abwesenheit

ihres Mannes fortgeführt, welche dieser sich niemals würde haben zu Schulden kommen lassen.

König Wilhelm und seine Gemahlin waren seit ihrer Thronbesteigung nicht sehr intim mit der Prinzessin gewesen. Daß er von dieser Letztern nicht geliebt wurde, welche nur so viel Verstand besaß, um zu gewahren, daß seine Gemüthsart nicht heiter und seine Manieren oft abstoßend seien, während sie durchaus unfähig war, seine großen Eigenschaften zu würdigen, war nicht zu verwundern. Dagegen gewann die Königin Marie Aller Herzen und also konnte ihr ihre Schwester im Wenigsten abgeneigt sein. Indessen vermochte eine so liebenswürdige und aufgeweckte Frau in Wahrheit wenig Vergnügen in der Gesellschaft Annas zu empfinden, da diese sich bei guter Laune war schwach und sanft, immer aber sehr beschränkt und unwissend gab, in den Stunden des Verdrusses jedoch mürrisch, ärgerlich, verkehrt und hartnäckig, auftrat. Trotz Alledem war die Königin anfänglich gegen ihre Schwester sehr freundlich und artig und würde auch auf diese Weise fortgefahren sein, wenn nicht der mächtige und schlimme Einfluß Sarah Marlboroughs unermüdet thätig gewesen wäre, die königliche Familie unter einander zu entzweien.

33.

Die Königin hielt sich in ihrem Pallast zu Hampton-Court auf, wo wir sie beschäftigt finden, dem niederländischen Blumenmaler Johann Baptist Monnoyer zuzusehen, welchen sie beauftragt hatte, einen ihrer Spiegel mit seinen künstlichsten und farbenreichsten Schöpfungen in der Blumenwelt zu schmücken. Dieser Spiegel trug nach seiner Vollendung ein so köstliches Bild des Stilllebens auf seinem Rahmen, daß dieses mit allen jenen herrlichen Blumenstücken wetteiferte, welche, von dem nämlichen Pinsel geschaffen, die Wände dieses ländlichen Schlosses zierten. Wohl eine Stunde lang mochte sie den Fortschritten des Künstlers zugesehen, ihm manche schlagende Bemerkung gemacht und manche naive Frage gestellt haben, als sie sich in das anstoßende Gemach verfügte, wo sie Elisabeth Villiers ihrer wartend in einem Fenster sitzend in der Beschäftigung fand, seidene Franzen zu knüpfen, wie der Ausdruck jener Tage lautete. Die Königin nahm ihren gewohnten Platz in dem nächstgelegenen Fenster ein und ergriff gleichfalls die Knüpfnadel, um ein ähnliches, sehr künstliches Werk mit ihren eignen hohen Händen zu fördern.

Maria die Zweite war eine große Liebhaberin dieser Art von Handarbeit; das eigentliche Müssigsein sah man überhaupt nur so viel bei ihr, wie es ihr selbst unvermeidlich war. Nicht nur ihre Hofdamen, sondern alle übrigen vornehmen Ladys im ganzen Königreiche ahmten ihr darin nach und es wurde diese Art der Arbeit dadurch so fashionable, daß man ihr nicht nur in Gesellschaftssälen und Besuchzimmern, sondern sogar in den Gassen und auf den Landstraßen oblag. Dennoch erreichte der Eifer der englischen Damen nicht denjenigen der Deutschen und Holländerinnen, welche ihre Knüpfzeuge sogar mit in die Kirchen nahmen und auf sie niedergebeugt den Predigern gewiß desto aufmerksamer zuhörten.

Marie war weit entfernt davon, sich von einer dominirenden Freundin unterjochen zu lassen, wie Lady Marlborough es bei ihrer Schwester that. Im Gegentheil besaß sie eigentlich gar keine Freundin, da alle die wärmsten Gefühle ihres Herzens einzig ihrem Gatten gehörten, welcher, trotz seines Mangels an äußerer Anmuth eine große, zärtliche Gewalt über sie ausübte. Jenes Gelöbniß unverletzlicher Treue gegen seine Gemahlin hatte Wilhelm um so leichter halten können, da sich seitdem das Verständniß der höheren Interessen, die ihn beschäftigten, mehr und mehr in ihr entwickelt und befestigt hatte. Sie war nicht mehr nur für ihn eine hübsche, anmu-

thige Blume, welche man in seinem häuslichen Garten hegt und pflegt wie sein kostbarstes Spielwerk und an deren lieblicher Außenseite man seine Sinne ergötzt, ohne jedoch einen wirklichen Nutzen, eine wahre, innere Befriedigung durch sie zu erlangen. Sie war die Theilnehmerin nicht blos seiner Freuden, sondern auch seiner Sorgen und Mühen geworden und es war also dadurch die Ursache verschwunden, welche ihn eine Vertraute derselben weiter hatte suchen lassen.

Elisabeth Villiers wagte weit weniger der Königin von England als früher der Prinzessin von Oranien auf irgend eine Weise entgegen zu treten und es war also jede Ursache zur Unzufriedenheit für die Letztere verschwunden. Beide stimmten jedoch nach wie vor in dem lebhaftesten Interesse für Wilhelms Wohl, in der gehorsamen Unterordnung unter seinen oft bestimmten Willen überein und es hatte sich dadurch ein Band zwischen ihnen gebildet, was so fest war, wie die genaue langjährige Bekanntschaft dieser beiden Frauen. Außerdem waren die Dienste der ganzen Familie Villiers, welche immer die treusten Anhänger Wilhelms blieben, diesem außerordentlich nützlich. Er war besonders in England von so vielen heimlichen Feinden und lauen Freunden umgeben, welche eben so schnell zu Jakob dem Zweiten übergehen würden, wie sie sich zu Wilhelm gesellt hatten, sobald der Erstere gegründete Aussicht haben

könnte, wieder in Whitehall einzuziehen, daß er die Freunde, die ihm unbedingt ergeben waren, nicht von sich entfernen konnte und wollte. Es stand daher Elisabeth Villiers der Königin unter allen Frauen am nächsten und sie hatte nicht gewünscht, sie nach ihrem Eintreffen in England oder bei der Einrichtung ihres neuen, königlichen Hofes aus ihrer Nähe zu entfernen. In England wie in Holland zeigte Lady Villiers ihren scharfen und umsichtigen Geist in der Auffassung und Beurtheilung der Zustände der äußern und innern Politik ihres Vaterlandes. Ihre Stärke in diesem Theile des Wissens war so groß, daß bis zum Ende ihres Lebens die bedeutendsten Politiker sich ihren Rath ausbaten. Sogar der satyrische Dichter Swift, der ein so scharfes Auge für die Schwächen Anderer hatte und der uns von Liliput und einem Zwerggeschlecht erzählt, erklärte sie für die klügste Frau ihrer Zeit und er berichtet uns, daß sie, den zehn Jahre jüngern Mann, ihre Unterhaltung oft so sehr bezaubert habe, daß er von drei Uhr Mittags bis gegen Mitternacht redend und hörend neben ihr saß. Marie überlegte also vielfältig die ihr jetzt so nahe getretenen Zustände der Politik mit dieser Vertrauten und sie war es zufrieden, daß Wilhelm diese noch lange nach seiner Thronbesteigung in wichtigen Fällen um ihre Meinung darüber fragte und sie um ihren Beistand ersuchte, wenn er mit den widerspenstigen

Großen Britanniens unterhandeln mußte, welche sie als geborne Engländerin besser als er selbst beurtheilen konnte.

Marie Villiers, eine Schwester Elisabeths, war an einen Lord Fitzhardinge verheirathet und kürzlich erst zur Gouvernante des kleinen Herzogs von Glouceſter ernannt worden; sie gehörte also zum Hofhalte der Prinzessin Anna, blieb aber der Königin treu ergeben und bewies sich ihr besonders dadurch sehr nützlich, daß sie sie oder ihre Schwester Elisabeth von den Machinationen Sarah Marlboroughs — welche sie in deren Nähe leichter zu durchschauen vermochte — rechtzeitig unterrichtete, so daß ihnen oft auf geeignete Weise begegnet werden konnte. — Die Königin blickte nun von ihrer Arbeit auf aus dem Fenster, unter welchem sich die seltsamen grünen Gestalten erhoben, die sie mit Hülfe ihrer dienstbereiten Gärtner mehreren Bäumen gegeben, wobei sich ein lebhaftes Vergnügen in ihren Augen malte. Sie sagte dabei:

„Meine Schwester ist noch in der Stadt geblieben. Sie hat Hampton-Court in diesem Jahr noch nicht gesehen und wird überrascht sein, wenn sie findet, wie hübsch ich hier Alles arrangirt habe."

„Unzweifelhaft," entgegnete die Lady Villiers. „Der Irrgarten und die prachtvollen Tulpen hier sind eben so einzig in ihrer Art, wie diese ausge-

schnittenen Bäume. Doch wird der Garten von Kensington wohl bald ganz auf ähnliche Weise verziert sein."

„Wir fangen erst an mit den Einrichtungen dort," versetzte die Königin. „Ich hoffe, daß Alles in einigen Monaten fertig sein wird.

„Wenn auch ganz England den Geschmack Eurer Majestät lobt und ihm nachzuahmen strebt," sagte Elisabeth, indem ein spöttisches Lächeln um ihre dünnen Lippen spielte, „so wird es dennoch Jemanden geben, der seine Galle daran ausläßt, blos aus dem Grunde, weil er so viele Bewunderer findet. Lady Marlborough wird eine schnöde Bemerkung im Hinterhalte haben und vielleicht sogar so keck sein, sie vor Eurer Majestät auszusprechen."

„Wir wollen die Sache erwarten," sagte die Königin gelassen. „Es ist wahr, Lady Marlborough ist zuweilen etwas unbesonnen in ihren Aeußerungen, doch hegt die Prinzessin eine große Zuneigung für sie."

„Ja, sehr groß," bestätigte die Lady Villiers.

„Ihre Schwester, Lady Fitzhardinge," nahm die Königin wieder das Wort, welche plötzlich zu einem andern Gesprächsthema überging, „meinte neulich, ich solle meine Aufmerksamkeit besonders auf die Bekleidungsart meiner Unterthanen richten."

Die ist in der That seltsam genug jetzt," bemerkte Lady Villiers. „Die Perücken mit den langen fliegenden Locken werden in diesem Jahre so allgemein getragen, daß man fast kein männliches Wesen mehr ohne sie erblickt. Man beginnt bei dreijährigen Knaben damit und glaubt, daß sie so gut zum vollständigen Anzug gehören, wie Stiefel und Rock. Meine Schwester äußerte gegen mich, daß sie, wenn diese Mode nicht abkäme, nächstens daran denken müsse, eine solche Allongeperücke für den Herzog von Gloucester aus Paris zu verschreiben, obgleich dieser weder die Fähigkeiten des Gehens noch des Sprechens bis jetzt besitzt."

„Ich glaube kaum, daß dies geschehen wird," sagte die Königin lächelnd. „Diese Perücken sind Ludwig dem Vierzehnten nothwendig und bequem und wenn wir uns auch sonst seine Vorschriften nicht gefallen lassen, so folgen wir doch in der Mode seinem tyrannischen Gebot. Doch spreche ich jetzt eigentlich vom weiblichen Anzug, an dem allerdings viel zu verbessern ist. Unser Kopfputz wird bald wenigstens die halbe Höhe unserer Gestalten erreichen. Erstlich thürmen wir unser Haar durch Polster und Drahtgestelle zu einem wahren Gerüst in die Höhe; dann setzen wir die noch höheren Cornet-Mützen darüber und befestigen auf dieser noch wieder die Fontangen."

„Diese danken wir der jungen Herzogin von Fontanges, der anmuthigen Geliebten „du grand monarque," versetzte Elisabeth lachend. „Die ungeheuren Schleifen auf der höchsten Höhe des Kopfputzes und die breiten, gestickten Bänder, die von ihm bis über die Taille herabwallen, erschienen Mademoiselle de Fontanges als der größte Zuwachs der Eleganz einer femme du monde. Madame de Maintenon hat mit ihren gereifteren Vorzügen längst diese jugendliche Schönheit überflügelt und es wundert mich immer aufs Neue, daß sie die Fontangen noch nicht von ihrem Thron gestoßen hat, da sie ja doch dadurch noch immer an ihre frühere Nebenbuhlerin erinnert wird."

Da die Königin die Medisance nicht liebte, so erwiderte sie nichts auf diese boshaften Bemerkungen, sondern knüpfte schweigend fort an ihren Franzen. Lady Villiers hob nach einer kurzen Pause wieder an:

„Und das Abgeschmackteste von Allem ist, daß sogar auch die geldstolzen Kaufmannsfrauen in der City diese Moden des Hofes nachahmen, obgleich sie nie an ihm erscheinen; ja sogar die kleineren Krämer- und Beamtenfrauen, recht so eigentliche Bürgersleute, denken, sie müssen es eben so machen und putzen sich mit Cornet-Mützen und Fontangen auf eine wahrhaft groteske Weise heraus."

„Ich habe gestern mit Ihrer Schwester, Mylady Portland, über die Gemälde von Teniers und Ostade gesprochen," versetzte die Königin. „Auf diesen sehen wir die Bürgerinnen und Bäuerinnen mit hochköpfigen, jedoch einfach verzierten Hüten. Dies ist eigentlich eine alte englische Mode, welche unter Elisabeth und Jakob dem Ersten allgemein war. Sogar die Fanatiker unter Cromwells eisernem Scepter nahmen diese Tracht als passend und nützlich für ihre Frauen an."

„Hin und wieder, wenn gleich nur selten," bemerkte Lady Villiers, „sieht man noch jetzt ganz alte Personen mit diesen mächtigen Hüten."

„Mylady Portland ermunterte mich, ein bestimmtes Gesetz zu erlassen, daß diese französische Tracht für die untern Stände verboten und ihnen dagegen diese einfachere Kopfbedeckung verordnet sei. Ich würde es gern thun, wenn ich dadurch thörichter Eitelkeit und verderblicher Putzsucht vorbeugen und einem unvernünftigen Luxus steuern, mit einem Worte, die Moral in meiner Hauptstadt und in meinem Lande befördern könnte. Doch hat der König mich ausgelacht, als ich mit ihm davon redete, wie er gestern im Garten hier mit mir spazieren ging."

„Seine Majestät waren der Meinung," fügte Elisabeth hinzu, „daß die Tage vorüber wären, an welchen Königinnen mit Strenge Gesetze erlassen könnten, welche Sparsamkeit predigten und

welche harte Strafen auf das unbefugte Tragen pompöser Pelzbesätze oder ungeheurer Manschetten setzten."

„Oder welche," versetzte die Königin, „die Länge der Rappiere und Schnabelschuhe für jede Menschenklasse, so wie die Art des Tuches, Atlasses, Sammts und goldener Schnüre und Knöpfe für jeden Träger desselben vorschrieben. Der König sagte, Tugend und Sparsamkeit würde den Menschen nicht durch einen einfachen Hut verliehen und ich könne sicher sein, daß die ersten Trägerinnen dieser kronenartig hochstehenden Kopfbedeckungen zu ihrer Zeit so gut ihren Luxus getrieben hätten und auch deswegen verhöhnt worden wären, wie jetzt die Schönen mit ihren Cornet-Mützen und ihren Fontangen. Die Sache liegt mir sehr am Herzen und doch fürchte ich, da ich strenge Machtgebote in dieser Hinsicht nicht anwenden kann und will, daß all mein Reden und Thun, oder auch das meiner Freunde, nicht bezwecken wird, die herrschende Mode des Tages zu vertreiben, bis diese Gebieterin, die mächtiger ist als alle übrigen gekrönten Herrscherinnen, sie von selbst aufhören läßt." *)

Diese Voraussetzung bewies sich nur zu wahr, denn alle Bemühungen der Königin zur Abschaf-

*) Siehe: Leben der Königinnen von England, von Agnes Strickland.

fung der hohen Kopfgerüste blieben so unwirksam, wie in unsern Tagen aller Tadel, welcher in so reichem Maße den Crinolinen gespendet wird. Verspottet, angefeindet hielt auch damals das schöne Geschlecht an den Auswüchsen der Mode mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit fest, bis diese sich endlich überlebt hatten und bei Seite geworfen wurden, um anderen, beliebteren Platz zu machen.

Eine mit vier Pferden bespannte, sonst jedoch einfach ausgestattete Equipage rollte in den Schloßhof. Vorreiter und Pagen, die Orange-Farben des königlichen Hauses und eine Krone auf der Außenseite, unter dieser das Wappen von Großbrittannien, waren mit ihr zu erblicken. Gleich darauf wurde die Prinzessin Anna gemeldet, welche Ihrer Majestät aufzuwarten wünschte. Zwei Hofdamen begleiteten die Prinzessin.

„Wie befindest Du Dich, liebe Marie?" war Annas erste Frage.

Die zweite galt dem Ergehen des Königs, auf welche die Antwort weniger befriedigend lauten konnte, da dieser in der letzten Nacht sehr an Kopfschmerzen gelitten hatte. Dann fuhr die Königin fort:

„Du hast Deine Gemächer hier in Hampton-Court noch immer nicht bezogen, liebe Schwester. Sie stehen zu Deinem Empfange bereit. Wenn Du herauskämst so würde mir dies sehr lieb sein, denn wir würden uns dann täglich sehen und

sprechen und ich würde Dir meine Gartenanlagen immer gleich zeigen können, auch wenn sie sich noch halbwegs in meinem Kopfe oder auf dem Papier befinden, auf welchem sie als Pläne verzeichnet sind."

„Ich weiß noch nicht, wann wir Alle bereit sein werden, auf's Land zu gehen," versetzte die Prinzessin.

Dein kleiner Wilhelm ist seit vierzehn Tagen hier," fuhr die Königin fort. „Er ist heute recht munter."

„Das habe ich zu meiner Freude vernommen," sagte Anna etwas lebhafter. „Lady Fitzhardinge kam gestern zu mir in den Cockpit, um mir über ihn Bericht zu erstatten und ist heute wieder mit mir herausgefahren. Ich wollte schon gestern mit Lady Marlborough kommen, doch trat für diese eine Verhinderung ein und so setzte ich die Fahrt bis heute aus."

„Wilhelm wird bei dem schönen Wetter täglich in's Freie getragen," sprach die Königin weiter; „ich sehe ihn gewöhnlich, wenn ich bei meinen Bauten und Gartenanlagen beschäftigt bin, und freue mich dann immer sehr über ihn. Auch der König sieht ihn oft, denn Du weißt, daß er ein großer Kinderfreund ist. Wir haben den kleinen Neffen so lieb, als wenn er unser eigner Sohn wäre. Ich glaube, daß er mit der Zeit ein tapferer Kriegsheld werden wird, denn wenn eine Truppe

der Leibwache vorüberzieht, so jauchzt er laut vor Freude und wenn Jemand sich ihm im Militairanzuge zeigt, so wendet er die Augen nicht auf eine Secunde von ihm. Vor meinen ausgehauenen Baumgestalten scheint er sich noch zu fürchten, doch wenn der Wind die Zweige der Linden und der übrigen großen Bäume hin und her bewegt, so ist seine Aufmerksamkeit unverwandt gefesselt."

Die Königin hatte diese Bemerkungen mit allem jenen freundlichen Interesse geäußert, welches eine Mutter so gern bei Fremden für ihre Kinder trifft. Auch waren die bisher nicht sehr aufgeweckten Züge der Prinzessin immer heitrer geworden, doch sagte sie jetzt ernster:

„Dennoch muß ich fürchten, daß ihm die Luft hier nicht zusagt, denn er ist oft fieberhaft und athmet schwer. Wenn sich dies nicht im Laufe der nächsten Monate verliert, so werde ich ihn nach Camden-Hause schaffen müssen, das heißt, wenn Du und der König nichts dagegen haben. Die Aerzte rathen mir zu dieser Veränderung seines Aufenthaltsortes."

„Dies ist nicht weit von Kensington," entgegnete die Königin, „wir würden ihn dann doch in der Nähe behalten, denn ich denke, daß wir es zum Herbst beziehen werden. Wenn es zu dem Wohlsein des Kindes gereicht, so werden wir gewiß nichts dagegen einwenden. Ich will Dir jetzt meinen Garten zeigen, er ist ganz holländisch ein-

gerichtet. Du haſt ihn in dieſem Jahre noch nicht geſehen."

„Ich habe ihn noch nicht geſehen," verſetzte die Prinzeſſin mechaniſch.

„Aber," fuhr die Königin fort, „indem ſie die ſchon gegen die Klingel ausgeſtreckte Hand zurückzog und die Prinzeſſin ſcharf anſah, „ich habe in dieſer Zeit die zärtlichſte Sorge für die Ueberwachung Deines Sohnes gezeigt und möchte Dir gern alle möglichen andern Beweiſe von meiner ſchweſterlichen Zuneigung geben — und ich höre von Dingen, die dem König und mir keineswegs angenehm ſind. Das Parlament hat für ihn und die königliche Familie eine jährliche Civilliſte von ſechshunderttauſend Pfund Sterling bewilligt und es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß Du nach wie vor Deine Apanage von ihm erhältſt. Was ſoll denn das nun bedeuten, daß Lady Marlborough unermüdlich allen Herren des Parlaments zuſetzt, daß ein bedeutendes Einkommen für Dich feſtgeſetzt wird, welches unabhängig von der Krone iſt? — Sie ſpricht davon, daß eine Partei der Prinzeſſin Anna ſich bilden müſſe und iſt an allen Seiten ungemein beſchäftigt mit dieſen Plänen. Was ſoll dies Alles heißen, denn daß Du ſie dazu ermächtigt haſt, kann ich nicht glauben."

„Ich weiß nichts Näheres davon," erwiederte die Prinzeſſin mit dem Anſchein der größten Nachläſſigkeit, „doch habe ich davon gehört, daß meine

Freunde ein bestimmtes Arrangement für mich treffen wollen."

„Von welchen Freunden sprichst Du?" fragte die Königin mit einer Schärfe, die an ihr ungewohnt war. „Welche bessere Freunde hast Du, als den König und mich?"

„Ich habe hiergegen durchaus nichts sagen wollen", antwortete die Prinzessin so obenhin wie zuvor. *)

Die Königin mochte bedenken, daß es nutzlos sei, eine Frau über eine Sache von Wichtigkeit zur Verantwortung zu ziehen, welche nur ein Werkzeug in den Händen Anderer war. Sie wußte nur zu gut, daß sie eine weit größere Zuneigung zu Sarah Marlborough, als zu ihr, der eignen Schwester, hege — und ließ daher diesen häkelichen Punkt der Unterhaltung fallen, indem sie ihren Hut und Fächer zu bringen befahl, um sich mit ihrer Schwester in den Garten zu begeben.

Das Gespräch wurde jedoch von der Prinzessin nur mit der nämlichen Theilnahmlosigkeit fortgesetzt, welche sie meistens vorhin gezeigt hatte und sie verabschiedete sich so bald es der Anstand irgend erlauben konnte, indem sie ihr Verlangen aussprach, ihren Sohn sehen zu wollen. Das Jahrgehalt der Prinzessin blieb indessen der Gegenstand mannichfacher Erörterungen in Hampton-

*) Siehe: Rechtfertigung der Herzogin von Marlborough.

Court; mit ihr selbst darüber zu verhandeln hielt man vorerst nach dem so unbefriedigenden ersten Versuch der Königin für nutzlos, da sie bei ihrer bekannten Hartnäckigkeit nicht aus ihrer passiven Rolle heraus gehen würde. Es war unbedingt rathsamer, sich an Lady Marlborough zu wenden und es erbot sich also Lady Villiers, an diese erste Quelle zu gehen und mit ihr einige Privatunterhandlungen zu eröffnen. Ihr Schwager Lord Portland, der noch immer der Kammerherr und fast tägliche Gesellschafter Wilhelms des Dritten war, sah jedoch zu gut ein, daß zwei so harte Steine, wie diese beiden Damen jede in ihrer Art genannt werden mußten, schwerlich allein zu einer freundlichen Ausgleichung gelangen würden und erlangte daher die Erlaubniß des Königs, seine Schwägerin bei diesem Besuche zu begleiten. Demzufolge mochten vielleicht vierzehn Tage nach dem Besuche der Prinzessin in Hampton-Court verflossen sein, als Lord Portland und Lady Villiers in Whitehall anlangten und bald darauf in das Empfangzimmer der Gräfin von Marlborough eintraten.

Diese erwiederte die etwas steife Verneigung der Lady Villiers ziemlich oberflächlich, wobei sie den Kopf hochmüthig in den Nacken zurückwarf; auch Lord Portland wurde nicht viel zuvorkommender begrüßt und weder er noch seine Schwiegerin hatten sich bei den ersten Worten des: „Wie

befinden Sie Sich, Mylady?“ eines Händedrucks von dieser zu erfreuen. Elisabeth Villiers war sich indessen zu wohl bewußt, daß sie gegenwärtig die erste Ehrendame der regierenden Königin sei, wogegen Sarah Marlborough nur einen gleichen Posten bei der ersten Prinzessin von Geblüt bekleidete, mithin als solche im Range unter ihr stand. Sie nahm deshalb unaufgefordert den Ehrenplatz in dem hohen Armstuhl ein, welcher am obern Ende des Tisches stand, worauf sie sagte:

„Ich hoffe nicht, daß wir Sie von einer wichtigen Verpflichtung abhalten, Lady Marlborough, da die Stunde noch etwas entfernt ist, in welcher Sie sich zu Ihrer königlichen Hoheit zu begeben pflegen“

„Diese hat allerdings noch nicht geschlagen,“ versetzte die Angeredete mit aufgeworfener Lippe, „doch wartet die Prinzessin gern auf mich, wenn ich überhaupt Lust habe, in einer andern Gesellschaft als der ihrigen etwas länger zu bleiben.“

„Wir werden Sie nicht länger incommodiren, als unumgänglich nothwendig ist,“ war die schroffe Erwiederung der Lady Villiers.

„Es muß eine wichtige Veranlassung sein, welche Lord Portland zu mir führt,“ fuhr Sarah gegen diesen gewendet fort, „denn er hat in diesem Jahr noch nicht Lord Marlboroughs einfache Schwelle gewürdigt, seinen Fuß über sie zu setzen.“

„Es ist der Wunsch, Ihnen zu dienen, Mylady," versetzte dieser mit seiner bescheidenen Nachgiebigkeit, der ein gewisser Anstrich von Gutmüthigkeit nicht fehlte.

„Hiervon werde ich also heute die erste Probe erhalten," entgegnete Lady Marlborough mit leichtem Spotte, „denn bis jetzt haben Sie mir diese Bereitwilligkeit weder in Holland noch in England gezeigt."

„Wir kommen im Auftrage Ihrer Majestäten, und glauben daher, Ihnen auf jeden Fall willkommen zu sein, Mylady," sprach Elisabeth nicht ohne Feierlichkeit in Haltung und Ton.

„Zweifelsohne," versetzte Sarah. „Es ist bekannt, daß auch der König hier in England ein so großes Vertrauen in Sie setzt, Lady Villiers, wie er es schon in Holland that, und daher wird Ihre Mittheilung einen um so höheren Werth für mich haben, da sie direct durch eine so authentische Quelle zu mir gelangt."

Elisabeths harte Züge blieben so unverändert, daß es den Anschein hatte, als wenn sie die hämische Nebenbedeutung in diesen Worten nicht verstanden habe und es klang nur einige Strenge in ihrem Ton durch, als sie fortfuhr:

„Ihre Majestäten sind sehr unangenehm dadurch berührt worden, daß Sie, Mylady, Forderungen hinsichtlich einer Apanage für die Prinzessin von Dänemark an die Mitglieder des Parlaments

gestellt haben, ohne daß dem König und der Königin hierüber irgend eine Benachrichtigung zuvor geworden ist."

„Ich denke, daß es ganz richtig von der Prinzessin ist, ein bestimmtes Einkommen von den ersten Gewalten des Reichs für sich zu verlangen," entgegnete die Angeredete. „Diese bestimmen eine Civilliste für den König und können dies also eben so gut für die Thronerbin thun, wenn sie dazu geneigt sind. Auch muß die Prinzessin wissen, worüber sie zu verfügen hat, um darnach ihre Befehle erlassen zu können."

„Ihre königliche Hoheit haben Ihrer Majestät versichert," sagte Elisabeth, „daß sie selbst nichts genaueres von dieser ganzen Angelegenheit wüßten."

„Dies ist auch nicht nöthig," versetzte Sarah unerschrocken. „Die Prinzessin befaßt sich nicht gern mit Geschäften und weiß, daß alle ihre Angelegenheiten stets auf eine so vortreffliche Weise für sie geführt werden, daß sie nur schließlich ihre Bestätigung auszusprechen und ihre Unterschrift zu vollziehen hat."

Lord Portland hielt es jetzt für sehr nothwendig, einige vermittelnde Worte zwischen den beiden nicht übereinstimmenden Damen fallen zu lassen und sagte daher sanft und freundlich:

„Das Einkommen des Königs ist so groß, daß er der Prinzessin davon mitzutheilen wünscht, damit es vermieden werde, dem Staatsschatze neue,

unnöthige Laſten aufzubürden. Wenn alſo die Prinzeſſin ihre Forderung an das Parlament zurücknehmen will, ſo iſt er ſelbſt geneigt, dieſe aus ſeiner Civilliſte zu befriedigen."

„Es muß eine beſtimmte Summe ausgeſetzt werden, wozu wohl Seine Majeſtät nicht erbötig ſind," warf Lady Marlborough nicht ohne bedeutſame Betonung ein.

„Dies iſt dennoch der Fall," erwiederte der Lord, „denn Seine Majeſtät wollen geruhen, das frühere Einkommen der Prinzeſſin von dreißigtauſend Pfund auf fünfzigtauſend zu erhöhen."

„Der Wille des Königs iſt ſchätzbar," ſagte Lady Marlborough mit einigem Hohn, „doch hat er für die Prinzeſſin den meiſten Werth, wenn er wirklich und ganz zur Ausführung kommt."

„Das Wort Seiner Majeſtät wird eine hinreichende Bürgſchaft dafür ſein," verſetzte er.

„Ein Königswort iſt weniger zuverläſſig, als dasjenige des einfachſten Bürgers," fuhr Sarah fort, „denn niemals wird einer ſeiner Unterthanen einen Monarchen zwingen können, es zu halten."

Die Fügſamkeit und ruhige Geduld Lord Portlands war noch nicht am Ende, doch wurde das Geſicht der Lady Villiers von einer heißen Röthe überzogen. Dennoch bewog ſie der Gedanke, wie ſehr der König ſelbſt die befriedigende Ausführung des ertheilten Auftrags wünſche, zum Schweigen; ihr Schwager, von gleichen Betrach-

tungen bewegt, verstand sich ebenso dazu, die Insolenz der Lady Marlborough noch länger zu ertragen, und sprach ruhig weiter:

„Ich bin fest überzeugt, daß Seine Majestät diese Verpflichtungen genau erfüllen wird, wenn er sie einmal übernommen hat."

„So lange, wie er dies Geld nicht für andere Dinge, vielleicht Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Lande, ausgiebt, kann dies möglich sein," entgegnete die Gattin Marlboroughs.

Jetzt aber verfinsterte sich auch Portlands Stirn, und er erwiederte mit erhöhter Lebhaftigkeit:

„Wenn der König nicht sein Wort hielte, so würde ich keine Stunde länger in seinen Diensten bleiben."

„Dies würde sehr ehrenwerth von Ihnen gehandelt sein, Mylord," versetzte Sarah, „doch würde dies immerhin ein sehr schwacher Trost für die Prinzessin bleiben*)."

Die Miene und das Achselzucken der Lady war noch höhnischer, als zuvor geworden. Dennoch versuchte es Lord Portland noch eine Weile, sie durch gütliche Vorstellungen zu einem andern Entschlusse zu bringen. Vergebens. Die Absicht, durch das Parlament eine größere Summe zu erlangen, als sie der König anbot, stand so fest bei

*) Siehe die Rechtfertigung der Herzogin v. Marlborough.

hr, daß sie unerschütterlich blieb. Endlich erhob ich Lady Villiers, indem sie den Lord directe auf= orderte, sie zu begleiten, da sie Lady Marlborough chon eine zu lange Zeit geraubt hätten. Als die öfliche Wirthin dieser Voraussetzung nicht wider= prach, mußte nun auch Portland sich entschließen, nverrichteter Sache von hinnen zu gehen.

Mehrere andere Beauftragte von geringerem lange wurden noch abgeschickt, um im Laufe der ächsten Woche die Lady auf diese oder jene Weise ı einer Sinnesänderung zu bewegen, doch blieben lle diese Bemühungen gleich nutzlos. Endlich urde in Hampton=Court beschlossen, einen der inister des Königs in dessen directem Auftrage ı der Prinzessin selbst zu senden, um diese zur achgiebigkeit zu veranlassen. Diese war indessen)n ihrer dominirenden Freundin vorher gut in= :uirt worden und antwortete daher ausweichend.

Die Herren des Parlamentes waren aller= ngs anfänglich sehr geneigt, dem Verlangen, wel= :s im Namen der Thronfolgerin an sie gestellt ır, zu entsprechen. Dennoch erfuhr die Habgier r hochmüthigen Lady Marlborough eine arge äuschung, die sie nicht erwartet hatte, denn als ihnen endlich den Betrag der geforderten ummen nannte, änderte sich die günstige Stim= ıng gänzlich und ging zuletzt in ein lautes urren über. Siebzig tausend Pfund im Jahr lten zu einer Zeit ausgesetzt werden, da sich die

Ausgaben des Staates täglich mehrten, da der Handel darniederläge und sich die Einnahmen mehr und mehr verminderten, da jeder Landeigenthümer, jeder Rentier seinem Tische und seinem Keller etwas entziehen müsse. Die allgemeine Meinung war, daß die Summe, welche der König herzugeben geneigt sei, vollkommen hinreiche. Lady Marlborough mußte also mit fünfzigtausend Pfund im Jahr zufrieden sein, wogegen der König einwilligte, daß diese der Prinzessin vom Parlament aus den ihm bewilligten Einkünften zuerkannt werden sollte. Sarahs festes Gehalt wurde von ihrer für den bewiesenen Diensteifer dankbaren Gebieterin von vierhundert auf tausend Pfund erhöht, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sich auch bei dieser Veränderung der indirecte Gewinn der Marlboroughs weit höher belief. Da Lord Marlborough bald die sämmtlichen Einkünfte, welche er sich direct und indirect zu verschaffen wußte, auf zwölftausend Pfund jährlich brachte, so hätte man annehmen können, daß der Erwerbsinn des strebsamen Paares sich vorläufig befriedigt halten könne, doch lehrte die Zukunft das Gegentheil. Die beiden königlichen Schwestern lebten zwar noch eine längere Zeit in äußerer Artigkeit und anscheinender Freundschaft fort, doch hatte die bei dieser Gelegenheit gezeigte Impertinenz und freche Rücksichtslosigkeit Sarah Marlboroughs einen so tiefen, widrigen Eindruck auf die Königin gemacht,

daß sie diesen nie wieder überwinden konnte. Gegen die Prinzessin hegte sie über diesen Punkt eine weiter gehende Abneigung nicht. Dagegen stieg diese gegen die Lady Sarah so hoch, wie sie nur immer ein von Natur sanftes und freundliches Herz zu empfinden im Stande sein kann und wie sie sie gegen kein anderes Wesen auf Erden jemals an den Tag legte.

34.

Der König Wilhelm der Dritte ging mit langsamen, jedoch ungleichen Schritten in seinem Cabinet in Hampton-Court umher. Sein bleiches Antlitz trug die Spuren tiefer Erschöpfung; sein Athem ging schwer und hin und wieder befiel ihn ein mehr oder minder heftiger Husten. Eine düstre Niedergeschlagenheit war an die Stelle jener entschlossenen Thatkraft getreten, welche so manches Jahr seine Handlungen geleitet hatte. Die einst

so heiß gewünschte Königskrone war zum Dornenreif geworden, der Purpurmantel zur unerträglichen Last. Er klingelte heftig und fragte den eintretenden Pagen Arnold van Keppel:

„Ist Mylord Portland im Vorzimmer?“

„Seine Herrlichkeit ist soeben dort angelangt,“ war die Antwort Arnolds.

„Laß ihn eintreten,“ sagte der König.

In der nächsten Minute stand Portland vor ihm. Er ging auf ihn zu, drückte dessen beide Hände fest und sagte herzlich:

„Es ist recht schön von Dir, Bentinck, daß Du sogleich gekommen bist, wie ich zu Dir schickte. Daran erkenne ich meine alten Freunde, daß sie stets bereit sind, mich anzuhören, wenn sie auch nicht eine Amtspflicht zu mir ruft.

Der König liebte es noch immer, in jenen traulichen Stunden, wenn er sich als Holländer mit seinen an seinem Hofe angestellten Landsleuten unterhielt, sie bei dem Namen zu nennen, den er ihnen in seinem Vaterlande gegeben hatte. Bentink sah ihn mit seinen blauen Augen treu und freundlich an und sagte:

„Da ich mich gerade in meiner Wohnung befand, so vermochte ich es, den Befehlen Eurer Majestät sogleich nachzukommen. An meinem Willen dazu werden Sie nie gezweifelt haben, hoffe ich.“

„Nein, nein, Du bist immer der Alte!“ rief der König, indem er ihm warm die Hände schüttelte. „Komm, wir wollen uns setzen; ich habe Dir Wichtiges zu vertrauen.“ Er fuhr dann gedämpfter fort:

„Bentinck, ich bin zum Entschluß gekommen. Ich habe die Sache schon früher erwogen und sie ist endlich reif in mir geworden: Ich will nächstens nach Holland zurückgehen.“

„Dies würde ein großer Rückschritt in dem Werk sein, was Eure Majestät begonnen aber noch lange nicht vollendet haben,“ sprach Bentinck sehr ernst.

„Gerade weil ich es dadurch mehr zu fördern hoffe, so will ich so handeln,“ versetzte der König. „England ist von Parteien zerrissen; ich bin nicht Whig, nicht Tory, sondern immer nur Holländer, und das ist es, was mir die Engländer nicht verzeihen können. Ich wollte unparteiisch ihnen Allen gerecht werden und deshalb hassen mich Alle.“

„Eins der ersten Worte, welches Eure Majestät öffentlich von Ihrem neu bestiegenen Throne sprachen, war die dringende Empfehlung einer allgemeinen Amnestie für alle Engländer,“ schaltete Bentinck ein.

„Trotz dessen scheint sie entfernter denn jemals, denn weder das Parlament noch die Minister zeigen sich willig dazu,“ versetzte der König. „Ich wünsche den Katholiken ungeschmälerte Re-

ligionsfreiheit zu verleihen und alle protestantischen Secten in eine große, brüderliche Union zu vereinigen, unter welchem das Wort der Liebe und des Friedens herrsche, und weder das Eine noch das Andere kann ich erreichen. Hader, Zorn, Verfolgungssucht an allen Seiten. Ich habe mein Ministerium aus allen Parteien gebildet und anstatt sich zu unterstützen und mir beizustehen, intriguiren die Minister gegen einander, um sich gegenseitig den größtmöglichsten Abbruch zu thun. Wenn ich einige meiner eignen Landsleute anstelle, auf deren Treue und Anhänglichkeit ich mich verlassen kann, so erhebt sich ein allgemeines Wuthgeschrei unter allen verschiedenen englischen Factionen. Der letzte Feldzug in Irland ist sehr unglücklich ausgefallen; der nächste kann leicht nicht besser endigen, denn alle jene schreienden Mißbräuche, welche meine Armee mehr als das schlimme Wetter und der Feind vernichtet haben, bestehen noch immer. Jeder Theil der Staatsverwaltung ist von den letzten Regierungen her im tiefsten Verfall; ich bin ein kürzlich erst hier angelangter Fremder, kann also persönlich nicht ganz genau mit allen Einzelheiten bekannt sein; man arbeitet mir von allen Seiten entgegen und ist doch unwillig erstaunt, daß ich in dieser Zeit meines Aufenthalts in England nicht gleich die ganze Staatsmaschine in die allervortrefflichste Ordnung gebracht habe. Da meine Lage sich so gestaltet

hat, so sehe ich ein, daß ich dem großen Zwecke, dem ich meine ganze Seele geweiht habe, durch meine Anwesenheit in England jetzt nicht weiter nützen kann."

„Die Gesundheit Eurer Majestät hat hier sehr gelitten," bemerkte Bentinck, als wolle er diesem Umstande hauptsächlich den Entschluß des Königs zuschreiben.

„Ich will diese glänzende Sclaverei nicht länger ertragen," fuhr Wilhelm heftig fort, nachdem er wieder Athem zu fernerem Sprechen geschöpft hatte. „Ich habe in der Stille eine Yacht einrichten lassen, welche mich zurück nach Holland bringen kann. Ich will wieder der erste Bürger meines Landes werden, dem der Name Oranien theuer ist, und kann mich als solcher immerhin an die Spitze des großen Bündnisses der europäischen Mächte gegen Ludwig stellen. Was ich wollte, ist erreicht: England ist in dieses mit hinein gezogen und wird mit uns Andern für die Freiheit Europas kämpfen. Was diese unruhigen und undankbaren Insulaner anbetrifft, die mich verabscheuen, weil ich nicht gestatten will, daß sie einander in Stücke reißen, so muß die Königin sehen, wie sie mit ihnen fertig wird. Sie ist eine Engländerin, spricht ihre Sprache wie eine solche und ist der anglikanischen Kirche eifrig zugethan; wenn sie nicht viele Kenntnisse in der Politik und im Kriegswesen besitzt, da sie sich bis jetzt wenig mit

diesen Dingen beschäftigte, so sind dagegen weibliche Anmuth, wirklicher Tact und große Sanftmuth ihr Eigenthum."

„Ganz gewiß," warf Bentinck mit Wärme ein, da der König wieder einen Augenblick schwieg, „Ihre Majestät haben ein freundliches Lächeln und ein gütiges Wort für Jedermann, der das Glück hat, in Ihre Nähe zu gelangen."

„Hiermit wird sie vielleicht weiter kommen, als ich mit allen meinen wohlgemeinten, tief durchdachten Bemühungen," sprach der König weiter. „Ich habe gethan was ich konnte und muß ihr nun das fernere überlassen."

„Ist Ihre Majestät schon von diesem Vorhaben unterrichtet?"

„Nein, ich habe auch gegen sie bisher ein tiefes Geheimniß darüber beobachtet, weil ich ihre Gegenreden fürchtete. Du bist der Einzige, der bis jetzt etwas von dieser Sache gewußt hat."

„So versprechen Eure Majestät mir, diese Reise nach Holland nicht zu unternehmen, bis Sie selbst die Königin davon unterrichtet haben."

„Ich verspreche es Dir; gewiß, ich werde es thun," sprach der König, wobei seine Stimme jedoch weniger fest als zuvor klang. Dann fuhr er etwas ruhiger fort: „Ich will alsdann Lord Marlborough an die Spitze des sämmtlichen Landmilitairs in England stellen."

„Dies würde ein sehr waglicher Schritt sein," warf Bentinck ein, „denn Lord Marlborough ist in politischer Hinsicht der wenigst aufrichtige Mensch, den ich kenne. Aeußerlich sehr wohlredend wird er als Jakobit, oder was ihm sonst paßt, auftreten, sobald er einen größern Vortheil darunter sieht."

„Er unterscheidet sich darin nicht von den meisten lebenden, englischen Staatsmännern," sagte Wilhelm, „doch ist er das größte kriegerische Genie, welches England seit Cromwell besessen hat und allen andern englischen Generalen sowohl in der Fähigkeit, Schlachten zu lenken, wie auch das ganze Kriegswesen zu organisiren, weit überlegen. Ich glaube nicht, daß seine Verrätherei schlimmer ist als die mancher andern Leute, und daher will ich ihn in meiner Abwesenheit als Generalissimus anstellen."

„Ich will wünschen, daß Eure Majestät diese Wahl nicht bereuen mögen," entgegnete Bentinck noch immer sehr bedenklich. —

Am folgenden Tage theilte der König seinen im Staatsrath versammelten Ministern seine Absicht mit, die englische Krone niederzulegen und diese allein der Königin zu überlassen. Alle waren wie vom Donner gerührt und alle Streitigkeiten hatten auf einmal aufgehört. Sie baten und beschworen ihn, sein Vorhaben aufzugeben, und dies mit einer solchen Heftigkeit, wie sie selten

in einer Versammlung von Staatsmännern gesehen worden ist. Sogar Thränen wurden vergossen. Nach langem Widerstande ließ sich der König dahin erweichen, vorläufig noch die Krone von Britannien zu behalten und den Verlauf der Begebenheiten zu erwarten. Dagegen erklärte er ihnen bestimmt, daß er, wenn er das Haupt des Staates bleiben solle, selbst nach Irland gehen würde. Er wolle versuchen, das ganze Gewicht der königlichen Autorität auf dem Fleck geltend zu machen, wo das Schicksal des Reiches entschieden werden solle, und noch einmal selbst um die Krone zu kämpfen, die er aufs Neue zu tragen sich heute verpflichtet habe. Er wolle versuchen, ob seine persönliche Anwesenheit es vermögen würde, die Disciplin aufrecht zu halten und den schamlosesten Unterschleif zu verhüten. —

Als die Sitzung des Staatsraths beendigt war, ließ Wilhelm die Königin bitten, in sein Cabinet zu kommen, welches oft geschah, wenn er ihr Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen hatte. Hier waren sie ungestört und vor Lauschern sicher. Marie empfand nicht immer in ihrem Innern jenen Gleichmuth, jene freundliche Heiterkeit, die sie gewöhnlich in ihrem Aeußern zeigte. Die Sorgen, welche der Zustand Englands und die übrigen Zeitumstände für ihren Gemahl mit sich brachten, berührten auch sie schwer, doch verschloß sie ihre Bekümmernisse tief in sich. Nur gegen ihren

Gemahl gab sie sich, wie sie sich wirklich fühlte, denn er war ihr einziger Freund und Vertrauter. Jetzt stand sie neben ihm am Fenster, ihren Arm in den seinigen gelegt und hörte von ihm die nämliche Eröffnung, die er schon seinen Ministern gemacht hatte, nur die Kunde von seiner früher beabsichtigten Thronentsagung verschwieg er ihr noch einstweilen, da er richtig voraussetzte, daß sie schon genug an dem Gewichte der übrigen Nachrichten zu tragen haben würde.

„Ich werde," fuhr er fort, „Sir Christofer Wrenden Auftrag geben, ein hölzernes Haus für mich zu bauen, welches auseinandergenommen und fortgeschafft werden kann. Es soll mich auf diesem Feldzug begleiten und immer da aufgeschlagen werden, wo ich mich eine Weile aufzuhalten beabsichtige. Ich will mich an die Spitze meiner Armee stellen und diese in Person commandiren."

Der tiefste Ernst hatte sich auf den Zügen der Königin gelagert, als sie ihrem Gemahl schweigend zuhörte; sie richtete ihr Auge auf sein abgemagertes Antlitz, auf seine schwächliche, gebückte Gestalt, welche so deutlich die Spuren seiner Kränklichkeit aufwiesen, und eine leichte Bläße bedeckte ihre Wangen. Als er geendigt, sagte sie:

„Du willst Dich den irländischen Schwertern und der verderblichen Atmosphäre aussetzen, welche sich in so manchen Theilen jener Insel findet — dies kann Dir kein treuer Freund, sondern nur

ein schwarzer Verräther gerathen haben, denn etwas Schlimmeres gegen Dich selbst kannst Du nicht unternehmen."

„Du weißt," sprach der König mit einem schwachen Lächeln, „daß ich in wichtigen Dingen nicht den Eingebungen dieses oder jenes Mannes, sondern meinem eignen, wohlüberdachten Willen folge."

„Aber dieses Clima," fuhr sie fort, „ist kürzlich erst Tausenden verderblich geworden, die weit stärker waren, als Du. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Du von ihm verschont bleiben wirst."

„Dennoch muß es sein. Die Krone, welche ich für uns Beide gewonnen habe, steht noch einmal auf dem Spiel. Ich will und muß wieder meinen Degen für sie ziehen und Alles riskiren, um England für die Sache zu retten, welcher ich mein Leben geweiht habe. Wenn unsere Angelegenheiten fortfahren, so sehr rückwärts zu gehen, wie dies bisher geschehen ist, so werden die Jakobiten in Kurzem ihren König von Irland herüberrufen, und Britannien wird dann mehr als jemals früher der Vasall Frankreichs. Ich muß daher das letzte Mittel ergreifen, um sie vorwärts zu bringen — und hierfür mein Leben einsetzen."

Wenn Wilhelm so bestimmt sprach, so wußte seine Gemahlin, daß keine Vorstellung oder Bitte ihn andern Sinnes machen würde. Da er überhaupt nicht gut Widerspruch ertragen konnte, so

hatte sie sich gewöhnt, zu schweigen, oft auch wenn sie nicht überzeugt war. Sie sah eine Weile zur Erde und sagte dann leise:

„Und gegen meinen Vater willst Du fechten, Wilhelm? — O, es ist schrecklich, mein Gatte und mein Vater werden sich auf Tod und Leben gegenüber stehen! Dies ist zu traurig — o, der Himmel hat mir eine schwere Aufgabe hienieden auferlegt!“

Sie hielt ihre Thränen nicht länger zurück. Wilhelms glänzendes Adlerauge ruhte mit der zärtlichsten Theilnahme auf ihr und ein feuchter Schimmer wurde auch in diesem sichtbar. Er nahm ihre Hand und schwieg lange. Dann sagte er gedämpft:

„Dir und mir ist wie allen übrigen Menschen unser Loos auf Erden droben vorher bestimmt, ehe wir unser Dasein hier begannen. Wir müssen es erfüllen und alle unsere Hoffnungen oder Befürchtungen werden es nicht ändern. Was beschlossen ist, wird uns treffen.“

„Ich werde für das Leben meines Gatten und meines Vaters zittern müssen — werde jede Stunde fürchten, daß der Eine der Mörder des Andern wird!“ schluchzte die Königin weiter. „O, dies ist zu entsetzlich!“

Wilhelm schwieg, denn allerdings fehlten ihm die Trostgründe bei dieser bittern Klage. Sie fuhr fort:

„Was er auch that — wie er auch gehandelt hat — wenn ich ihn auch lange schon nicht liebte — wenn auch das Blut von Jakob Monmouth an seinen Händen klebt — er bleibt dennoch mein Vater! — Es würde mir ein ewiger, schrecklicher Vorwurf sein, wenn er in diesem Feldzuge, den mein Gatte anführen will, umkommen müßte!“

„Ich verspreche Dir, daß ich jede erdenkliche Vorsichtsmaßregel beobachten will, damit der Person Deines Vaters kein Leid geschehe. Wahrscheinlich wird er sich nicht selbst ins Gefecht begeben und er wird sich also vor Kugeln und Schwerthieben sichern können,“ sagte der König weich.

„Aber Du wirst es thun, die Gefahr aufsuchen, wo sie am dringendsten ist — o, dies ist sehr hart für mich!“ weinte sie weiter.

„Du bist die Königin Marie die Zweite und mußt England regieren, während ich in Irland bin,“ bemerkte er in dem Bestreben, sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Ich bin nichts ohne Dich und Du lässest mich allein hier zurück, während mich die Angst um Dich zu Tode martert,“ entgegnete Marie trostlos.

Nach und nach erst gelang es dem Könige, sie etwas mehr zu beruhigen. Er theilte ihr die Einzelheiten aller von ihm beschlossenen Einrichtungen mit und nach zwei Stunden endlich führte

er sie in dem Anschein nach gelassener Fassung in ihre Gemächer zurück.

Die Nachricht, daß der König selbst nach Irland gehen wolle, verbreitete sich schnell über ganz London und erregte die mannigfaltigste Sensation. Unbewegt jedoch von allem Für und Wider, was in Reden und Schriften über seine Absicht noch geäußert wurde, suchte er diese nur auf die möglichst schnellste Weise ins Werk zu setzen. Wie immer in dem ereignißreichen Leben dieses merkwürdigen Mannes, so bot ihm auch diesmal seine schwache Gesundheit kein so großes Hinderniß, um sich von der persönlichen Ausführung einer wichtigen Unternehmung abhalten zu lassen. Es schien im Gegentheil, als wenn sie durch den neuen Aufschwung des Geistes, den er dabei fand, gekräftigt würde. Er rief einen Rath von neun der bedeutendsten Staatsmänner zusammen und bestellte diesen, die Königin in der Regierung zu unterstützen. Er führte sie selbst in ihre Versammlung ein und stellte ihr deren Mitglieder vor, indem er sagte:

„Es fehlt der Königin Erfahrung, aber ich hoffe, daß ich diesem Mangel abgeholfen habe, indem ich Sie zu ihren Rathgebern erwählte. Ich lege mein Königreich in Ihre Hände, Mylords, und bitte Sie, fleißig und einig zu sein.“

Die Lords hörten diesen wenigen gewichtigen Worten mit tiefem Schweigen zu. Wie es der

König beabsichtigt, so war Marlborough in militairischen Angelegenheiten der Rathgeber der Königin geworden, wogegen Admiral Russel das Flottenwesen unter seine Obhut nehmen mußte.

Wir treffen zwei Tage vor der Abreise des Königs einen Mann in seinem Cabinet, mit welchem wir uns lange nicht haben beschäftigen können. William Penn stand vor ihm und das große glänzende Auge Wilhelms des Dritten ruhte so durchdringend auf ihm, als wolle er die innersten Falten seines Herzens durchspähen. Endlich brach er das Schweigen:

„Man sagt mir, Herr Penn, daß Sie ein sehr eifriger und beschäftigter Jakobit sind."

„Es ist mir von jeher so Vieles nachgesagt worden, Freund Wilhelm," sprach Penn, ohne den Hut vom Kopf zu nehmen, „daß ich mich auch hierüber nicht wundern kann. Die müßige Welt meinte früher, es könne mir nicht möglich sein, wie ein Hofmann aufzutreten und dabei ein richtiger Quäker zu bleiben. Der bin ich noch immer unter dem Schutze Gottes, und ein schlimmer Verschwörer dabei zu sein, scheint sich nicht zu vereinigen."

„Sie predigen und behaupten öffentlich, daß sogar ein Vertheidigungskrieg eine Sünde ist," fuhr der König mit einem so unbewegten Gesicht fort, wie man es so oft an ihm sah, wenn er nicht alle seine Empfindungen äußern wollte.

„Dabei aber thun Sie alles Mögliche, um eine fremde Armee in unser Land zu bringen.“

„Ich glaube nicht, daß mir dies Jemand beweisen kann,“ versetzte der Quäker. „Hüte Dich, Freund Wilhelm, daß Du Niemandem Unrecht thust.“

„Sie haben dem König Jakob geschrieben, daß meine Freunde nichts so sehr fürchteten als die Entscheidung der Waffen, und daß, wenn Truppen von Irland oder Frankreich einträfen, die Zahl der Royalisten größer als jemals früher sein würde. Ein Brief des Königs Jakob an Sie ist aufgefangen worden, welcher das innigste Verständniß zwischen ihm und Ihnen kund giebt.“

„Ich kann Niemanden verhindern, mir zu schreiben was er will,“ versetzte der Quäker; „ich bin nur verantwortlich für das, was ich selbst sage oder thue. Ich bin durch Dankbarkeit und Zuneigung an den früheren König gebunden; meine Anhänglichkeit weihe ich jedoch nicht Jakob dem Zweiten, sondern Jakob Stuart. Er verbesserte das Loos meiner Brüder, als er die Macht dazu hatte; dies werde ich nie vergessen. Ich würde sehr froh sein, ihm irgend einen Dienst in seinen Privatangelegenheiten leisten zu können, allein ich werde niemals die Pflicht gegen mein Vaterland verletzen und deshalb nie daran den-

ken, ihm durch Gewalt der Waffen zur Rückkehr zu verhelfen."

Der König schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„Auf jeden Fall gehören Sie nicht zu Denen, welche bei dem Umschwung des Glücks ihren alten Herrn verriethen. Sie sind in Verwahrsam genommen; mehrere Zeugen haben gegen Sie ausgesagt, doch möchte ich nicht gern hart mit Ihnen verfahren. Wenn sich auch diese Dinge wohl von einem andern Gesichtspunkt noch betrachten lassen, als Sie sie darstellen, so werden Sie doch auf keinen Fall jemals ein gefährlicher Verschwörer sein. Sie verdienen in mancher Hinsicht große Achtung und dies will ich mehr bedenken als mein eignes Interesse. Ich werde mich für zufriedengestellt erklären und will dem Staatsrath vorschlagen, Sie Ihrer Haft zu entlassen."

„Daran thust Du sehr wohl, Freund Wilhelm," sagte der Quäker mit großer Heiterkeit.

„Doch empfehle ich Ihnen, Sich ferner nicht mit Politik zu befassen, sondern ruhig fortzuleben, damit mein Vertrauen auf Sie gerechtfertigt werde."

William Penn hatte die größte Lust, noch in einer wortreichen Rede seine Gefühle auszusprechen, doch war die Miene, mit welcher der König

zum Abschied winkte, so sehr ernst, daß er diesem also kund gegebenen Befehle sogleich zu folgen für das Beste halten mußte. Das größte Capital des Vielbeschäftigten, die Zeit, war auch dem Könige jetzt so sehr kostbar, daß er sie nicht in unnöthigen Reden verlieren konnte.

35.

Der Nächste, welcher von dem im Vorzimmer Harrenden in die Gegenwart des Königs zugelassen wurde, war der Bischof von Salisbury, welchen wir als Doctor Burnet schon im Anfange unserer Erzählung kannten. Wie verschieden auch die Urtheile über die politischen und kirchlichen Meinungen dieses Mannes bei seinen Zeitgenossen lauteten, dennoch mußten Alle ihm zugestehen, daß er als ein wahrhaft christlicher Prediger den Pflichten seines Standes oblag. In jedem Sommer reiste er zwei Monate lang in seinem so sehr ausgedehnten Sprengel umher, in allen Kirchen pre-

digend und catechisirend. Weder schlimmes Wetter noch schlechte Wege hielten ihn von diesen Rundreisen ab. Die Armuth der niedern Geistlichkeit war der Gegenstand seiner beständigen Sorge und es gelang ihm zuletzt, für diese eine Zulage von der Regierung zu erwirken.

Wenn er durch seine Fürsprache einem Bedürftigen eine Gabe von irgend einer Behörde verschaffte, so legte er aus seiner eignen Tasche eine nicht unbeträchtliche Summe zu. Er unterstützte viele junge Leute, welche sich unter seiner Aufsicht dem Studium der Theologie widmeten und verwendete überhaupt das ganze große Einkommen seiner geistlichen Würde einzig zu Handlungen der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. Für seine Kinder häufte er nichts davon zusammen; sie besaßen etwas Vermögen von ihrer Mutter und er sagte ihnen, daß sie nur Dieses zu ihrer Benutzung haben dürften; was er sonst einnähme gehöre der großen Heerde, als deren Hirte er von Gott und vom Könige bestellt sei.

Die Stirn des guten Prälaten, welcher so wenig seine Gefühle zu verbergen verstand, war heute ungewöhnlich bewölkt. Man sah ihm an, daß schwere Sorgen ihn bedrückten. Der König, welcher sich noch eben so gemessen und entschieden gezeigt, war jetzt um so bewegter und ergriffener, da er Burnet zu seinen Vertrauten rechnete. Ein

Blick auf diesen belehrte ihn über dessen Gemüthszustand.

„Was giebt es, lieber Doctor?“ rief er ihm entgegen.

„Ich darf Eure Majestät,“ antwortete er, „nicht mit vielen Reden heute aufhalten, doch habe ich eine Sache mitzutheilen, welche von großer Wichtigkeit ist.“

„Sprechen Sie, Burnet,“ sagte der König.

„Ein Flottenoffizier, welcher sich einen warmen Anhänger Eurer Majestät nennt, kam zu mir, um einen Vorschlag zu machen, den ich dem Könige vorzutragen versprach. Eure Majestät sollten geruhen, eins Ihrer besten Kriegsschiffe auszuwählen und ihm dessen Commando zu übergeben. Er würde nach Dublin segeln, sich dort für König Jakob erklären und diesem anzeigen, daß er eine Botschaft an ihn auszurichten habe, da er in der Flotte unter ihm diente und ihm persönlich bekannt sei. Er bäte den König um die Ehre, zu ihm an Bord zu kommen und ihm dort Gehör zu geben. Er kenne die ungenirte Weise König Jakobs; dieser würde sogleich auf das Schiff kommen, wie er als früherer Flottenadmiral stets gethan. Dann wolle der Capitain schleunigst die Anker lichten und sogleich mit dem König Jakob fortsegeln, um ihn in Spanien irgendwo an der Küste auszusetzen und ihn dadurch in die Gewalt

des dortigen Königs und Eurer Majestät zu bringen."

„Dies würde Verrätherei sein," sprach Wilhelm sehr ernst.

„Das ist auch meine Meinung," versetzte der Bischof, „doch stehen unsere Angelegenheiten ziemlich mißlich, und ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, Eure Majestät von diesem Plane zu unterrichten, der Ihnen sonst doch auf andere Weise mitgetheilt worden wäre."

„Und wenn," sagte der Monarch nachdenkend, „der König Jakob sich von seiner Leibwache begleiten ließe, so würde es zum Kampf kommen und der König könnte dabei verwundet werden. Hieran will ich keinen Theil haben. Sagen Sie dem Offizier, daß ich seinen Vorschlag zurückweise."

„Gott sei gelobt," sagte Burnet erleichtert, „daß Eure Majestät so denken. Ich meine auch, daß wir kein so unlauteres Mittel anwenden dürften, wenn es uns auch großen Nutzen bringen könnte, doch würden die größten Verlegenheiten beendet sein, wenn es glückte."

„Nein, nein," rief der König, „ich will nichts davon wissen. Wenn mein Schwiegervater sich auf die See begiebt und nach dem Recht des Krieges von einem meiner Flottencapitaine auf ehrliche Weise zum Gefangenen gemacht wird, so werde ich diesen guten Zufall benutzen und ihn nach Holland in ein anständiges Gewahrsam brin-

gen lassen, bis der Friede hergestellt ist, denn ihn hier in England festzuhalten, würde neue Aufregung verursachen und überhaupt unklug sein. Aber nie will ich einen solchen Vortheil, wenn er auch noch so groß ist, einer niederträchtigen Verrätherei verdanken."

„Ich habe mich nicht in Eurer Majestät geirrt," sagte Burnet mit sehr aufgehelltem Antlitz, „denn ich hoffte, daß Sie so entscheiden würden."

„Es ist mir nicht durchaus zuwider, in's Feld zu ziehen," fuhr der König fort, „denn ich habe von Natur kriegerische Neigungen, allein diesmal gehe ich sehr ungern, da ich mich meinem Onkel und Schwiegervater persönlich gegenüber stellen muß. Es würde ein großer Kummer für mich und für die Königin sein, wenn er verwundet oder getödtet würde, was im Kriege immer leicht möglich ist, da Gefahr von allen Seiten droht."

Er hielt inne. Der Bischof sagte gedämpft:

„Wir müssen das Kommende dem Herrn anheimstellen, welcher das Leben der Könige wie das Schicksal der Schlachten in seinen Händen hält."

„Was mich betrifft," sprach Wilhelm weiter, so hege ich keinen Zweifel über das, was mir zu thun obliegt. Ich muß die Aufgabe erfüllen, welche mir auferlegt worden ist und mein Weg ist mir vorgezeichnet, was sich mir auch auf ihm entgegenstellt und ob auch mein Herz tief innerlich dabei blute. Aber die Gefahren, welche von allen

Seiten mein Reich umgeben, sind groß. Der schlimmsten gehe ich selbst entgegen, indessen lasse ich eine üble Stimmung unter einem bedeutenden Theile der Geistlichkeit, die verrätherische Gesinnung so vieler Hoch- und Niedriggestellten, die grimmige Wuth der sich tödtlich hassenden Parteien, hinter mir zurück."

„Und die französische Flotte, welche nahe dem Canale bei Brest kreuzt," fügte Burnet bedeutungsvoll hinzu.

„Ich werde," fuhr der Monarch fort, „eher die Irländer und Franzosen besiegen als die Engländer regieren können. Ich vertraue auf Gott; ich will mein begonnenes Werk zu Ende führen oder darin umkommen. Nur bedauere ich die Königin — die arme Königin — ihre Thränen sind nur zu sehr gerechtfertigt — die arme Königin!" —

Seine Stimme versagte ihm und ein tiefer Seufzer entstieg seiner gepreßten Brust. Eine weiche Zärtlichkeit, eine tiefe Bekümmerniß hatte aus seinem Ton gesprochen. Nach kurzer Pause fügte er hinzu:

„Wenn Sie mich lieben, Doctor, so stellen Sie sich oft in meiner Abwesenheit bei ihr ein, trösten Sie sie, rathen Sie ihr, ermuthigen Sie sie — helfen Sie ihr, wie Sie können — ich bitte Sie dringend darum!"

Er war ihm ganz nahe getreten, hatte seine

beiden Hände ergriffen und drückte sie fest, indem Thränen in seinen Augen schimmerten.

„Ich werde es thun — ich verspreche es Eurer Majestät heilig!“ sprach der Bischof tief ergriffen.

„Und beten Sie für mich, Burent, für mich und für die Königin — und für den König Jakob, daß ihm kein Leid widerfahre — beten Sie für uns Alle — denn nie sind wir des allmächtigen Schutzes bedürftiger gewesen, als jetzt!“

„Ich werde es thun — täglich soll es geschehen — Gott behüte Eure Majestät und die Königinn — und das ganze königliche Haus!“ sprach der gute Bischof mit wankender Stimme und verließ bald darauf das Cabinet, denn die mancherlei noch harrenden Angelegenheiten zwangen den König auch hier zu einem kurzen, darum jedoch nicht weniger herzlichen Abschied*).

Der König trat seine Reise nach Irland an. Prinz Georg hatte seine Dienste angeboten und sich vollständig für den Feldzug equipirt. Er erwartete wieder, daß ihm seinem Range gemäß ein Platz in dem Wagen seines königlichen Schwagers angeboten werden würde. Dieser war indessen abermals der begründeten Meinung, daß Lord Portland ein viel angenehmerer Reisegefährte für

*) Siehe über alles Dies: „Burnet, Geschichte meiner eignen Zeit.“

ihn fein würde und ließ ihn daher, wie früher, anderweitig einen Platz suchen, wo es ihm gefiele, wobei er überhaupt während des ganzen Feldzuges sehr wenig Notiz von ihm nahm, und diese lieber wichtigeren Gegenständen zuwendete. Die Empfindungen des Prinzen waren so wenig lebhaft, daß er für seine Person diese Vernachlässigung nicht sehr empfunden haben würde. Desto mehr aber fühlte sie Sarah Marlborough, und auf ihren Antrieb die Prinzessin Anna für ihn, so daß diese einen Grund mehr zu späterer, lange gehegter Unzufriedenheit gegen Wilhelm den Dritten abgab. Wirklich würde seine Regierung glücklicher und friedlicher gewesen sein, wenn er auch bei so mancher andern Gelegenheit sich weniger schroff gegen Leute benommen hätte, die sich allerdings seiner Aufmerksamkeit nicht wirklich würdig zeigten, oder deren Gesellschaft ihm lästig war, und sie nicht zu seinen Feinden gemacht hätte. Sein Muth, seine Fähigkeiten, seine Entschlossenheit und Geistesgröße würde ihm selbst weit größeren Vortheil gebracht haben, wenn er ihnen ein wenig von der heiteren Laune und der zuvorkommenden Artigkeit seines Onkels Karls des Zweiten beigesellt hätte. Zu seinen Eigenthümlichkeiten dagegen gehörte eine gewisse äußerlich rauh erscheinende Menschenliebe, welche auch dem Feinde Gerechtigkeit angedeihen und dem Besiegten Schonung bezeigen wollte, welche jedoch selten diese Feinde versöhnte und

dagegen oft seine Anhänger erbitterte, in welcher er aber unerschüttert verharrte, unbeirrt durch die Undankbarkeit der Einen oder durch den Zorn der Andern, vor welchen er die Ersten gerettet hatte.

Maria die Zweite war also genöthigt, in dem Alter von noch nicht neun und zwanzig Jahren die Zügel ihres getheilten, unruhigen und schwer bedrängten Reiches in ihre unerfahrene Hand zu nehmen. Sie siedelte von Hampton-Court nach dem Pallast von Whitehall über, um ihren Räthen und Ministern nahe zu sein. Sehr bald aber war die französische Flotte, welche Tourville, der fähigste und entschlossenste französische Admiral seiner Zeit, commandirte, von der englischen Küste aus sichtbar. Schnell erhielt die englische Flotte Befehl, sich ihr entgegen zu legen, und noch waren nicht vierzehn Tage seit der Abreise des Königs verflossen, als sich von den Leuchtthürmen auf dem Gestade Britanniens der prachtvolle Anblick einer Reihe von wenigstens hundert und fünfzig großen, theils feindlichen, theils freundlichgesinnten Kriegsschiffen bot. Zu den letztern gehörte eine Anzahl vortrefflich ausgerüsteter holländischer Fahrzeuge, welche der Admiral Evertsen befehligte und welche sich der englischen Flotte angeschlossen hatten.

Nur zu gewiß war es jedoch, daß die englischen Unzufriedenen mit den Feinden im Bunde waren und diese benachrichtigt hatten, daß jetzt der geeignetste Zeitpunkt zu einer Landung in England

und zu deſſen Eroberung für Ludwig den Vierzehnten und ſeinen Schützling Jakob gekommen ſei. Die unzweideutigſten Beweiſe lagen vor, daß Lord Clarendon, der älteſte Onkel der Königin, an der Spitze dieſer verrätheriſchen Unzufriedenen ſtände. Obgleich Anfangs Wilhelm beiſtimmend, hatte er es ſpäter vortheilhafter gefunden, wieder auf Jakobs Seite zu treten, und conſpirirte nun gegen den Erſtern. Lord Rocheſter dagegen, der jüngſte Bruder der Mutter der Königin, war dieſer letztern und ihrem Gemahl treu geblieben. Wilhelm hatte dieſem ſehr ernſt geſagt, daß große Verdachtsgründe gegen ſeinen Bruder vorlägen, und daß er ihn warnen möge, in ſeinen geheimen Machinationen weiter zu gehen, da er ungern mit Strenge gegen ihn verfahren wolle. Clarendon hatte jedoch dieſe Ermahnungen unbeachtet gelaſſen und die Gefahr ſtieg nun an allen Seiten ſo hoch, daß die zarten Rückſichten der Blutsfreundſchaft ſchweigen mußten. Maria entwickelte in dieſer gefährlichen Criſis eine ſolche Entſchloſſenheit und eine ſo verſtändige Handlungsweiſe, wie ſie ſehr ſelten nur ihre Vorväter aus dem Hauſe Stuart auf dem engliſchen Thron gezeigt hatten. Sie verſammelte ihre Räthe und forderte ſelbſt von ihnen, daß Lord Clarendon, über deſſen Schuld durch ſeine eigene Handſchrift die bündigſten Beweiſe vorlagen, verhaftet werden ſolle. Er wurde alſo mit mehreren andern bekannten Jakobiten in den To-

wer geführt, später jedoch wieder in Freiheit gesetzt. Nun wurde ein zweiter, noch wichtigerer Beschluß gefaßt. Der englische Admiral Torrington erhielt den Befehl, nicht weiter zurückzugehen, sondern sofort eine Seeschlacht zu wagen, damit die beabsichtigte Landung der Franzosen vereitelt würde. Er durfte diesem nicht zuwiderhandeln, schrak aber zurück vor der Verantwortlichkeit, welche der Ausgang dieser Schlacht ihm auferlegte: das Schicksal dreier großen Königreiche! — Er wußte zudem zu gut, wie schmachvoll er so manche Einzelnheiten des Flottenwesens während seines üppigen, weichlichen und unnützen Lebens der letzten Zeit vernachlässigt habe, und schlug deshalb einen Mittelweg ein, dessen Ausführung einen unauslöschlichen Flecken auf seinem Andenken gelassen hat. Er gab die Ordres für die verhängnißvolle Schlacht von Beachy-Head, und legte die zwanzig holländischen Schiffe in die vorderste Reihe. Diese begannen das Treffen mit den achtzig französischen Schiffen und hielten es mit einer Geschicklichkeit und Tapferkeit aus, welche in den Tagen van Tromps und de Ruyters nicht übertroffen worden war. Torrington blieb jedoch mit seinen englischen Schiffen wohlweislich im Hintergrunde und unterstützte seine Verbündeten so wenig, daß kaum ein englisches Schiff in's Gefecht kam. Nachdem mehrere holländische Fahrzeuge ganz, und andere theilweise ruinirt waren, sah sich Evertsen genö-

thigt, mit dem Rest die Flucht nach der Themse zu ergreifen, wenn dieser nicht auch vernichtet werden sollte. Kaum glücklich im Hafen angelangt, beorderte er, daß das Fahrwasser der Themse auf jede mögliche Weise so unsicher gemacht werden solle, daß ihm die Feinde vorerst nicht dahin zu folgen wagen würden.

Wenn es aber dennoch geschähe, wenn die Franzosen diese leichten Hindernisse hinwegräumten, wenn sie die Themse hinaufsegelten, den Tower bombardirten, die Schiffswerften zerstörten, den ganzen Wald unzählbarer Masten, der vor der Londoner Brücke lag, mit der Hauptstadt selbst in Feuer aufgehen ließen? fragten sich angstvoll die Londoner.

Eben so schlimme Nachrichten trafen vom Festlande ein. Der Prinz von Waldek hatte nach einem langen, heißen Gefechte die Schlacht bei Fleurus gegen den Marschall von Luxemburg verloren. Flandern wurde von den Franzosen überschwemmt und man erfuhr, daß ein zweites ihrer Heere auf dem Wege nach Dünkirchen sei, daß Tourvilles siegreiche Flotte sich dahin begeben, diese Truppen in wenigen Stunden an Bord nehmen und sie eben so schnell nach der englischen Küste übersetzen würde. Am nächsten Tage schon war es möglich, daß die Kunde erschallen würde, daß die Jakobiten an allen Seiten aufgestanden seien, sich mit diesen dreißigtausend gelandeten französi-

schen Veteranen vereinigt hätten und sie in London einführten — und in ganz England befanden sich keine zehntausend Mann regulärer Truppen, die diesen vereinigten Feinden sich hätten entgegenstellen können.

Aber gerade diese äußerste Gefahr trug ihr eigenes Heilmittel in sich, denn höher denn jemals erhob sich der Patriotismus der Engländer.

Eine Invasion Fremder war ihnen ein unerträglicher Gedanke. Sie waren eifersüchtig auf Wilhelms Liebe zu Holland, allein sie haßten Ludwig den Vierzehnten so gründlich wie er selbst. Das schlimmste, was sie den Holländern nachsagen konnten, war, daß sie zu sehr von der Krone begünstigt würden, daß sie den Engländern einen zu großen Theil der Kriegslasten aufbürdeten daß sie sich Handelsvortheile auf Kosten derselben zueignen wollten. Aber die Franzosen wollten sie unterjochen und würden die reizenden Thäler Kents so schändlich verwüsten, wie sie es mit den Städten nnd den fruchtbaren Gefilden der Pfalz gethan hatten. Oxford und Salisbüry würden wie Heidelberg und Manheim in Trümmer gelegt, Dörfer und Wiesen zerstört, Fruchtbäume niedergehauen, und Saaten von einer grimmigen Soldateska zerstampft werden, welche weder Greise, noch Weiber noch Kinder verschonte. „Die Franzosen kommen, Die Franzosen kommmen!“ war das Geschrei welches gleich einer riesigen Lärmglocke über das

ganze Land ertönte und welches alles Murren über hohe Abgaben und über unabgeänderte Mißbräuche, über Wilhelms unliebenswürdiges Benehmen und über die Begünstigung seiner Holländischen Freunde, niederschlug. Es war, als wenn die Zeiten der Königin Elisabeth zurückgekehrt seien, als vor hundert Jahren England unter ihr von der spanischen Armade bedroht wurde, so gewaltig war noch einmal die patriotische Erhebung der Gemüther. Aller Hader der Parteien schwieg und Alle vereinigten sich wieder in dem einen Gefühl, daß sie Engländer seien und daß sie Alle ihre heimische Erde mit Gut und Blut gegen die fremden Unterjocher vertheidigen wollten.

Das tapfere Benehmen der Holländer wurde laut gelobt, Torrington dagegen bitter getadelt. Die Stadt London erbot sich, sogleich hunderttausend Pfund in den Staatsschatz zu zahlen und zehntausend Londoner sollten, wohlbewaffnet und ausgerüstet, jede Stunde bereit sein, dem Feinde entgegen zu marschiren; eine ebenso große Macht wolle man in den nächsten Tagen zusammenbringen, ohne daß Alles der Königin einen Pfenning kosten solle; nur möge sie Offiziere für diese Truppen ernennen, in welche sie Vertrauen setze. Die jungen Landleute strömten, Alles verlassend, zu den Fahnen und die jungen Jakobiten, welche früher Jakob dem Zweiten ihre Hülfe versprochen, sobald Wilhelm sich entfernt habe, verhielten sich

nun, da der Einmarsch der Franzosen stündlich erwartet wurde, ruhig und versteckten ihre Waffen. Die Königin schickte einen besondern Gesandten mit einem eigenhändigen Briefe an die Generalstaaten, in welchem sie die bewiesene Tapferkeit der holländischen Seeleute sehr lobte und versprach, daß ihre beschädigten Schiffe auf den englischen Werften nnd auf Kosten der Engländer ausgebessert werden und daß der Admiral Torrington vor Gericht gestellt werden solle, um sich wegen seines Benehmens zu verantworten.

Fast über ihre Kräfte hatte sich Maria in dieser Zeit der qualvollsten Aufregung angestrengt und sie klagte Elisabeth Villiers, daß sie sich kaum auf Augenblicke dem Drange der Geschäfte zu entziehen vermöge, um im Gebet Trost und Beruhigung zu suchen. Nun erfuhr sie, daß sich die Heere ihres Gemahls und ihres Vaters gegenüber ständen und daß stündlich eine Schlacht erwartet werden könne. Sie nahm sich endlich so viele Zeit, um nach Kensington zu fahren und dort einige Stunden in ihrem neu angelegten Garten hinzubringen. Aber auch hier vermochte sie für ihr gequältes Herz nicht Ruhe zu finden. Schmerzliche und freudige Erinnerungen bestürmtenes bei jedem Schritte. Würde sie ihn wieder sehen, mit dem sie so viele glückliche Tage hier verbracht hatte, an dem ihre Seele mit allen Banden der innigsten Zärtlichkeit, der wandelloseſten Treue,

hing? — Als sie am Abende dieses Tages sich endlich in der Einsamkeit ihres Cabinets sah, schrieb sie an den König:

„Mein heutiger Besuch in Kensington rief es mir nur zurück, wie glücklich ich dort in Deiner theuern Gesellschaft war. Ich will nicht mehr darüber sagen, denn ich würde bald meine Thränen nicht mehr zurückhalten können. Meine armen Augen haben schon viel in dieser Zeit gelitten; ich muß sie schonen, denn ich bedarf ihrer mehr denn jemals früher. Lebe wohl, gedenke meiner und liebe mich wie ich Dich, den ich mehr als mein Leben liebe.*)

„Maria R."

Als sie früh am folgenden Morgen in die Kapelle von Whitehall gehen wollte, um nach einer schlaflosen Nacht noch einmal im heißen Gebete Gott um Hülfe in aller ihrer Noth zu bitten, trat ihr Lord Nottingham, der zuverlässigste und achtbarste ihrer Räthe, entgegen. Bisher hatte sie sich allen ihren Umgebungen gefaßt und äußerlich ruhig gezeigt, soweit auch ihr Inneres davon entfernt war; sie bedachte stets, daß sie eine Königin sei und allen ihren Unterthanen mit einem guten Beispiele vorangehen müsse. Nun aber schwand diese Ruhe.

*) Siehe: Marias Briefe an Wilhelm.

„Was führt Sie so früh zu mir, Mylord?“ fragte sie mit angehaltenem Athem.

„Es sind Nachrichten aus Irland angelangt,“ sagte der Staatssekretair mit einem sehr ernsten Gesicht

„Sie werden nicht gut sein, ich sehe es an Ihren Mienen!“ sprach sie angstvoll.

„Der König ist verwundet,“ erwiederte Lord Nottingham gedämpft.

Die Königin erbleichte. Sie wollte den Mund zu einer neuen Frage öffnen, doch erstarb ihr das Wort auf der Zunge und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Der Lord, wohl wissend, daß er ihr das beste Beruhigungsmittel bringen könne, fuhr fort:

„Seine Majestät haben einen Brief für die Königin gesandt; die erhaltene Verletzung ist Gottlob nicht so bedeutend gewesen, um den König an's Bett zu fesseln.“

„Ich danke Ihnen, Mylord,“ sagte sie etwas gefaßter. „Wir müssen auf bessere Nachrichten hoffen.“

Sie winkte ihm zum Abschied, nachdem er ihr den Brief überreicht. Als sie allein war drückte sie ihn an ihre Lippen und überflog den Inhalt. Wilhelm sagte ihr, daß er glücklich bis zum Fluß Boyne vorgedrungen sei, daß jedoch die erhaltene Wunde ihn nicht abhalten würde, an der Schlacht theilzunehmen. Sie ergriff die Feder, um ihm so-

gleich zu antworten und sprach noch einmal ihre Liebe gegen ihn aus, ihre Furcht seinetwegen, und ihre Dankbarkeit gegen Gott, der ihn soweit beschützt habe. Noch hatte sie diese beredten Ausbrüche ihrer Zärtlichkeit für ihren Gatten nicht beendet, als Lord Nottingham abermals gemeldet wurde. Diesmal kündete sein freudestrahlendes Gesicht bessere Mähr. Er sagte ohne sich bei weiteren Formalitäten aufzuhalten:

„Ein zweiter Bote ist angekommen; unsere Armee hat den Boyne überschritten und die Irländer fliehen vom Schlachtfelde.“

„Und der König?“ fragte sie zagend.

„Seine Majestät befinden Sich wohl,“ antwortete der Lord.

„Gott sei gepriesen!“ rief Marie aus tiefster Herzensangst. Dennoch kehrte das Blut noch nicht in ihre erbleichte Wange zurück, denn sie rief nun:

„Aber mein Vater — was wissen Sie von meinem Vater?“

„Der König Jakob befindet Sich gleichfalls wohl,“ sprach der Lord noch einmal. „Man hat ihn unversehrt bei den Seinigen gesehen und von einem Unfalle, der ihm zugestoßen sein könnte, ist nichts bekannt geworden.“

„Gott sei gepriesen!“ rief Marie wieder und nicht minder innig als zuvor. „O, ich hätte mich nicht über das Glück meines Gemahls freuen kön-

nen, wenn es durch eine Verwundung oder sonstige Beschädigung meines Vaters erkauft worden wäre!“

„Die guten Nachrichten thun uns Noth, denn wir haben deren wenige in der letzten Zeit gehabt,“ sprach Lord Nottingham mit Bedeutung.

„Gewiß,“ sagte die Königin mit einem Seufzer. „Wir haben es sehr nöthig hier, unsere Fassung und unsere Umsicht zu behaupten, denn es sind schwere Zeiten in England!“

Der Lord zuckte die Achseln und bald darauf folgte ihm die Königin in die Versammlung ihrer Räthe. Sobald sie aber wieder eine halbe Stunde sich zurückziehen konnte schrieb sie noch einmal an Wilhelm und bat ihn dringend, doch jede mögliche Vorsorge für ihren Vater zu tragen, damit ihm auf keinen Fall durch seine oder seiner Anhänger Waffen oder durch sonstige Kriegszufälle ein Leid widerführe. —

Wirklich landete der Admiral Tourville bald in Torbay, auf der nämlichen Stelle, wo Wilhelm mit seinen Tapfern das Reich betreten hatte, dessen König er jetzt war. Aber das Leuchtfeuer auf der nächsten Höhe wurde sogleich von den wachsamen Engländern angezündet und ihm antworteten andere Flammen von Hügel zu Hügel. Boten ritten die ganze Nacht von einem Oberbeamten zu dem andern und am nächsten Tage stand die ganze Grafschaft Devonshire unter Waffen. Die großen Lords stellten sich an die Spitze aller ihrer Päch-

ter und sonstigen Untergebenen, indem ihnen die jungen Leute jedes Standes haufenweise zuströmten. Alle entfalteten eine erstaunliche Thätigkeit, einen geregelten Widerstand ihrer Landmiliz zu organisiren und sandten Boten über Boten an die Königin, daß sie ihnen reguläre Soldaten schicken möge, damit sie mit deren Hülfe die Franzosen, welche auf hundert und elf kleinen und großen Schiffen gekommen waren, zum Lande hinausschlagen könnten. Zahlreiche Abtheilungen von Cavallerie sammelten sich bei Hounslow, wo auch Jakobs Lager gestanden; die Königin musterte sie und ritt in Begleitung Marlboroughs durch ihre Reihen, welcher sie wegen ihrer guten Ausrüstung und bedeutenden Geschicklichkeit sehr lobte. Zehn tausend Bergleute aus den Zinnmienen von Cornwall sandten der Königin eine Adresse, daß sie für sie gegen jeden Feind ihre Waffen erheben wollten und andere siebzehn tausend Mann vereinigten sich in einem Lager nahe an der Küste. Das ganze südliche England war zu Fuß oder zu Pferde binnen einer Woche kampfgerüstet und wo man einem Trupp Bewaffneten begegnete riefen diese wie mit einer Stimme: „Gott segne den König Wilhelm und die Königin Marie!“

Als der französische Admiral diesen fast einmüthigen Widerstand der ganzen Bevölkerung gewahrte, begnügte er sich mit der Heldenthat, der

kleinen Ort Teignmouth und dessen Umgebungen zu verwüsten. Die Häuser der entflohenen Einwohner, so wie die ehrwürdige Dorfkirche wurden niedergebrannt, die Kanzel und der Altar zerstört, die kirchlichen Bücher vernichtet. Das Vieh wurde getödtet und mehrer Fischerböte, deren Besitzer friedlich an der Küste ihrer Beschäftigung oblagen, in den Grund geschossen. Hierauf fand er es am Gerathensten, seine Soldaten wieder einzuschiffen, um mit ihnen nach Frankreich zurückzukehren. Durch diese Anfangs so erfolgreich scheinende Unternehmung thaten die Jakobiten sich und ihrem König den größten Schaden. Sie hatten sich bisher bemüht, ihre Landsleute zu überreden, daß die Franzosen nur als Freunde kämen, welche strenge Mannszucht halten, Niemanden ein Leides zufügen und welche abreisen würden, sobald die holländischen Unterdrücker verjagt und der alte König wieder eingesetzt wäre. Allein in den wenigen Stunden, während welcher die Franzosen in England gewesen waren, hatten sie den kleinen Theil Erde, der unter ihre Botmäßigkeit gerieth, so niederträchtig verwüstet, wie es im Großen in der Pfalz geschehen war. Diese Kunde erregte im ganzen Lande den gerechtesten Zorn, der sich natürlich als Abscheu gegen jeden ferneren Besuch der Franzosen aussprach. Der Kampf in England war nun nicht mehr ein Streit zweier feindlicher Dynastien, sondern er war zum Krieg zwischen

Brittannien und Frankreich geworden und also wendeten sich die Sympathien fast aller ehrenwerthen Engländer ihren eignen Kämpfern zu. —

36.

Die Königin Marie Beatrice hatte die Dienste des Grafen von Lauzun glänzend zu belohnen gewünscht und deshalb Ludwig den Vierzehnten zu bewegen gewußt, ihm das Commando der acht tausend Franzosen zu übergeben, welche der Letztere nach Irland senden wollte. Der Kriegsminister Louvois erkannte indessen zu wohl, daß der kühne Geleitsmann der flüchtenden Königin weit mehr zum irrenden Ritter als zu dem sehr verantwortlichen Posten des Oberbefehlshabers einer bedeutenden Streitmacht geschaffen sei und stimmte daher sehr ungern dem Willen des französischen Monarchen bei. Beim Abschiede richtete er die Ermahnung an ihn, daß er sich nicht vom Ungestüm seiner Kampflust zu unbesonnenen Unternehmungen

hinreißen, sondern die Engländer mehr durch die Ungunst der Witterung und des Climas zu ruiniren suchen solle, wie dies schon im vorigen Jahr geschehen war. Es wurden also der General von Rosen und der Graf von Avaux zurückberufen und Lauzun übernahm neben Jakob und Tyrconnel den Oberbefehl der Armee von Irland, indem er in dem Schlosse zu Dublin seine Wohnung aufschlug.

Der Herzog von Schomberg hatte mittlerweile den Feldzug mit einigen Fortschritten für die Engländer eröffnet, wollte jedoch dessen Fortführung Wilhelm überlassen, welcher, mit Geld und Kriegsmaterial versehen, unter dem Jubel der protestantischen Bevölkerung in Irland landete. Die beiden kämpfenden Fürsten versammelten nun ihre Truppen, doch war es merkwürdig, welche Veränderung sich jetzt bei Wilhelm kund gab. Seine Lebensgeister, welche seit mehr als achtzehn Monaten von dem Gezänke der Fractionen und durch das Gewirre der ihn umgebenden Intriguen, die er kaum halb verstand, niedergedrückt waren, erhoben sich in ihrer alten Thatkraft, als Fahnen um ihn flackerten und Zelte sich um ihn ausbreiteten. Dieser eigenthümliche Mann, der in Whitehall so unpopulär war, gewann sogleich die Herzen seiner Waffenbrüder, denn sie sahen zu ihrer Freude, daß er trotz seiner Schwächlichkeit alle ihre Drangsale mit ihnen trug und mehr an ihre Bequem-

lichkeit, als an seine eigene dachte; daß er mehrere Offiziere scharf tadelte, welche Ueberflüssigkeiten für seine Tafel herbeischaffen wollten, dabei aber sich um die Bedürfnisse der gemeinen Soldaten wenig kümmerten. Vom ersten Tage des Feldzugs an schlief er nie irgend wo anders, als in seinem kleinen hölzernen Hause, und keine Vorstellungen vermogten ihn, an heißen Tagen und bei heftigem Winde sich aus der dicken Staubwolke hinweg zu begeben, welche die Marschlinie einhüllte, und welche stärkere Lungen als die seinige ernsthaft belästigte. Lange noch erinnerte man sich der freundlichen Blicke und seiner gütigen Worte, und der Ton seiner Stimme war allen Soldaten vertraut, welche ihn wie ihren Vater liebten, während die Offiziere seine Gesprächigkeit und gute Laune rühmten. Mit raschen Schritten rückte seine Armee vor; die Irländer und Franzosen retirirten, doch machten sie endlich jenseits des Flusses Boyne Halt. Wilhelm langte mit den Seinigen am andern Ufer an.

Die Fahnen der Häuser Stuart und Bourbon weheten von den Mauern des nahegelegenen kleinen Ortes Drogheda; Jakobs Zelt war auf dem benachbarten Hügel aufgerichtet, und lange Zeltgassen und Batterien liefen weit vom Ufer hinunter. Tausende von Bewaffneten wogten zwischen ihnen umher und alle diese Tausende, Franzosen und Irländer, trugen weiße Cocarden zu

Ehren des bourboniſchen Königs an den Mützen. Wilhelm ritt früh am Morgen an dem von ihm beſetzten Ufer umher, um die Stellung des Feindes zu unterſuchen. Hin und wieder trennten ihn nur zweihundert Fuß von ihr; Schomberg und mehrere andere Offiziere begleiteten ihn.

Am andern Ufer lagen der jugendliche Sohn Jakobs, der Herzog von Berwick, Lauzun mit ſeinen fliegenden Locken und Tyrconel, der einſt als das Modell männlicher Schönheit in den Palläſten der Stuarts bewundert wurde, jetzt jedoch durch die Jahre und das Podagra gekrümmt war, dem nämlichen Geſchäfte ob; auch der Graf von Sarsfield, ein tapferer Anführer der Irländer, begleitete ſie. Kaum gewahrten dieſe, daß der Mann gegenüber, welcher ſich nun, umgeben von einem glänzenden Kreiſe, auf den Raſen geſetzt hatte und mit dieſem das Frühſtück einnehmen wollte, der König Wilhelm ſei, als ſie Befehl gaben, ſchweres Geſchütz herbeizubringen. Zwei Feldkanonen wurden hinter einer Hecke aufgeſtellt. Wilhelm war ſchon wieder im Sattel, als ein Schuß herüberdonnerte und das Pferd des Prinzen von Heſſen, der unter ihnen diente, tödtete; gleich darauf ertönte ein zweiter — Wilhelm ſank auf den Hals ſeines Pferdes nieder. Ein Jubelgeſchrei erſchallte aus dem Lager der Irländer; die engliſchen Generale drängten ſich an ihren

König. Aber Wilhelm richtete sich wieder auf, indem er mit heiterer Fassung sagte:

„Beruhigen Sie sich, meine Freunde; es ist mir nichts Wichtiges passirt, indessen hätte mir die Kugel allerdings nicht näher kommen dürfen."

Seine Schulter war gestreift und einiges Blut floß von ihr; bald aber wurde es gestillt. Es wurde nach einem Chirurgen geschickt und ein Pflaster aufgelegt. Kaum war der Verband beendet, als er durch alle Posten seiner Armee ritt, um dieser zu zeigen, daß er sich sogleich wieder erholt habe. Lautes Freudengeschrei begrüßte ihn. So sehr triumphirte noch einmal die Stärke seines Geistes über die Schwäche seines Körpers, daß er an diesem Tage neunzehn Stunden lang zu Pferde blieb, und noch einmal am Abend bei Fackellicht inspicirte er seine eigenen und die feindlichen Truppen mit der größten Genauigkeit.

Strahlend und wolkenlos stieg die Sonne des ersten Juli des Jahres 1690 über die Fluten des Boyne empor, welcher bald von so vielem Blute geröthet werden sollte. Wilhelm beorderte Meinhard Schomberg, einen Sohn des Herzogs, mit Portland einige Meilen weit mit dem rechten Flügel hinauf zu marschiren, um den linken der Irländer zu umgehen. Jakob sandte ihnen ein Regiment Dragoner entgegen, welches jedoch zurückgeworfen wurde. Nun fürchtete Lauzun, daß die Engländer ihm jeden möglichen Rückzug ab-

schneiden würden und marschirte mit seinen Franzosen und mit den Reitern Sarsfields diesem ihrem rechten Flügel entgegen, um ihn vom weiteren Vordringen abzuhalten. Es war zehn Uhr Morgens geworden. Wilhelm stellte sich an die Spitze seines linken Flügels, der nur aus Cavallerie bestand. Schomberg führte das Fußvolk, welches das Centrum bildete. Die Parolen wurden gegeben und in wenigen Minuten war das Gewässer des Boyne von Bewaffneten angefüllt, welche alle grüne Büsche an ihren Hüten trugen. Viele gewannen glücklich das entgegengesetzte Ufer und drangen mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Irländer ein, deren Linie bald durchbrochen war. Tyrconnel war rathlos, denn wenn ihm gleich persönlicher Muth nicht fehlte, so war seine Kriegskunde doch stets sehr mangelhaft gewesen. Mehrere seiner besten Offiziere fielen an seiner Seite und bald begann die Flucht der Irländer. Ganze Regimenter warfen ihre Waffen und Fahnen weg und eilten davon, ohne einen Schuß gethan zu haben. Nun aber führte einer der irländischen Offiziere seine Reiterei in den Fluß, in welchem sie mit den hugenottischen Regimentern, mit der dänischen Brigade und mit den blauen Dragonern des Grafen Solms hartnäckig kämpften. Schomberg hatte den Uebergang seiner Truppen über den Boyne mit dem umsichtigen Auge eines klugen Feldherrn überwacht; jetzt aber setzte auch er in

den Fluß. Man beschwor ihn, erst seinen Küraß anzulegen; vergebens. Der alte Marschall drang mit jugendlichem Feuer vor, da er glaubte, daß das Schicksal des Tages schwanke; er erreichte jenseits den festen Grund und sammelte die Hugenotten um sich, deren tapferer Führer gefallen war.

„Vorwärts!" rief er auf französisch, „vorwärts, meine Herrn! Dort sind unsere Feinde!"

Es waren seine letzten Worte. Ein Trupp Irländer drang auf ihn ein und umringte ihn für einen Augenblick. Als seine Freunde sie zurückgetrieben lag er als Leiche auf dem Boden, von drei schweren Wunden bedeckt. Dieser Mann, der in acht Decennien nur das Gebot der Ehre gekannt hatte, starb als ihr Kämpfer auf dem blutgetränkten Boden des grünen Erin; indem er das letzte Reis zu jenem Lorberkranz fügte, der schon seit mehr als einem halben Jahrhundert seine Schläfe schmückte. — In diesem entscheidenden Moment langte Wilhelm mit dem linken Flügel an. Der Uebergang war für ihn sehr schwierig und das ziemlich reißende Wasser so tief gewesen, daß sein Pferd es hatte durchschwimmen müssen und fast im Schlamme untergesunken war. Kaum auf dem festen Grunde angelangt, nahm er sein Schwerdt in seine linke Hand — denn die rechte war steif von dem gestrigen Schuß — und führte die Seinigen in's Gefecht. Immer noch kämpften die irischen Reiter hartnäckig. Wilhelm wurde

überall gesehen, wo dies Getümmel am Größten war, kämpfend und seine Soldaten mit Zuruf und Geberde ermuthigend. Dieser Mann, oft genug so zurückhaltend und schweigsam, wurde in der Stunde der Gefahr offenherzig und beredt. Es war, als wenn diese auf ihn die Wirkung äußerte, wie auf andere Männer ein feuriger Wein. Eine Kugel riß den Knopf seiner Pistole, eine andere den Absatz seines Stiefels hinweg, allein trotz dessen flehten ihn seine Offiziere vergebens an, sich auf einen Fleck zu begeben, wo sein kostbares Leben nicht fortgesetzter Gefahr preisgegeben sei. Seine Soldaten gewannen, angefeuert durch sein Beispiel, endlich das Schlachtfeld, als die irländischen Reiter theilweise niedergehauen, ihr General gefangen war und sie von ihrem König nichts mehr erfuhren.

Denn Jakob war der Erste bei der Flucht, wie Wilhelm der Erste im Gefecht gewesen. In vollkommener Sicherheit bewachte er von seinem hochgelegenen Zelte aus das Schicksal der Schlacht. Er war nach Irland gekommen, um seine drei Königreiche mit dem Schwerdt in der Hand zu gewinnen und focht für seinen Sohn und seinen Glauben; seine Zeitgenossen und nachfolgende Geschlechter würden ihr Urtheil über diesen Tag der Entscheidung sprechen; seine Freunde setzten ihr Leben für ihn ein, seine Feinde trachteten nach seinem Untergange. Er sah seinen Nebenbuhler

schwach, verwundet, mit der Flut und mit dem Schlamme kämpfen, sah ihn das Land gewinnen und mit dem Schwerdt in der linken Hand seine wankenden Truppen zu dem fast verlorenen Siege führen, während er den Zügel seines Pferdes mit dem verbundenen rechten Arm hielt. Es fehlte für ihn keiner der mächtigsten Beweggründe, welche jemals Menschen zu Entschlossenheit und Thatkraft an einem Tage der Entscheidung aufgestachelt haben und welche sogar nicht selten sonst zagende Frauen in Heldinnen verwandelten. Umsonst. Jeder höhere Aufschwung fehlte ihm und als es sich herausstellte, daß der Tag für Irland verloren sei, überließ er sich einzig einer kindischen Furcht um seine eigene Sicherheit.

Von Sarsfield und einer Leibwache begleitet galloppirte er rastlos nach Dublin, in der steten Angst, daß seine Gegner ihn einholen könnten. Die französischen Hülfstruppen, die den ganzen Morgen sich mit den rechten Flügel Wilhelms beschäftigt hatten, deckten den Rückzug der geschlagenen Armee Jakobs des Zweiten. Mehr als dreißigtausend Mann hatten auf jeder der feindlichen Seiten gekämpft; fünfhundert hatten die Engländer verloren; der glorreichste Todte, der Herzog von Schomberg, wurde einbalsamirt und nach London geschafft. Die ehrwürdigen Hallen der Abtei von Westminster, wo so viele Fürsten, Helden und Dichter ihre letzte Ruhestätte fanden, nahm auch

seine sterblichen Reste auf, über welche sich bald ein pomphaftes Mausoleum erhob. —

Bald nach Sonnenuntergang traf Jakob in Dublin ein, welches den ganzen Tag in der größten Aufregung gewesen war. An der Schwelle des Schlosses trat ihm Lady Tyrconnel entgegen, welche sich von St. Germain aus zu ihrem Gatten begeben hatte. Angst und Sorge lag auf dem blassen Gesicht der Dame, welche Jakob in den glänzenden Tagen der Restauration nur zu gut als die fröhliche und schöne Fanny Jennings, als die anmuthigste Kokette jener üppigen Zeit gekannt hatte.

„Ich weiß nicht," sprach die Schwester Sarah Marlboroughs bekümmert, „ob ich mich freuen darf, Eure Majestät sobald schon wieder in Ihrem Schlosse hier zu begrüßen."

„Durchaus nicht, Mylady," erwiederte der König barsch, „denn Alles ist für uns verloren Sie und ich können nichts Besseres mehr thun als so schnell wie möglich nach Frankreich zu gehen, um nicht in die Hände des Prinzen von Oranien zu fallen."

Er führte die seufzende Dame in das Innere des Schlosses. Die Masse der nach und nach anlangenden, verwundeten und waffenlosen Flüchtlinge füllte bald die Gassen. Kaum graute wieder der Morgen, so rückten unter dem Schalle der Trompeten jene schrecklich gelichteten Reihen der

Cavallerie ein, welche gestern so wacker für Irland gekämpft hatten. Zwei Stunden später langte Lauzun mit seinen Franzosen an, welche wenige Verluste erlitten hatten. Jakob aber warf sich schleunig wieder in den Sattel und floh unaufhaltsam zwölf deutsche Meilen weit, dann nach nur augenblicklicher Rast die ganze folgende Nacht hindurch, wobei er Befehl gab, alle Brücken hinter ihm abzubrechen. Endlich erreichte er den Hafen von Waterford, schiffte nach Kinsale, erreichte dort eine französische Fregatte und verließ auf dieser sein Reich, um es nie wieder zu betreten. —

In Paris war ein Courier mit der Botschaft angelangt, daß der Todfeind des großen Monarchen im Angesichte beider Heere von einer Kanonenkugel getödtet sei. Die Bürger wurden aufgeklopft, um zu illuminiren, Trommeln wirbelten und Fanfaren ertönten; die Glocken von Notre-Dame erschallten und Kanonenschüsse donnerten von der Bastille herab. Reichbeladene Tische wurden auf die Straßen gesetzt und Jedem unentgeltlich Wein geschenkt, der zum Trinken Lust hatte. Eine Strohpuppe, den Prinzen von Oranien vorstellend, wurde durch die Straße geschleift und dann unter Jauchzen und Spottgelächter in hochlodernde Flammen geworfen. Kaum durften einige kaltblütige Leute die Bemerkung wagen, daß die erhaltene Nachricht doch wohl noch der Bestätigung bedürfe, da nicht jede Kanonenkugel durch-

aus tödtlich sei. Sie wurden als Uebelwollende und Freudenstörer angesehen und behandelt; man stritt heftig mit ihnen und drängte sie zuletzt in die Wohnungen der berühmtesten Chirurgen, damit diese den fraglichen Punkt entschieden. Bald jedoch wurde diese Frage am sichersten durch einen Brief des Königs Jakob beantwortet, welcher seine Niederlage und seine glückliche Ankunft in Brest ankündigte.

Redselig und aufgeräumt, mit einem guten Appetit versehen, theilte er dort die Geschichte seines abermaligen Unglücks Jedermann mit, der irgend Lust hatte, ihn anzuhören. Indessen behaupteten die kriegskundigen französischen Offiziere, daß, obgleich Seine Majestät der Schlacht am Boyne beigewohnt hätten, Sie dennoch nichts Anderes davon wüßten, als daß Ihre Armee geschlagen sei. Wenige Stunden nach seiner Ankunft in St. Germain wurde Jakob von Ludwig dem Vierzehnten besucht, welcher, schonend und großmüthig wie früher, kein Wort des Vorwurfs gegen ihn äußerte, sondern im Gegentheil erklärte, daß nach wie vor die königliche Familie von England nichts von den Bequemlichkeiten verlieren sollte, die seine Macht irgend für sie herbeizuschaffen vermöchte. Auf die militärischen und politischen Pläne Jakobs wollte er indessen vorläufig nicht weiter eingehen. Dieser wünschte, daß sogleich wieder ein großes französisches Heer nach England gesandt

werden sollte, welches jetzt von Truppen entblößt sei. Seine Unterthanen bereuten ihre frühren Irrthümer, behauptete er, und sehnten sich darnach, sie wieder gut zu machen. Sobald er sich ihnen zeige, würden sie sich um ihn schaaren. Ludwig war zu artig, um seine wirklichen Ansichten auszusprechen und antwortete nur kühl, daß er neue Unternehmungen in England nicht beginnen könne, ehe er seine noch in Irland befindlichen Generäle gesprochen. Jakob wurde hierauf sehr ungestüm und meinte, daß sein freigebiger Wirth ihn jetzt sehr schlecht behandle, da er ihm nicht gleich eine zweite Armee anvertraue, nachdem er vor zwei Wochen erst mit der ersten davon gelaufen war. Trotz dessen äußerte Ludwig kein einziges unfreundliches Wort, und um endlich fernerer dringender Bitten überhoben zu sein, behauptete er sich unwohl zu befinden. Wenn Jakob in der nächsten Zeit sich in Versailles einstellte, so wurde ihm mit der größten Rücksicht zu erkennen gegeben, daß Seine Allerchristlichste Majestät nicht zur Verhandlung von Geschäften aufgelegt seien. Die hochsinnigen und scharfblickenden Cavaliere, welche sich täglich in den dortigen Vorzimmern einstellten, vermochten es nicht, ihr Hohnlächeln zu unterdrücken, während sie sich tief vor dem königlichen Gast verbeugten, dessen Verkehrtheit und Feigheit ihn abermals zu einem Verbannten und Bittsteller gemacht hatten. Sie flüsterten ihre

Spottreden laut genug, um das stolze Blut der Guelfen in die Wangen Maria Beatricens von Modena zu treiben, welche das härteste Gefühl für eine Frau zu erdulden hatte: dasjenige, sich ihres Gatten schämen zu müssen. Auch als diese sich an Madame von Maintenon wendete, um diese für die Wünsche Jakobs des Zweiten zu gewinnen, wurde ihr nur ein ausweichender Bescheid. Bald gab auch ihr die Gattin Ludwigs deutlich zu erkennen, daß sie vorläufig nichts mehr von dieser Sache hören wolle, wobei Marie Beatrice nicht zum Letztenmale erfahren mußte, wie viel mehr werth es sei, die Macht einer Königin als deren bloßen Namen zu besitzen.*) —

Bald nach Jakob verließen Lauzun und Tyrconnel mit ihren Truppen Dublin und wenige Stunden später rückten englische Dragoner ein, welche von den in der Stadt anwesenden Engländern wie theure Freunde bewillkommnet wurden. Eine unermeßliche Beute, unter dieser das ganze reiche Feldgeräth der beiden Generale, war in die Hände der Sieger gefallen. Fünf Tage nach der Schlacht ritt Wilhelm im großen Staate in die Kathedrale von Dublin, setzte sich die Krone von Irland auf das Haupt und dankte öffentlich Gott, der seine Waffen gesegnet habe. Dann empfing er die Huldigung der Behörden und zog in das

*) Siehe: Leben Jakobs des Zweiten. Burnet u. A. m.

Schloß von Dublin ein. Am Abend jedoch kehrte er in sein hölzernes Haus zurück, um dort, wie immer in diesem Feldzuge, die Nacht hinzubringen. Noch vor Ende des Monats nahm er die wichtige Hafenstadt Waterford ein und marschirte dann auf Limerick, der zweiten Stadt des Landes, wohin sich die am Boyne geschlagene Streitmacht der Feinde zurückgezogen hatte.

Lauzun und seine Stabsoffiziere waren Irlands längst von Herzen überdrüssig. Sie waren bereit, dem Tode auf dem Schlachtfelde unerschrokken und heiter entgegen zu gehen, allein das langweilige, öde, so vieler Genüsse der Civilisation beraubte Leben, welches sie auf der grünen Insel führen mußten, war durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Das böse Klima griff ihre Gesundheit an und beugte ihren Geist nieder. In diesem unglücklichen, durch den langen Krieg verwüsteten Lande fanden sie zuletzt kaum mehr als ein Strohlager, einen Trunk saure Milch und ein Stück Fleisch, welches man ihnen roh auf einer Seite, verbrannt auf der andern darbot. Brod und Wein konnten kaum für Geld erlangt werden. Sie waren daran gewöhnt, in die französischen Lager alle Luxusartikel von Paris mit zu führen, weiche Betten, reiche Tapetenbehänge, schäumenden Champagner, geschickte Köche, Musiker und Operntänzer. Lieber wollte Lauzun Gefangener in der Bastille, lieber Mönch in La Trappe, als

Generaliſſimus dieſer halb nackten Wilden ſein, welche ſich ſeine irländiſchen Soldaten nannten. Jeder Vorwand war ihm recht, der ihm Veranlaſſung gab, in das Land, da Milch und Honig floß, zurückzukehren, wo vergoldete Kutſchen zu erblicken waren, wo die Träger der mit Spitzen beſetzten Cravatten in den Theatern und Ballſälen ſich bewegten. Er erklärte daher die ſchlechten Vertheidigungswerke Limericks für durchaus zum Widerſtande unfähig; er dürfe auf keinen Fall das Leben der Tapfern, welche ſein König ihm anvertraut habe, bei einer ſo nutzloſen Vertheidigung opfern. Er und Tyrconnel zogen ſich mit den Franzoſen weiter nach der Stadt Galway zurück und ſchifften ſich dann nach Frankreich ein, wohin Lady Tyrconnel, dem Geheiß des Königs Jakob folgend, ihnen ſchon vorangegangen war.

Aber zwanzigtauſend Irländer blieben noch in Limerick, entſchloſſen, den Kampf auf Tod und Leben für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes fortzuſetzen. Unter der Anführung Sarsfields gelang es einer Abtheilung von ihnen, das auf dem Wege befindliche, ſchwere Geſchütz der Engländer wegzunehmen und zu zerſtören. Portland war zu ſpät zu deſſen Schutze angelangt. Es fehlte alſo den Belagerern an hinreichendem Material für ihre Aufgabe; die Irländer vertheidigten ſich auf das Aeußerſte, ſo daß die Belagerung ſich in die Länge ziehen mußte. Nun begannen die heftigen

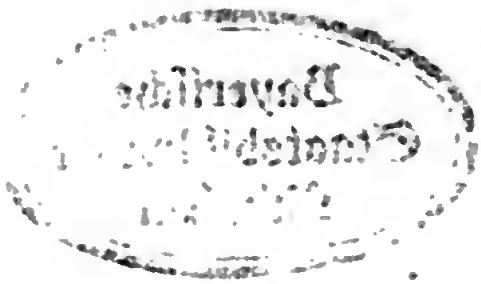
Regengüsse; die Engländer versuchten einen Sturm und drangen in die Stadt. Hier fochten die Celten wie Helden, sogar die Frauen standen unerschüttert im heißen Gefecht und schleuderten Steine auf die Angreifer, welche endlich in ihr Lager zurückgehen mußten. Das Schicksal fürchtend, welches Schombergs Armee im vorigen Jahre erlebte, hob nun Wilhelm die Belagerung auf und ging heim nach England, wo man ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing. Wohlthuender aber noch als diese waren ihm die Freudenthränen Mariens, welche ihn nach den schweren Prüfungen der vergangenen Monate mit hochschlagendem Herzen in London empfing und ihn dann nach Kensington zum vorläufigen Aufenthalte geleitete. —

Da alle Gefahr eines Einfalls der Franzosen vorläufig beseitigt schien, so war Lord Marlborough, der diesmal das Vertrauen seines Monarchen gerechtfertigt und das englische Kriegswesen gut überwacht hatte, bereits mit frischen Truppen nach Irland unterwegs. In raschen Schlägen nahm er dort die beiden wichtigen Städte Kork und Kinsale und legte seine Soldaten dann gleichfalls in die Winterquartiere, indem er selbst nach London zurückging. Während eines Jahres noch setzten die Irländer ihren Verzweiflungskampf fort; dann endlich hatten sie jede Hoffnung verloren und der holländische General Ginkel zog zum

Zweitenmale vor Limerick. Tyrconnel starb, vom Schlage getroffen, nachdem er wieder in Irland eingetroffen war. Sarsfield, der nunmehrige Oberanführer, rieth zur Capitulation. Es wurde den Irländern bewilligt, sich entweder im Lande zu zerstreuen und friedlichen Beschäftigungen obzuliegen, oder sich mit ihrem General nach Frankreich einzuschiffen und in die Dienste Ludwigs zu treten. Manche wählten das Letztere und die Autorität Wilhelms des Dritten wurde nunmehr unbedingt auf der ganzen Insel anerkannt. Die Unterwerfung Irlands unter den Scepter Englands war entschieden und ein ganzes Jahrhundert verging, ehe die gebeugten Söhne Erins wieder eine Erhebung in Masse gegen ihre englischen Gebieter versuchten, die ihnen jedoch so wenig wie jede frühere gelang.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ende.



Druck von Liepsch & Reichardt in Dresden.

10/91
Buchbinderei
yniak & Singer
Marktplatz 23
85614 Kirchseeon